Zeitbilder in Erzählungen

aus der

Geschichte der christlichen Kirche.

VII.

Rodoald

der

letzte Sprößling der Langobardenkönige.

Von

J. N. des Meslettes.

Autorisirte Uebersetzung.

Köln 1867.
Druck und Verlag von J. P. Bachem.

Zeitbilder

in

Erzählungen

aus der

Geschichte der christlichen Kirche.

Siebenter Band.

Köln, 1867.
Druck und Verlag von J. P. Bachem.

Rodoald

der letzte Sprößling der Langobardenkönige.

Von

J. N. des Meslettes.

Autorisirte Uebersetzung.

Köln, 1867.

Druck und Verlag von J. P. Bachem.

Zeitbilder in Erzählungen

aus der

Geschichte der christlichen Kirche.

Die Reihe von Erzählungen, deren siebenten Band wir hiermit dem christlichen Volke übergeben, schildert demselben die Hauptepochen aus der Gründungs- und Entwickelungsgeschichte der Kirche in Bildern, welche Zeit und Zustände charakterisiren. Es ist dabei der Gedanke leitend gewesen, daß es nur einer richtigen Kenntniß von dem Wirken und den Geschicken der gottgestifteten Heilsanstalt bedarf, um ihr den Menschenverstand und das Menschengemüth gleichmäßig zuzuwenden. Unsere „Zeitbilder" sollen diese Kenntnißnahme bei Solchen befördern, bei denen rein wissenschaftliche Darstellungen nicht angebracht sind; sie bieten, wie man dies heutzutage will, ihren ernstern Kern in nicht zu harter Schale.

Das Werden und Wachsthum, das Leiden und Streiten der Kirche in Erzählungen darzustellen, ist keine neue Idee. Sie ist, wie aus der Vorrede zur Fabiola zu ersehen, von Cardinal Wiseman angeregt worden, als man den nunmehr Verewigten von der beabsichtigten Herausgabe einer „Katholischen Volksbibliothek" in Kenntniß setzte. Der gelehrte Kirchenfürst verstand sich sogar dazu, selbst den Anfang zu machen, und beschenkte so die katholische Literatur mit der genannten, jetzt weltbekannten Erzählung. Der Plan blieb leider unausgeführt. Jetzt ist er von einem Kreise französischer Schriftsteller wieder aufgegriffen worden.

*

Bei der Verpflanzung dieser Erzählungen auf deutschen Boden, wozu der Verleger die Berechtigung erworben hat, wollte man sich nicht auf eine einfache Uebersetzung beschränken, sondern es wurden auch die in unserm Vaterlande auf dem kirchengeschichtlichen Gebiete gewonnenen Resultate verwerthet. In dieser Gestalt dürfte nun die deutsche Ausgabe ihre Rechtfertigung in sich tragen. Nur wenige Worte zur Begründung des Unternehmens im Allgemeinen wolle man uns noch gestatten.

Die Jahrzehnte sind so lange noch nicht vorbei, wo man mit einer Art von siegesgewisser Eleganz die Zeit als in nächster Nähe bevorstehend erklärte, in welcher die sogenannte Bildung und das naturhistorische Wissen für die Leute aus dem Volke, Politik und Aesthetik für die Gebildeten, die Stelle der Religion einnehmen würden. Die Aufklärungs-Propheten sahen Christenthum und Kirche bereits hinschwinden, um neuen, zeitgemäßern Institutionen Platz zu machen. Die einzige Rücksicht, die man noch zu nehmen der Mühe werth hielt, beschränkte sich darauf, die vermeintlichen Ueberbleibsel aus überwundener Zeit in ihrem langsamen Absterben nicht zu belästigen.

Diese Prophezeiung von dem Untergange der Kirche war das traurige Resultat der je länger je mehr von dem wirklichen geschichtlichen Boden des Völkerlebens sich loslösenden abstracten Philosophie. Man vergaß, daß die gesellschaftliche Gesittung, deren wir uns im Gegensatze zu den nichtchristlichen Völkern erfreuen, keine Errungenschaft bloßer menschlicher Speculation ist, sondern daß wir sie einer frohen Botschaft von Oben verdanken. Die menschliche Ueberhebung vergißt leicht, weil sie gern vergißt, was ihr geschenkt wird. Zugleich meinte man, diese Gesittung auch dann festhalten zu können, wenn man ihren Ursprung, den lebendigen historischen Christus, leugne, oder sie von Ihm trenne. Man gerieth in diesen Irrthum —

als solchen erweist ihn die Erfahrung —, weil das in dem Evangelium uns zu Theil Gewordene die Gesellschaft nach und nach gleichsam durchsäuert hat; weil die Moral des Christenthums der Weltordnung und der Menschennatur so sehr entspricht, daß sie gleichsam die Luft bildet, in der unsere Geister athmen. Man mag es verkennen und leugnen, es ist so: die Ehrlichkeit des Alltagsmenschen hat, ohne daß dieser es eingesteht oder auch nur weiß, ein christliches Gepräge; sie ist eine Frucht der Offenbarung; so manchfaltig die individuellen Vorstellungen von Gott sowie von dem Wesen und den Gesetzen des Weltalls auch sein mögen, sie ruhen alle auf dem Unterboden des Christenthums, mit alleiniger Ausnahme des Materialismus, welcher den Geist und jede sittliche Ordnung in einem Athemzuge leugnet.

Die Bücher der Weltgeschichte wie die Blätter unseres eigenen Herzens — wir lassen uns nur zu gern das etwas peinliche Auseinanderschlagen dieser letztern verdrießen — zeigen uns auf jeder Seite, daß, seit das Christenthum als That Gottes in die Welt getreten ist, die Völker wie die Einzelnen tüchtiger oder untüchtiger, glücklicher oder unglücklicher — dies alles im rechten Sinne verstanden — in dem Grade geworden sind, als sie die frohe Botschaft männlich und freudig und thatkräftig aufgenommen oder von sich gestoßen und unbefolgt gelassen haben. Aber die Prophezeiung, von der wir oben gesprochen haben, ist unerfüllt geblieben: die Religion löste sich nicht auf; die Kirche starb nicht ab. Im Gegentheil: es zeigte sich ein mächtiger Rückschlag gegen die absolute Negation, und jenes Wort erwies sich als wahr, das dem unglücklichen Lenau in den Mund gelegt wird und dahin lautet, daß trotz aller „Verhegelung“, trotz aller Weltvergötterung seitens einer verkehrten Philosophie, „das Herz doch nach Gott schmachte“. Ernste Geister haben gerade in der letzten Zeit die Nothwendigkeit und Wirklichkeit der Religion tiefer als je erkannt; niemals hat

man sich lebhafter mit der Kirche beschäftigt, als eben in unsern Tagen.

Wir hoffen, auch das Verständniß wird sich mehr und mehr einstellen, und dann die Bethätigung des Erkannten im rechten Geiste nicht fehlen. Daß auch unsere „Zeitbilder" etwas zur Erkenntniß der weltgeschichtlichen Mission der Kirche beitragen, dazu gebe Gott Seinen Segen!

Die Herausgeber.

Bis jetzt sind folgende Bände erschienen:

I. Band: **Hanani** oder die letzten Tage Jerusalem's.
224 Seiten 8⁰. 1865. Preis in elegantem Umschlag br. 20 Sgr.

II. Band: **Sabinianus** oder die ersten Apostel Gallien's.
240 Seiten 8⁰. 1865. Preis in elegantem Umschlag br. 20 Sgr.

III. Band: **Antonia** oder die Martyrer von Lyon.
264 Seiten 8⁰. 1866. Preis in elegantem Umschlag br. 20 Sgr.

IV. Band: **Kaiser Julian**, der Abtrünnige und des Schatzmeisters Töchterlein.
320 Seiten 8⁰. 1866. Preis in elegantem Umschlag br. 22½ Sgr.

V. Band: **Severinus**, der Apostel der Donauländer.
344 Seiten 8⁰. 1866. Preis in elegantem Umschlag br. 24 Sgr.

VI. Band: **Chluodewig**, der Sieger über die arianischen Westgothen und Begründer des katholischen Frankenreichs.
256 Seiten 8⁰. 1866. Preis in elegantem Umschlag br. 20 Sgr.

VII. Band: **Rodoald**, der letzte Sprößling der Langobardenkönige.
238 Seiten 8⁰. Preis in elegantem Umschlag br. 20 Sgr.

VIII. Band: **Robert von Saverny** oder das christliche Abendland vor Damascus.
336 Seiten 8⁰. 1867. Preis in elegantem Umschlag br. 24 Sgr.

Rückblick in die alten Tage.

In den Ebenen Andalusiens sieht man zur Winterszeit zahlreiche Hirten, welche mit ihren Heerden herabgestiegen sind aus der nördlicher gelegenen Provinz Estremadura und von den einsamen Höhen der Sierra Morena. Sie sind nicht so harmlos, wie man nach ihrer Beschäftigung schließen sollte, und auch schon ihr Aussehen ist wild und kriegerisch. Sie führen einen schwer mit Eisen beschlagenen Schäferstab; an ihrer Seite hängt die Büchse. Sie träumen von den Schätzen, welche die Araber vergraben haben, als die Christen sie gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts aus Südspanien vertrieben. Sie wähnen, daß, wie in den Hallen der maurischen Königspaläste, des Alhambra zu Granada und des Alcazar zu Sevilla, so auch auf dem brach liegenden Boden ihrer Weiden der Fuß über Goldminen wandere. Werden sie in ihrem Hinbrüten gestört durch das Maulthier eines Reisenden, so sind sie schnell bereit, die lockende Verheißung ihres Traumes auf das Kommen des Fremden zu deuten und in dessen Taschen statt unter dem Boden die Schätze zu suchen. Wer in diesen Gegenden dahinzieht, ist seines Lebens und seiner Habe nicht sicher.

Friedfertiger ist der Charakter der in Ziegenfelle gekleideten Hirten, welche jedes Jahr zu Anfang des Winters aus den Abruzzen herunterziehen in die römische Campagna. So, im engern Sinne, heißt bekanntlich die öde und doch großartige Landschaft, welche sich mehrere Meilen weit nach allen Richtungen hin rings um Rom erstreckt, vom Tiber und Anio durchflossen und von den Sabiner und Albaner Gebirgen, den Höhen von Ronciglione und dem Meere begrenzt wird. [1])

Diese von den höchsten Punkten aus vom Auge nicht zu überblickende Steppe, nur in den kühlern, feuchtern Jahreszeiten mit üppigem Grün bedeckt, scheint zu andern Monaten nackt und versengt, wie ein von barbarischen Feinden durchzogenes Land. Wenn man über die Villen in der Nähe des Stadtthores hinaus ist, findet man nur wenige Spuren von Anbau, kaum hier und da ein Saatfeld, keine Gartenmauer, selten eine Wohnung. Ruinen von Wasserleitungen und von Grabmälern, die, ihren Todten nachgesunken, jetzt als formlose Steinklumpen den epheuumrankten Unterbau von Hütten bilden, und

[1]) Diese Fläche umfaßt etwa 60 Q.-Meilen von den 214, welche annoch das Patrimonium Petri bilden. Mit Campagna im geographisch ausgedehntern Sinne bezeichnet man aber auch das Gebiet des ganzen alten Landes Latium. In dessen Bereich fallen 1) die Campagna im engern Sinne; 2) die große Ebene, die sich zwischen den Albaner- und den Volsker-Bergen auf der einen und dem Meere auf der andern Seite bis nach Terracina hinzieht und worin die pontinischen Sümpfe sich befinden; 3) die längs dieser letztern landeinwärts befindliche gebirgige Gegend, durch welche der bei Isoletta, unterhalb Ceprano, an der frühern neapolitanischen Grenze, in den Liris einmündende Sacco sich hindurchschlängelt.

andere Monumente römischer Herrlichkeit, die im Mittelalter zu Burgthürmen und Vesten benutzt und so zerstört wurden, unterbrechen die Einförmigkeit der in den verschiedensten Richtungen sich niedersenkenden, oft auch steil abgeschnittenen Hügelwellen. Man begegnet nicht dem Landmann, welcher das vordem von seinem Vater angepflanzte Feld bebaut; Fremde ackern und säen in der Eile, andere Fremde kommen zur Erntezeit, schlafen in Rohrhütten auf dem nackten Boden und tragen mit der kärglichen Löhnung den aus bösen Erdausdünstungen aufgesogenen Todeskeim zurück in die Heimath. Denn herrenlos, wie man nach ihrem Ansehen glauben könnte, sind diese Steppen nicht. Die Grenzmarken der Einzelbesitzungen sind genau bestimmt, jeder Fußbreit Landes ist vermessen. Lange Pfahlreihen, dem Laufe der Bäche, der Richtung der Straße oder der Bewegung des Bodens folgend, oft auch in gerader Linie das Land durchschneidend, bezeichnen die einzelnen Gebiete. Dem Staate zahlt der Eigenthümer Grundsteuer, der Pachter dem Letztern den Zins für die Benutzung der Weiden zur Viehzucht. Aber das Land nährt keine Bewohner, die ein Interesse an der Scholle haben; seit Jahrhunderten ist die Bevölkerung aus dem weiten Gebiete geschwunden und Rom's Noth und Mangel steht im engsten Zusammenhange mit diesem unnatürlichen Zustande.

Immer ist es nicht so gewesen, aber schon vor der christlichen Zeit wurden die verderbenbringenden Keime gelegt. Zur Zeit als die alten Römer die Campagna sich unterworfen hatten, bedeckte eine verhältnißmäßig große Anzahl von Städten und Dörfern den jetzt wüsten Landstrich. Wie überall strebten auch hier die Reichern nach

großem Landbesitz, und in dem Maße, als die Gütercomplexe größer und weniger wurden, verminderte sich der Anbau, demgemäß und in Folge der verheerenden Kriege auch die Bevölkerung und zugleich wurde die Gegend ungesunder. Das nöthige Getreide wurde aus der fernsten Ferne geholt. In einigen der alten Nachbarstädtchen Rom's lebte die Bevölkerung wieder auf in den ruhigern Zeiten der ersten Kaiser. Diese Zeiten waren es dagegen wieder, welche die fruchtbarsten Strecken der Campagna mit Villen, Palästen und Lustgärten bedeckt sahen. In demselben Maße, als der Luxus der Bewohner Rom's stieg, minderte sich die Benutzung des meist in den Händen der Großen befindlichen Ackerlandes zu Zwecken des allgemeinen Bedarfs. Was sie nicht mit Parkanlagen, Bädern, Teichen, Wasserwerken und Wildgehegen bedeckten, wurde als Triften zur Viehzucht benutzt. Dann kam die Verlegung des Herrschersitzes an den Bosporus und die allmälige Verarmung der Hauptstadt; hierauf die Einfälle der nordischen Völker. Die kleinern Ortschaften verschwanden völlig vom Boden. Die von den verheerenden Schaaren der Gothen unter Alarich begonnenen, von den Hunnen unter Attila, den Vandalen unter Geiserich wiederholten Verwüstungen erreichten ihren Gipfelpunkt, als die Langobarden gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts in Italien einbrachen und verheerend bis an die Meerenge von Messina vordrangen. „Mit meinen Augen," schreibt Papst Gregor der Große, „sah ich die Römer, Hunden gleich im Nacken mit Stricken gebunden, als Sklaven in's Frankenreich verkauft werden. Unsere Bedrängnisse haben das Maß überschritten; meine Seele ist des Lebens müde." Was noch auf dem Lande wohnte,

flüchtete Schutz suchend in die Stadt; aber auch diese gewährte keine Sicherheit mehr. Die Küstenbewohner überließen das verödete Land dem Gewässer und den Büffeln, wilden Gästen, deren zuerst am Schlusse des sechsten Jahrhunderts gedacht wird, und die gewissermaßen die Herren wurden des ganzen Striches von Terracina bis in die Nähe des heutigen Livorno.

Die langobardischen Streifzüge dauerten bis zu Karls des Großen Zeiten.

Die von den Päpsten schon um die Mitte des achten Jahrhunderts gemachten Versuche, durch Gründung kleiner Ortschaften, zum Aufenthalte und Sammelpunkte der Landleute, dem Ackerbau in der Umgegend von Rom wieder aufzuhelfen, scheiterten; ihrer Wiederholung legten die Baronalfehden des spätern Mittelalters unübersteigliche Hindernisse in den Weg. Und so hat denn das seit zwei Jahrtausenden herrschende System der Gütercumulationen, in Verbindung mit den örtlichen Verhältnissen und den widrigen Zeitläuften die Fieberluft geschaffen, die heutzutage das unübersteigliche Hinderniß der Besiedelung und des Anbaues der Campagna geworden ist und selbst die weniger bewohnten Stadttheile Rom's inficirt.

Die Geschichte, die wir auf den nachfolgenden Blättern erzählen wollen, reicht hinauf in die Zeiten der Langobardenkriege, welche vielleicht mehr als alles Andere dazu beitrugen, den schlimmen Zustand der Campagna zu einem wohl kaum mehr heilbaren zu machen.

I.

Die Mitternachtsmesse.

Es war in einer kalten Winternacht des Jahres 797. Ein dichter Schneemantel bedeckte die Ebene von Modena und verbreitete über dieselbe einen eigenthümlichen Lichtschimmer. Zahllose feine Flöckchen durchwirbelten die Luft und verbanden sich bei dem Hauche des scharfen Nordwindes beim Niederfallen alsbald mit der schon durchfrorenen Schneekruste.

Plötzlich unterbricht ein feierliches, von dem Kloster Nonantula herübertönendes Geläute die Stille der Nacht; es soll den Gläubigen den Anbruch des h. Christfestes verkündigen. Wer aufmerksam gehorcht hätte, würde einen Augenblick später auch die Glocken der kaum eine Stunde entlegenen Stadt Modena gehört haben, die, geweckt von dem heiligen Rufe, fernher in die Festfreude einstimmten.

Nur eine ganz geringe Anzahl nicht zu Nonantula gehöriger Andächtigen kam zu der kirchlichen Feier des Weihnachtsfestes in die Klosterkirche; die ausgedehnten Besitzungen der Abtei wurden fast ausschließlich von den Klosterbrüdern bewirthschaftet.

Eben als die letzten Glockenschläge verhallten, sah man noch einen Wanderer in die lange, nach Nonantula führende Allee einbiegen. Folgen wir ihm in die prachtvolle, hell erleuchtete Basilika.

Der Schein der Kerzen fiel auf das Gesicht des Fremden, so daß man seine Züge genau erkennen und mit einem Blicke die ganze Gestalt überschauen konnte.

Dem Anscheine nach mochte er etwa 28 bis 30 Jahre zählen. Er war von mittlerer Größe und schlankem Wuchs. In seiner ganzen Haltung lag etwas Edeles und Außergewöhnliches. Das volle Gesicht zeigte männliche Schönheit mit einem Anfluge von stiller Schwermuth; die langen schwarzen Wimpern beschatteten ein Paar ausdrucksvolle Augen, die bald stolz aufblitzten, bald eine namenlose innere Trauer widerspiegelten. Der rasche Uebergang aus der kalten Nachtluft in die mildere Temperatur der Kirche hatte das Blut in seine Wangen getrieben. Er trug einen kurzen Bart und das volle schwarze Haar fiel in Locken auf die Schultern herab. Seine Kleidung war die beinahe ganz römisch gewordene der vornehmern Langobarden jener Zeit: anliegende mit Kreuzbändern umschnürte Beinkleider, eine engärmelige reichverbrämte Tunica, die bis zu den Knieen reichte und über den Hüften gegürtet war, und ein weiter, dunkelfarbiger, ebenfalls prachtvoll ornirter Schultermantel.

Wie geblendet von dem wunderbaren Anblick blieb der Ankömmling eine Weile unbeweglich stehen. Endlich riß er sich gewaltsam von seinen stummen Betrachtungen los und ging in andächtiger Haltung einige Schritte voran. Dann kniete er nieder in dem Schatten eines gewaltigen Pfeilers wo er unbeachtet seine Andacht verrichten konnte.

Die ganze Basilika war mit Betern angefüllt. Die Abtei zählte tausend Mönche; dazu kamen noch eine beträchtliche Anzahl von Knaben, die in dem Kloster erzogen und unterrichtet wurden.

Den heiligen Opferdienst am Altare vollzog der Abt, ein wohl achtzigjähriger Greis. Aus den im Gebete verklärten Zügen sprach die reinste und edelste Herzensgüte; die weißen Locken schmückten sein Haupt wie eine Ehrenkrone. Er stützte sich bei seinen priesterlichen Functionen auf einen etwa dreißig Jahre zählenden Ordensmann, der ihm bei allen Ceremonien mit einer wahrhaft rührenden Sorgfalt und kindlichen Pietät helfend zur Seite stand.

Mächtig wie die Wasser des Meeres wogte während der Feier abwechselnd mit stillen Gebeten der Gesang der tausendstimmigen Männerschaar in getragenen Tönen durch das weite Schiff der Kirche. Das war ein Jubel, der aus dem Herzen kam, als es nach der Verlesung des Evangeliums wie aus einer Kehle erscholl:

O gloriosa virginum
Sublimis inter sidera,
Qui te creavit, parvulum
Lactente nutris ubere.

Tu regis alta janua,
Et aula lucis fulgida:
Vitam datam per virginem
Gentes redemptae plaudite! [1])

Während im Verlaufe der h. Messe die Brüder und Novizen in langen Reihen zum Chore hinschritten, um,

[1]) O, heilige Jungfrau hoch und hehr,
Erhöh't ob aller Sternen Heer,
Der dich erschuf, des Himmels Lust,
Nährst du als Kind an deiner Brust.

Du hast vom Höchsten deine Zier,
Du Himmelspfort', du Gnadenthür;
Den uns die Jungfrau rein gebar,
Preist ihn erlöster Völker Schaar!

auf den Stufen des Altares knieend, aus der Hand des Abtes die h. Communion zu empfangen, hoben die Gesänge der kleinen Zöglinge des Klosters die Herzen Aller mächtig über Raum und Zeit empor. Wie mit Engelsstimmen sangen die Knaben:

Ad regias agni dapes
Stolis amicti candidis
Post transitum maris rubri
Christo canamus principi.

Divina cujus caritas
Sacrum propinat sanguinem,
Almique membra, corporis
Amor sacerdos immolat. [1])

Der von uns beobachtete Fremde, welcher bis dahin, in Betrachtung und Gebet versunken, regungslos an seiner Stelle gekniet hatte, schloß sich, als die Letzten der Brüder zum Altare schritten, denselben an. Seine Züge schienen von heiliger Freude verklärt, als er, die Hände auf der Brust gekreuzt, von dem himmlischen Mahle zurückkehrte.

Nachdem das h. Opfer vollendet war, blieben Alle noch eine Weile in stillem Dankgebete versunken zurück; dann leerte sich allmälig die Kirche, und bald war außer den mit dem Auslöschen der Kerzen beschäftigten Brüdern Niemand mehr in derselben, als der Abt und sein Be=

[1]) Da wir dem Mahl des Lamm's uns nah'n,
Mit weißen Kleidern angethan,
Schall' Ehr' und Preis Ihm, der regiert,
Der uns durch's rothe Meer geführt.

Der priesterlich, voll Liebesgluth
Darbringet uns sein theures Blut,
Und seinen Leib gebenedeit,
Zum heil'gen Liebesopfer weiht.

gleiter. Beide beteten noch vor dem Hochaltar. Endlich erhoben auch sie sich und wandten sich langsam der Pforte zu. Noch ehe sie dieselbe erreichten, war der Fremde in das Dunkel der Nacht hinaus geschritten. Der Abt wie sein Begleiter hatten ihn unwillkürlich mit ihren Blicken verfolgt.

Vor der Kirche wandte der Abt sich an seinen jüngern Gefährten: „Hast du den Fremden bemerkt, der eben hinausging?“

„Ja, ehrwürdiger Vater,“ antwortete der Gefragte, „nicht bloß jetzt; schon bei der Ausspendung der heiligen Geheimnisse hat seine fromme Haltung mich erbaut.“

„Mich nicht minder,“ fuhr der Abt fort. „Weiß keiner unserer Brüder über ihn Näheres? Der Schatten, der über seinen Zügen lagert, zeugt von einem innern Leiden und hat dem Manne meine ganze Theilnahme gewonnen.“

„Es ist eine seltsame Persönlichkeit,“ entgegnete der junge Mönch nachdenklich.

„Wie? Hättest du, mein Sohn Adalbert, ihn vielleicht schon früher einmal gesehen? Weißt du, wer er ist?“

„Er ist mir allerdings nicht gänzlich fremd. Wir sind schon früher einmal zusammengetroffen; allein seinen Namen kenne ich ebensowenig wie seine persönlichen Verhältnisse.“

„Auf welche Weise bist du mit dem Manne in Berührung gekommen?“

„Hier im Kloster, und zwar unter ganz eigenthümlichen Umständen, an welche mich sein heutiges Erscheinen wieder lebhaft erinnert hat.“

Unter diesem Gespräche waren die beiden Mönche bei

der Pforte, welche aus dem die Kirche und das Klostergebäude trennenden Hofe in das letztere führte, angelangt.

„Und wie kam es, daß mir diese deine Begegnung mit dem Manne, die mir der eigenthümlichen Umstände wegen doch erinnerlich sein müßte, ganz fremd ist?" fragte der Abt nach kurzem Schweigen.

„Diese Begegnung, ehrwürdiger Vater Anselmus, hatte vor etwa zwei Jahren Statt," antwortete Adalbert. „Ihr waret damals zur Visitation der von unserer Congregation abgezweigten Ordenshäuser und Hospitäler abwesend. Als Ihr beinahe nach einem Jahre zurückkehrtet, war die Sache mir aus dem Gedächtniß entschwunden. Das werdet Ihr um so erklärlicher finden, als es im Grunde sich auch um nichts Besonderes handelte. Nur die Umstände waren einigermaßen merkwürdig, unter denen dieser fremde junge Mann mich zu einer gefährlich Erkrankten führte, um dieser die Tröstungen der Religion zu verschaffen."

In diesem Augenblick traten die Beiden in die Zelle des Abtes. Dieselbe war wegen des hohen Alters ihres Insassen etwas erwärmt. Der Greis ließ sich auf einen Stuhl nieder und wandte sich dann an seinen Begleiter, der auf sein Geheiß ebenfalls Platz genommen hatte.

„Theile mir alles mit, mein Sohn, was du von dem Fremden weißt."

Der Angeredete begann zu erzählen.

„Es war an einem kalten Winterabend. Ein heftiger Sturm raste über die Felder hin, und der Regen floß in Strömen herab. Ich war mit unserm Prior, dem Pater Maurus — Gott gebe ihm den Frieden! — gerade

in der Bibliothek mit der Abschrift einiger Documente beschäftigt, da trat der Bruder Pförtner hastig ein und meldete die Ankunft eines Fremden, der darauf dringe, ohne Verzug den Abt zu sprechen. Seinen Namen habe er nicht genannt. Er habe, nach den vom Regen ganz durchnäßten und beschmutzten Kleidern zu urtheilen, einen sehr weiten Weg gemacht. Auch scheine er in der That Eile zu haben; seine Pferde, dasjenige, das er geritten, wie dasjenige, welches dem erbetenen Begleiter dienen sollte, seien ganz in Schweiß gebadet. Der Prior begab sich ohne Verzug an die Pforte. Als er nach einigen Minuten zurückkehrte, setzte er mich von dem Begehr des Fremden in Kenntniß. Derselbe bitte, erzählte er mir mit beunruhigter Miene, um einen Priester, der noch in der Nacht einer gefährlich Erkrankten die Sterbesacramente spenden solle; es bedürfe aber, meine der Fremde, eines kräftigen und unerschrockenen Mannes, denn es gelte eine ziemlich weite Reise, und die Straße sei durch das schlimme Wetter noch unwegsamer als sonst. Da ich sah, daß Pater Maurus in Verlegenheit war, wen er mit der Erfüllung des verlangten Dienstes betrauen solle, bot ich mich dazu an. Allein der Prior zögerte mit seiner Einwilligung; er wisse nicht, wehrte er ab, ob er damit in Euerm Sinne handele; Ihr seiet mit besonders zärtlicher Liebe um mich besorgt, und hättet mich noch bei Euerer Abreise seiner Obhut besonders angelegentlich empfohlen. Indessen überwanden meine inständigen Bitten schließlich seine Bedenken. Der Prior erlaubte mir, mit dem Fremden zu gehen, befahl mir aber beim Abschiede dringend die größte Vorsicht an und ertheilte mir seinen Segen. Nachdem ich das Nöthige zur Vornahme der heiligen Handlungen aus

der Kirche genommen hatte, eilte ich zur Pförtnerstube, wo der Fremde mit fieberhafter Ungeduld den ihm vom Prior zugesagten Priester erwartete. Es war der nämliche junge Mann, den wir eben aus der Kirche gehen sahen. Indessen machte er damals einen etwas andern Eindruck auf mich. Es waren freilich die nämlichen edeln und feinen Züge, allein ohne den Ausdruck der Sanftmuth und Ergebenheit, der uns eben so angenehm auffiel. Aus der ganzen Haltung wie aus den fast wild glänzenden Augen sprach vielmehr stolzes Selbstgefühl. Indeß schien auch damals schon eine tiefe Traurigkeit seinen Geist zu umdüstern. Gleich bei meinem Erscheinen fragte er mich, ob ich der Priester sei, der mit ihm gehen solle. Kaum hatte er meine bejahende Antwort, als er mich mit stürmischer Hast an der Hand nach der Thüre hinzog. Der Regen hatte noch immer nicht von seiner Heftigkeit nachgelassen, und nur langsam tastete ich in der dichten, meinen Augen ungewohnten Finsterniß vorwärts. Mein Begleiter, der meine Unsicherheit merkte, bot mir freundlich seinen Arm zur Stütze an. »Wohin gehen wir eigentlich?« fragte ich ihn, als wir an den vordersten Bäumen der Allee ankamen, wo der Fremde seine zwei Pferde festgebunden hatte. Meiner Frage ausweichend, antwortete er, unser Ziel werde ungefähr fünf Stunden weit entfernt sein. Mein Anerbieten, aus dem Kloster eine Fackel mitzunehmen, lehnte er ab mit dem Bemerken, er kenne die Wege ganz genau und werde mich so sicher führen, als sei es heller Tag. Einer gewissen Aengstlichkeit konnte ich mich angesichts dieses offenbaren Bestrebens, mir das Ziel der Reise zu verheimlichen, allerdings nicht erwehren; dessenungeachtet erklärte ich mich bereit, mich seiner Führung

vertrauensvoll zu überlassen. Meine Entschlossenheit hatte aber noch eine weitere Probe zu bestehen. Der Fremde erklärte, er könne von meinem Anerbieten nur unter der Bedingung Gebrauch machen, daß ich, bevor wir uns auf den Weg machten, mir die Augen verbinden lasse; er beharrte auf diesem Verlangen trotz meiner Einwendung, bei einer so stockfinstern Nacht und bei solchem Wetter sei eine derartige Vorsichtsmaßregel sicher überflüssig. Außerdem mußte ich ihm versprechen, auch bei der Kranken selbst mich durchaus auf die zur Verrichtung meines heiligen Amtes nöthigen Fragen zu beschränken, ohne nach ihrem Namen oder nach ihren persönlichen Verhältnissen zu forschen. Später werde er mich in der nämlichen Weise, d. h. wieder mit verbundenen Augen, nach dem Kloster zurückführen; übrigens könne ich überzeugt sein, daß nicht die geringste Gefahr mir drohe. Ich überlegte nicht mehr, bereit, unter solchen Umständen allem entgegen zu gehen, was kommen möge. Der Fremde warf mir einen dichten Mantel zum Schutz gegen den Regen um die Schultern, half mir aufsitzen, verband mir, nachdem er mich mit einem starken Riemen an den Sattel befestigt hatte, die Augen und ergriff die Zügel.

»Nun denn, in Gottes Namen voran,« rief ich; dann ging es fort im schärfsten Trabe. Es war, als ob das Säusen des Waldes und der kalte Regen, der unser Gesicht peitschte, unsere Renner zu immer größerer Eile antriebe. Die Aeste stöhnten und krachten unter der Wucht des Sturmes. Der Hufschlag der Pferde spritzte den Koth der vom Regen aufgeweichten Wege an uns herauf. Mein Begleiter ritt stumm an meiner Seite; mir hätte auch der Athem gefehlt, ihm zu antworten.

Wir mochten wohl eine Stunde lang fortgeritten sein, als mein Führer den Lauf der Pferde hemmte zu kurzer Rast, und weitere zwanzig Minuten verflossen, als der Fremde Halt machte und erklärte, wir seien am Ziele.

Rasch hatte er sich aus dem Sattel geschwungen und half dann auch mir vom Pferde. An der Hand führte er mich weiter, ohne mir die Binde abzunehmen. Ich bemerkte, daß wir durch eine ziemlich niedrige Thüre in einen engen Gang gelangten. Wir stiegen eine steinerne Wendeltreppe hinauf. Jetzt nahm mein Begleiter mir die Binde von den Augen, indem er mir nochmals anbefahl, der Verabredung gemäß bei der Kranken jede nicht durchaus nöthige Frage zu vermeiden.

Bei dem Scheine einer kleinen, jetzt in der Hand meines Führers befindlichen Lampe sah ich mich in einem kreisförmigen, hochgewölbten Raume. In den schmucklosen Wänden aus geglätteten Granitquadern war von einem Fenster, durch welches das Tageslicht hätte einfallen können, nichts zu sehen. Weiße Marmorplatten bildeten den Fußboden. Ich fühlte mich beengt wie in einem Grabkeller.

Mein Führer wies auf eine uns gegenüber befindliche zweite Thüre, durch welche ich in das Gemach der Kranken gelangte. Eine zweite, größere, aber eben so schmucklose Halle öffnete sich vor uns. Ein Paar hölzerne Sitze ohne Rücklehne, ein auf Kreuzschragen ruhender Tisch, und einige andere Geräthe von ganz geringem Werthe bildeten neben dem Lager der Kranken die ganze Ausstattung desselben. In der dem Eingange gegenüber befindlichen Wand sah man eine Thüre, die wahrscheinlich in ein weiteres Gemach führte.

Die auf dem Bette liegende Kranke war eine Frau vorgerücktern Alters. Das edel geformte Gesicht zeigte deutliche Spuren langwieriger und bitterer Seelenleiden; Fiebergluth hatte ihre Wangen krankhaft geröthet.

Sobald die Frau mich erblickte, leuchtete ihr mattes Auge plötzlich auf, und eine freudige Ueberraschung malte sich auf den bleichen Zügen. Sie versuchte sich zu erheben; allein die Kräfte versagten ihr, und erschöpft sank sie auf das Bett zurück. Mit einem dankbaren Seitenblick auf meinen Begleiter winkte sie mir, näher zu treten.

Eine bejahrte Dienerin entfernte sich sogleich von dem Bette und zog sich an das Ende der Halle zu meinem mit eingetretenen Gefährten zurück.

Ich neigte mich über die Kranke hin, sprach ihr einige Worte des Trostes zu und ersuchte sie, mir ihr Herz zu eröffnen. Statt aller Antwort heftete sie einen durchdringenden Blick auf mich. Es war, als ob sie in meinen Zügen einen alten Bekannten wiederfinden wolle; ihr Gesicht nahm dabei einen eigenthümlichen Ausdruck ängstlicher Verwunderung an. Da flackerte die trübe Lampe für einen Augenblick heller auf, so daß mein Gesicht scharf beleuchtet werden mußte. Die Kranke stieß einen schwachen Schrei aus und sank ohnmächtig auf das Lager zurück.

Die Wärterin und mein Begleiter eilten auf meinen Ruf herbei, und unsern vereinten Anstrengungen gelang es endlich, die Kranke aus ihrer Ohnmacht zu erwecken. Allein sie zeigte noch fortwährend eine auffallende Erregtheit und wandte ihre Augen nicht von mir ab.

Meine Lage wurde mit jedem Augenblicke peinlicher. Auf meine wiederholte dringende Bitte suchte die Kranke

sich endlich zu sammeln und zu beruhigen; indem sie die von mir gestellten Fragen durch Zeichen beantwortete, ermöglichte sie es mir, ihr die Lossprechung zu ertheilen. Die beiden Mitanwesenden hatten sich inzwischen auf meinen Wunsch entfernt. Die Kranke empfing darauf mit rührender Andacht die Wegzehrung. Ich hatte sie eben gesalbt mit dem Oele der Kranken und sprach die letzten Gebete, als mein Führer die Thüre öffnete, um mir zu bemerken, es sei Zeit zur Abreise. Nachdem ich zum Abschiede noch einige tröstende und ermunternde Worte an die Kranke gerichtet, schien dieselbe bei weitem nicht mehr so traurig und niedergeschlagen; in ihren Zügen drückte sich vielmehr Friede und Ergebung aus. Als sie jedoch bemerkte, daß ich mich entfernen wollte, zeigte sie von neuem die frühere Unruhe. Wieder heftete sie mit dem Ausdrucke des tiefsten Schmerzes ihren starren Blick auf mich. Mehrere Male bemühete sie sich zu sprechen, allein sie vermochte kein Wort hervorzubringen. Mein Begleiter drängte wiederholt zum Fortgehen. Im nächsten Augenblicke, warnte er, könne der Herr des Schlosses zurückkehren, und würden wir von ihm betroffen, so wäre unser Leben in der größten Gefahr.

Nachdem er mir sodann die Augen wieder verbunden, eilten wir aus dem Schlosse. Wir bestiegen unsere Pferde, und in weniger als zwei Stunden hatten wir das Kloster erreicht. Hier, beim Abschiede, drückte mein Begleiter mir eine schwere Börse mit Goldstücken in die Hand mit der Bitte, dieselben unter die Armen zu vertheilen. Noch von seinem Pferde herunter mahnte und beschwor er mich, um seiner wie um meiner eigenen Sicherheit willen niemals von dem geheimnißvollen Ritte dieser Nacht zu

sprechen. Ich verwies auf mein gegebenes Wort und betheuerte, daß außer Euch, mein Vater, Niemand von der ganzen Sache eine Silbe erfahren solle. Dann rief der Fremde mir noch ein letztes Lebewohl zu, und im nächsten Augenblicke war er meinen Blicken entschwunden.

Aeußerst erschöpft und aufgeregt von den Erlebnissen der Nacht trat ich in das Kloster. Nachdem ich meine gänzlich durchnäßten Kleider gewechselt, begab ich mich zu unserm Prior, der in ängstlicher Spannung auf meine Rückkehr gewartet hatte. Ich erzählte ihm, daß ich einen ziemlich weiten Weg gemacht und eine gefährlich Erkrankte zum Tode vorbereitet habe. Er war mit diesen allgemeinen Angaben zufrieden, und so hatte ich keine Veranlassung, näher auf die einzelnen Erlebnisse meiner Reise einzugehen."

Der Abt hatte mit der lebhaftesten Aufmerksamkeit dieser Erzählung Adalbert's zugehört, und blieb nach Beendigung derselben noch eine Weile in tiefem Nachdenken versunken. Dann bemerkte er: „Ohne Zweifel ist diese arme Frau ein Opfer der Rache und des Hasses, wie deren in diesen Zeiten gesetzloser Willkür und roher Gewalt so viele zu beklagen sind."

Adalbert stimmte dieser Vermuthung bei.

„Und seitdem hast du in Betreff der Kranken nichts Näheres erfahren?" fragte der Abt.

„Ich habe nie mehr von ihr sprechen hören. Uebrigens wird sie auch bald gestorben sein."

„So könnte uns also der Fremde, der eben hier der

Messe beiwohnte, wohl Auskunft über die Unglückliche geben."

„Von dieser Seite wird nicht viel zu erwarten sein; der Fremde ist nur zwei Mal hier in der Kirche gewesen, und zwar hat er jedes Mal, wie mir scheinen will, absichtlich die Dunkelheit gesucht, um seinen geistlichen Bedürfnissen zu genügen."

„Nun, so wollen wir es Gott überlassen, den Schleier von diesem Geheimnisse zu heben, wann es Ihm gefällt."

II.

Die Langobardenkönige.

Das Kloster Nonantula, wohin wir den Leser in dem vorstehenden Capitel führten, verdankte seinen Ursprung einer frommen Schenkung des langobardischen Königs Aistulf. Ein Schwager desselben, Herzog Anselmus von Friaul, hatte im Jahre 750 der Herrschaft und der Welt entsagt und sich in das von ihm selbst gegründete Benedictiner-Kloster zu Fanano in der Nähe von Modena zurückgezogen. Aistulf überwies diesem Kloster den nicht weit davon gelegenen, damals freilich noch unangebauten Bezirk von Nonantula. Die eben so fleißigen wie frommen Klosterbrüder hatten die meist mit Waldungen und Sümpfen bedeckte Gegend bald gelichtet und urbar gemacht, und schon nach einigen Jahren erhob sich auch hier, umgeben von fruchtbaren Feldern, ein stattliches Klostergebäude nebst einer den hh. Aposteln gewidmeten Kirche. Letztere wurde im Jahre 753 durch den Patriarchen Sergius von Ravenna im Auftrage des Papstes Stephanus eingeweiht.

Ein Theil der Mönche von Fanano siedelte nach dem neuen Kloster über und wählte den durch Frömmigkeit und Wissenschaft wie durch seine vornehme Geburt hervorragenden Anselmus zu ihrem Abte.

Dieser ehemalige Herzog und nunmehrige Abt war übrigens nicht das einzige Beispiel frommer opferwilliger Gesinnung, das die damalige langobardische Königsfamilie aufzuweisen hatte. Rachis, ein Bruder des Königs Aistulf und zugleich sein Vorgänger auf dem Throne der Langobardenkönige von Pavia, hatte nach kaum halbjähriger Regierung die Krone niedergelegt, um in dem Benedictinerkloster auf dem Monte Cassino sich dem Ordensleben zu widmen. Dieses Kloster, halbwegs zwischen Rom und Neapel im Jahre 529 vom h. Benedict gegründet, begann zur Zeit unserer Erzählung schon aufzuleuchten als das Centrum der Geistesbildung für Mittelitalien. Von der Terrasse des Klosters überblickte man das reichste und schönste Thal dieses Landes, das des Liris, dessen Lauf man mit dem Auge verfolgen kann, bis er sich in dem Dunste verliert, der über der Ebene von Sinuessa und Minturnä schwebt; und weiterhin ist ein kleiner Streifen blauen Meeres sichtbar, jenseits von Molo di Gaëta. Mehrere Töchter Aistulf's hatten in einem von ihnen gestifteten Kloster den Schleier genommen. Aistulf selbst endlich zeigte sich in seinem Privatleben als frommen und eifrigen Christen, wie auch seine Gemahlin Giseltrudis ein leuchtendes Vorbild der Frömmigkeit und christlichen Nächstenliebe war.

Gleichwohl hatten die langobardischen Könige gegenüber den Päpsten, als den Schützern und Schirmern der Stadt Rom, schon seit längerer Zeit eine entschieden feindselige und

drohende Haltung angenommen, bis endlich unter Aistulf der offene Kampf ausbrach.

Zur genauern Darlegung dieser Verhältnisse ist es nöthig, einen kurzen Rückblick auf die Ereignisse der vorhergehenden Jahrhunderte zu werfen.

Seit der letzten größern Einwanderung deutscher Volksstämme unter Odovakar, der im Jahre 476 das zu einem bloßen Schatten herabgesunkene römische Kaiserthum förmlich aufhob und ein wenigstens äußerlich vom oströmischen Kaiserthum abhängiges deutsches Königreich in Italien gegründet hatte, waren ungefähr hundert Jahre vergangen. Von der untern Donau her brach damals ein anderer deutscher Volksstamm, die Langobarden, unter Anführung Alboin's gegen Italien auf.

Diese neuen Einwanderer fanden jenes von Odovakar gegründete Reich nicht mehr vor; das unglückliche Italien hatte inzwischen schon zum zweiten Male seine Beherrscher gewechselt. Nach kaum fünfzehnjähriger Regierung war nämlich Odovakar von dem Ostgothenkönig Theodorich, der auf Veranlassung des Kaisers Anastasius mit seinen Schaaren nach Italien eingewandert war, in mehrjährigem blutigem Kampfe besiegt und endlich entthront worden. Doch auch das von Theodorich gegründete Ostgothenreich war nicht von langer Dauer in Italien. Denn schon im Jahre 536 landete ein Feldherr des griechischen Kaisers Justinian in Italien, besiegte in wiederholten blutigen Schlachten die Gothen und machte das Land zu einer Provinz des oströmischen Kaiserreichs.

Ohnehin als Fremde und zugleich als Anhänger der Arianischen Irrlehre bei den Italienern wenig beliebt, hatten die Gothen, besonders in der letzten Zeit, durch

Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten sich verhaßt gemacht. In Rom wie in den übrigen Städten wurden daher die siegreichen Griechen mit offenen Armen aufgenommen. Nur zu bald aber zeigte es sich, daß mit den Truppen Justinian's auch der Despotismus eingezogen war, den das griechische Kaiserthum zum großen Nachtheil der bürgerlichen und religiösen Freiheit im Orient ausübte. Nicht nur, daß im Gegensatz zu der bisher üblichen freien Wahl jetzt die Päpste unmittelbar von Constantinopel aus ernannt wurden: es wurden zugleich Bestechungen, Drohungen und Mißhandlungen aller Art bis zum Tode gegen die Oberhirten der Kirche angewendet, um den kaiserlichen Willen auch in rein geistlichen Dingen, ja selbst in Sachen des Glaubens, ausschließlich zur Geltung zu bringen. Kräftige Päpste, wie ein Silverius, welche diese kaiserlichen Anmaßungen und Uebergriffe pflichtmäßig zurückwiesen, mußten ihren Muth und ihre Standhaftigkeit durch Kerker und Verbannung büßen.

Ein solcher drückender Zustand konnte auf die Dauer nicht bestehen bleiben, wenn die Kirche ihre hohe Aufgabe segensreich erfüllen sollte. In der That wandte auch die Vorsehung diese Gefahr bald von der Kirche und von Italien ab, und zwar waren es eben die Langobarden, deren sie sich als Werkzeug bediente.

Diese Völkerschaft, im Laufe des vierten Jahrhunderts von der Niederelbe aufgebrochen, hatte nach langen Fahrten und vielfachen Kämpfen mit den deutschen Oststämmen und den benachbarten slavischen und hunnischen Horden bis zu Anfang des sechsten Jahrhunderts sich zu Herren Pannoniens gemacht. Als Soldtruppen waren die Langobarden seit ihrem Erscheinen in den untern Donau-

ländern mit dem oströmischen Reiche in Beziehung getreten und hatten das Christenthum nach dem Arianischen Bekenntnisse angenommen. Sie, vielleicht die wildesten der nordgermanischen Einwanderer, hatten auf den Eroberungszügen unter dem oströmischen Feldherrn Narses die manchfachen Reize Italiens kennen gelernt; bald nach dem Tode des genannten Feldherrn suchten sie sich des Landes zu bemächtigen. Im Jahre 568 überschritten sie die Alpen und fielen, verstärkt durch Schaaren aus verschiedenen Völkern: Bulgaren, Sarmaten, Pannoniern, Norikern, Alamannen, Sueven, Gepiden und Sachsen — der letztern allein sollen 20,000 gewesen sein — in Oberitalien ein. Sie besiegten die griechischen Truppen und drängten sie zurück. In den beiden folgenden Jahren dehnten sie ihre Eroberungen bis in die Nähe von Rom aus, durch ihre Grausamkeit überall Schrecken und Angst verbreitend. Allein in Rom sowohl wie in den meisten größern Städten vertheidigten sich die Einwohner, unterstützt von den griechischen Besatzungen, mit Muth und Glück.

Nach dem Tode Alboins hatten die Langobarden zunächst keinen neuen König gewählt; der Adel hatte das eroberte Gebiet unter sich vertheilt, so daß sechsunddreißig von einander unabhängige Herzogthümer entstanden. Istrien, Ravenna mit der umliegenden Meeresküste, Rom mit seiner Umgebung, Neapel und die Südspitze Italiens blieben unter griechischer Oberherrschaft und wurden von Ravenna aus durch einen Stellvertreter des Kaisers regiert, welcher den Titel Exarch führte.

Durch den Verlust so vieler Provinzen war jedoch die Macht des oströmischen Hofes in Italien sehr geschwächt. Die Kaiser, im Osten ihres Reiches beständig von den

Persern beunruhigt und bekriegt, sahen sich genöthigt, ihre italienischen Provinzen der Treue und Opferwilligkeit ihrer eigenen Bewohner zu überlassen.

Gegen Ende des sechsten Jahrhunderts vermählte sich der langobardische König Autharus mit einer baierischen Prinzessin Theodolinde. In der römisch-katholischen Religion erzogen, machte diese Fürstin es sich zur Aufgabe, ihre neuen Unterthanen zum katholischen Glauben zu bekehren, und dadurch die Verschmelzung der Langobarden mit den katholischen Romanen Italiens zu befördern.[1])

In der Mitte des siebenten Jahrhunderts begann die Reihe der katholischen Herrscher auf dem Langobardenthron, und von da ab arbeiteten die Könige mit Eifer und Erfolg an der Bekehrung ihres Volkes, welches Werk ihnen

[1]) In Monza bei Mailand erbaute die fromme Königin die erste katholische Kirche, zur Ehre Johannes des Täufers, welche die Langobarden später als ihr theuerstes National-Heiligthum schätzten; noch heute steht dieser Dom als herrliches Denkmal der alten Zeiten und ihrer Herrscher. In demselben wurde bis zum Jahre 1859 die bekannte „eiserne Krone" verwahrt, welche nach so manchfachen Geschicken, im Herbste 1866 in Wien den jetzigen Besitzern der Lombardei, den Italienern, überantwortet wurde. Dieselbe besteht aus einem einfachen, drei Zoll breiten goldenen, mit 22 Edelsteinen gezierten Reife, an dessen innerer Seite ein schmaler eiserner Ring sich hinzieht. Frommer und wohlbeglaubigter Sage zufolge ist letzterer geschmiedet aus einem Nagel vom Kreuze Christi, der als Geschenk Papst Gregor's des Großen in die Hände der langobardischen Fürstin Theodolinde kam. Von der Krönung ihres Gatten Agilolfs an, wurde dieselbe gebraucht bei den Krönungen aller Beherrscher der Lombarden. Bis zu Carl V. setzten 34 Könige und Kaiser dieselbe auf ihr Haupt; 1805 auch Napoleon und dann noch 1838 der Kaiser von Oesterreich Ferdinand I.

um so leichter gelang, als ein Theil der bei der Eroberung des Landes mit seßhaft gewordenen Hülfsvölker, wie die Noriker und Pannonier sich von Anfang an zur römischen Kirche bekannten. Durch die Religion in nähere Verbindung mit Rom gebracht, gewöhnten sich die Langobarden mit der Zeit auch an Rom's Sitten und Sprache, und der Haß, der bisheran die Einwohner Italiens von den Eroberern getrennt hielt, schwand nach und nach hin.

Ganz feindselig indessen gestaltete sich das Verhältniß des Langobarden-Reiches zu den Päpsten, als im Jahre 725 Luitprand zur Regierung gelangte. Als tapferer und zugleich ehrgeiziger Fürst faßte er den Entschluß, seine Herrschaft über das ganze nördliche und mittlere Italien auszudehnen. Sobald er durch die gänzliche Unterwerfung der bis dahin ziemlich selbstständigen Herzoge seine königliche Macht gesichert und verstärkt hatte, begann er mit der Ausführung dieses Planes.

Die Päpste geriethen dabei in große und lang andauernde Drangsal. Ihre Lage war die eines Kornes zwischen zwei Mühlsteinen. Auf der einen Seite drangsalirte sie der griechische Kaiser, der bewahren wollte, was er hatte, aber es nicht schützen konnte; auf der andern der Langobardenkönig, der, was ihm begehrenswerth schien, zu gewinnen strebte. Die Päpste waren aber durch die Zeitumstände schon längst thatsächlich zu Verwaltern auch der weltlichen Angelegenheiten des römischen Volkes geworden, ohne daß sie besonders danach zu streben nöthig gehabt hätten. Seitdem Rom, vom Kaiserthum verlassen, mehr und mehr einen geistlichen Charakter annahm, und der hohe Adel der Stadt mit der Kirche, dem Klerus und dem Papstthum in der manchfachsten Weise verzweigt und vereinigt wurde,

waren zahlreiche und höchst bedeutende Grundbesitzungen, wie dieselben bei den einzelnen römischen Familien sich angehäuft hatten, nach und nach durch Schenkung, Vermächtniß und Erbschaft in den Besitz der Kirche übergegangen. Die Geschlechter starben aus; die Kirche, gewöhnlich die letzte Zuflucht der aus der Welt Scheidenden, blieb. Diese Erbgüter der römischen Kirche, deren sich in allen Provinzen von der Südspitze bis zu den Alpen und selbst in Gallien, Corsica, Sardinien, Sicilien und sogar in Afrika fanden, nannte man Patrimonien des heiligen Petrus. Aus ihren Einkünften wurden nicht nur die Bedürfnisse des Gottesdienstes bestritten, sondern sie bildeten die Hülfsquellen bei jeder materiellen Noth des Volkes in Krieg und Frieden; nach päpstlichen Verordnungen sollten selbst die kirchlichen Gefäße nicht geschont werden, wenn es gelte, vom Feinde gefangene Römer auszulösen. Gleich hervorragend war die Stellung der Päpste in der Regierungsverwaltung. Wenn schon Kaiser Justinian den Bischöfen sogar zum größten Theil die Wahl und Beaufsichtigung der kaiserlichen Provinzialbeamten überwiesen hatte, wie durchgreifend mußte da die Wirksamkeit des Papstthums in Italien sein! „Wer hier Bischof ist," schrieb Gregor der Große an die Patriarchen im Orient, „der muß sich fragen, ob er des Amtes eines Seelenhirten oder des eines weltlichen Fürsten wartet, so sehr wird er von äußern Angelegenheiten in Anspruch genommen." Fassen wir nun alle diese Momente zusammen: die hohe kirchliche Stellung des Papstthums; die Einkünfte der Patrimonien und deren Verwendung überall da, wo das Volk die Hände nach Hülfe ausstrecken mußte; der Antheil, den das Papstthum an der städtischen und Pro-

vinzial-Verwaltung nahm; seine Haltung dem kaiserlichen Hofe in Constantinopel und den germanischen Barbaren gegenüber; dann die allmälige Entfremdung des Volkes von den Interessen des Kaiserthums, welches die italienischen Provinzen in aller Noth und Gefahr sich selbst überließ, während die Päpste stets als Vertheidiger und Vertreter des nationalen Wohls sich erwiesen; endlich die thatkräftigsten und umsichtigsten Männer auf dem apostolischen Stuhle, so wird es uns nicht wundern, daß das Papstthum mit der Zeit eine wahrhaft volksthümliche weltliche Macht geworden war, neben der der kaiserliche Herzog in Rom und der Statthalter in Ravenna als lästige Diener eines fremden Herrn in den Schatten traten.

Wie schon beiläufig bemerkt, war die Lage der Päpste während den bei Ermangelung fester Grenzen endlosen, durch fast zwei Jahrhunderte sich hinziehenden, und mit barbarischer Wildheit und Zerstörungslust ausgeführten Raub- und Eroberungszügen der Langobarden d i e: daß die Fürsten der letztern in ihnen die Diener der Politik des byzantinischen Hofes und demgemäß ihre Gegner und Feinde erkannten. Die griechischen Kaiser ihrerseits beargwohnten die Päpste gleichfalls und beschuldigten sie unstatthafter Uebergriffe, wenn sie die Sorge für die Vertheidigung des römischen Gebiets und die öffentlichen Bedürfnisse des Landes da auf s i c h nahmen, wo andernfalls die Ohnmacht der, wie es schien, nur noch als Steuerpresser fungirenden kaiserlichen Stellvertreter den allgemeinen und gänzlichen Ruin herbeigeführt hätte. In den Augen der Italiener, in denen unter solchen Zuständen des gänzlichen Verlassenseins seitens der oströmischen Despoten die Neigung zur Selbsthülfe sich entschiedener entwickeln mußte, waren

die Päpste die Vertreter des alten Gemeinwesens, das sie als die ideal fortbestehende römische Republik sich dachten. Ihr Begriff von derselben war freilich sehr schwankend; in Rom scheint man bald die Stadt mit dem nicht langobardisch gewordenen benachbarten Gebiete, bald auch das Exarchat und die südlich daranstoßende Pentapolis darunter verstanden zu haben, — das alles, während die Päpste selbst noch immer den Kaiser in Constantinopel als Herrn des Landes anerkannten.

Im Jahre 716 gelangte Leo der Isaurier auf den Thron. Es war eine bewegte Zeit im Abendlande. Während Papst Gregor II. durch Bonifacius für die Bekehrung Deutschlands Sorge trug, wie sein Vorgänger die segensreichste Missionsthätigkeit für England entfaltet hatte, zogen von Außen grimmige Feinde des Christenthums, die Mohamedaner, gegen das Frankenreich heran, beherrschten das Mittelmeer und bedrohten Italien und Rom. Da erließ der Kaiser 726 ein Edict, welches gebot, aus den Kirchen im ganzen Reiche alle Bilder zu entfernen. Die gewaltsame Durchführung desselben erregte einen Sturm des Aufruhrs. Dem Papste, der Vorstellungen machte, drohte der Kaiser mit Absetzung. Jetzt erhob sich das Volk in Rom, in der Pentapolis, im Venetianischen, in Süditalien, und erklärte, den Papst mit Waffengewalt gegen den Kaiser vertheidigen zu wollen. Ein gegen den Papst geschmiedetes Mordcomplot byzantinischer Beamten scheiterte; das Volk hieb die Verschwörer in Stücke.

Selbst die Langobarden traten für den Papst auf, und die Römer erklärten sich trotz Gregor's Abmahnen des Gehorsams gegen Byzanz ledig. Von da an war Italien

für den griechischen Kaiser verloren; die Ereignisse drängten zu einer neuen Gestaltung der Dinge.

Der Plan des Langobardenkönigs Luitprand, ganz Italien zu erobern, wurde auch von seinen Nachfolgern festgehalten, und dies führte die Entscheidung näher. Die Gewalt der von Gott zugelassenen Verhängnisse sollte den weltlichen Staat der Päpste und damit deren Unabhängigkeit begründen in dem Momente, wo die römische Weltherrschaft gänzlich und endgültig am Boden lag, und von wo ab auch das geistliche Ansehen des allgemeinen Kirchenoberhauptes gelitten haben würde, wenn es der Unterthan eines der in das Weltreich sich theilenden kleinen Fürsten geworden wäre. So lange der Papst den Kaiser über sich hatte, galt dieser auch als der Gebieter der Welt. Man kann ohne weitere Ausführung die Gründe begreifen, welche die verschiedenen Herrscher veranlassen können, eine kirchliche Autorität von ihren Ländern fern zu halten, die einem andern, ihnen an Macht gleichen oder sie überragenden Fürsten unterworfen ist. Hatten die schismatischen, von der römischen Einheit abgelösten Griechen nicht einerlei Lehrmeinungen mit den schismatischen Russen? Und doch wollte Rußland, seitdem die Patriarchen von Constantinopel Unterthanen des türkischen Sultans geworden waren, sich ihrer Autorität nicht mehr unterstellt sehen.

Nachdem Luitprand Ravenna, den Sitz der byzantinischen Herrschaft in Italien, und viele andere Städte in dieser Gegend belagert und erobert hatte, bemächtigte er sich auch Narni's und Sutri's im Herzogthum Rom. Er wollte eben auf die Hauptstadt selbst losziehen, als der Papst ihn zur Umkehr vermochte; und so voll Ergebenheit zeigte sich nun der Langobardenkönig, daß er dem Papste,

als dem Stellvertreter des h. Petrus, die auf Grund des Eroberungsrechtes gewonnene Stadt Sutri als rechtmäßiges Eigenthum schenkte. Sutri wäre also der erste außerrömische Keim des Kirchenstaates.

Dieser Friede war nur von kurzer Dauer. Im Jahre 744 starb Luitprand, und nach der ganz kurzen Regierung seines Nachfolgers Rachis gelangte Aistulf auf den langobardischen Thron. Er nahm die Eroberungspläne Luitprand's wieder auf. Sein Einfall in das römische Gebiet und die im Januar 755 begonnene Belagerung der Stadt gab dem unglückseligen römischen Gefilde den Todesstoß. Aistulf drohte die Stadt gänzlich zu zerstören und ihre sämmtlichen Bewohner niederzumachen, wenn man ihn nicht als Herrn anerkenne, ihn in die Stadt einlasse und den Papst ausliefere. Daß es ihm Ernst damit war, zeigte die Aufbietung aller Streitkräfte, welche er in drei Schlachthaufen von drei verschiedenen Seiten gegen die Mauern Rom's vorrücken ließ.

Zwei Jahrhunderte waren verflossen, seit Rom die letzte langwierige Belagerung erlitten hatte; denn alle folgenden Stürme der Langobarden waren nicht nachdrücklich gewesen, oder ihr Abzug bald erkauft worden. Die uralten, von den letzten Päpsten aus Mitteln der Kirche wiederhergestellten Mauern widerstanden zuerst den Sturm-Maschinen der Langobarden, aber die Campagna erfuhr mehr als zwei Monate lang die schonungslose Verwüstung eines rachesüchtigen Feindes. Die von den Päpsten angelegten Ackercolonieen wurden bis in den Grund zerstört; die Saatfelder wurden zertreten, die Weinberge ausgerodet, die Heerden und Knechte als Beute fortgetrieben. Erschlagen wurde, was unter das Schwert fiel. Die Kirchen und

Klöster außerhalb der Mauern wurden geplündert, aller Mißhandlung und jeder Schande preisgegeben. Nur St. Peter und St. Paul schonte man, — eine Scheu, um so unbegreiflicher bei Unholden, die kein Bedenken trugen, die kirchlichen Gefäße zu verunehren, die Heiligenbilder unter wüstem Gelächter auf Scheiterhaufen zu verbrennen, mit den gottesdienstlichen Gewändern Mummenschanz zu treiben und den consecrirten Inhalt der Abendmahlskelche in ihre Taschen zu füllen zur gelegentlichen profanen Speise!

In dieser äußersten Bedrängniß wandte Papst Hadrian sich an den Frankenkönig Pipin, der auch alsbald mit einem Heere in Italien erschien, Aistulf gänzlich besiegte und zur Herausgabe der eroberten Städte des Herzogthums Rom sowie des griechischen Exarchats nöthigte.

Diese letztern Städte schenkte Pipin nebst dem dazu gehörigen Gebiete an den römischen Stuhl. Er wurde so der Begründer der weltlichen Unabhängigkeit des kirchlichen Oberhauptes. Später sah Pipin durch die Treulosigkeit des wortbrüchigen Königs, der die übernommenen Verpflichtungen nicht erfüllte, sich genöthigt, noch ein Mal nach Italien zu ziehen und die Langobarden von neuem zu demüthigen.

Der von Pipin gegründete Kirchenstaat blieb auch in der Folge geschützt und vertheidigt von dem tapfern Frankenkönige Karl, dem Sohne und Nachfolger Pipin's. Auf die dringenden Bitten des Papstes Hadrian zog er mit einem Heere gegen den Langobardenkönig Desiderius, den Nachfolger des unbesonnenen, heißblutigen Aistulf, um denselben zur Erfüllung der eingegangenen Verpflichtungen anzuhalten. Aistulf war zu Anfang des Jahres 756 nach einem Sturze auf der Jagd in den Armen frommer Mönche

gestorben. Karl eroberte im Jahre 774 die langobardische Hauptstadt Pavia; der gänzlich besiegte König Desiderius fiel mit seiner Familie in Gefangenschaft und wurde nach dem Frankenlande fortgeführt, während sein Sohn und Mitregent Adelchis nach Constantinopel entkam.

Karl vereinigte jetzt das ganze langobardische Gebiet mit seinem großen fränkischen Reiche und nannte sich fortan „König der Franken und Langobarden". Die bisherige Eintheilung des Landes in 36 Herzogthümer behielt er bei, wie er auch überhaupt dem Volke seine Gesetze und nationalen Eigenthümlichkeiten ließ.

Durch diese Vernichtung des langobardischen Reiches schien auch für das päpstliche Gebiet, das übrigens durch die Bestätigung der Pipin'schen Restitutionen durch König Karl auf's neue gefestigt wurde, endlich die so lange vermißte Ruhe gekommen zu sein. Die Päpste beeiferten sich, durch weise und milde Regierung die Wunden zu heilen, welche die wiederholten Kriege und Plünderungen ihrer Hauptstadt wie ihrem Gebiete geschlagen hatten.

So war also das langobardische Königreich zu der Zeit, wo unsere Erzählung beginnt, zu einer Provinz des fränkischen Reiches herabgesunken; die beiden letzten Glieder der Familie des Königs Aistulf schmachteten in Verbannung und Gefangenschaft und trugen so die Strafe ihrer eigenen Ungerechtigkeit.

Die Abtei Nonantula, die fromme Stiftung des Schwagers Aistulf's, des Abtes Anselmus, war aber während des Verfalles des Reiches zu immer schönerer Blüthe gediehen.

III.

Die Gefangene.

Am Weihnachtsfeste, dessen Eingang wir im ersten Capitel zu Nonantula mitgefeiert haben, gedachte Abt Anselmus, wie er es seit mehr als vierzig Jahren gewohnt war, mit ganz besonderer Fürsorge der Armen seines Sprengels. Alle ohne Ausnahme sollten an dem Tage so reichlich getröstet werden, als es in seinen Kräften stand. Die frommen und zugleich so arbeitsamen Söhne des h. Benedict ließen ja überhaupt, für ihre Person sich mit Geringem begnügend, den Nothleidenden die Früchte ihres Fleißes zu Gute kommen, so weit sie nicht auf die Verherrlichung des göttlichen Dienstes und die Pflege der Wissenschaften verwendet wurden.

Anselmus schickte also eine Anzahl von Brüdern mit Lebensmitteln, wärmenden Kleidungsstücken und sonstigen Unterstützungen nach den verschiedenen ärmlichen Hütten der Umgegend, die theils in der Nähe von Modena, theils bis auf mehrere Meilen von Nonantula entfernt, tiefer in den Wald hinein gelegen waren.

Als gegen Abend die beiden Letzten der Ausgeschickten wieder zurückkehrten, erschienen dieselben vor dem Abte und erzählten, sie hätten einen Unbekannten mitgebracht, den sie etwa eine Stunde vom Kloster entfernt wie todt in dem Schnee liegend gefunden.

Sogleich ließ der Abt sich zu dem Unglücklichen hinführen und erkannte zu seinem größten Erstaunen in demselben den Fremden wieder, der ihm in der verflossenen

Nacht in der Kirche aufgefallen war. Anfangs glaubte er, derselbe sei schon todt; denn der kalte Körper war regungslos und hatte ganz das Aussehen einer Leiche. Indessen ließ er sogleich den in der Heilkunde sehr erfahrenen Bruder Adalbert herbeirufen, damit dieser versuche, den Unglücklichen in's Leben zurückzubringen.

Adalbert brachte sofort die geeigneten Mittel in Anwendung. Lange Zeit vergebens. Schon wollte Adalbert alle Hoffnung aufgeben, als er bei nochmaliger Untersuchung der Brust eine schwache, zitternde Bewegung bemerkte. Er verdoppelte seine Anstrengungen und sah dieselben nach wenigen Minuten in der erfreulichsten Weise belohnt. Der Fremde schlug die Augen auf und suchte sich mühsam emporzurichten. Ein stärkender Trank, der ihm sogleich gereicht wurde, brachte ihn bald vollständig zu Kräften.

Anfangs ließ er seine Augen verwundert umhergehen. Offenbar suchte er sich Rechenschaft darüber zu geben, wie es gekommen, daß er sich in einem warmen Bette und in der behaglichen Nähe eines lustig flackernden Feuers befinde. Endlich murmelte er langsam vor sich hin: „Wo bin ich hier? Wer hat mich hierher gebracht?"

„Du befindest dich unter dem gastlichen Dache eines Gott geweihten Hauses," beruhigte ihn Anselmus. „Du bist bei Leuten, die dich aufrichtig lieben, wenngleich sie dich erst seit einigen Stunden kennen. Zwei von unsern Brüdern haben dich am Saume des Waldes gefunden, wo du halb im Schnee begraben am Wege lagst."

„Ach, was habt ihr gethan!" seufzte der Fremde, wie erschrocken über diese Mittheilung. „Warum habt ihr mich nicht ruhig sterben lassen?"

„Willst du Gott dem Herrn," antwortete tadelnd der ehrwürdige Abt, „dem Urheber deines Lebens, einen Vorwurf daraus machen, daß er dir dasselbe so wunderbar erhalten hat? Niemals," fuhr er in strengem Tone fort, während der Angeredete wie in der Erkenntniß seines Unrechts die Augen niederschlug, „niemals darf der Mensch sich der Verzweiflung überlassen, am allerwenigsten aber der Christ. Denn ihm steht ja immer, auch selbst in den Stunden der bittersten Trübsal, als sichere Stütze der heilige Glaube zur Seite, so wie die sichere Zuversicht, daß Gott ihn nicht verlassen werde. Und sah ich nicht diesen Morgen noch dich in unserer Kirche am Tische des Herrn knieen? Leuchtete nicht aus deinem Blicke wie aus deinen Zügen die Freude deines aufgerichteten und getrösteten Herzens hervor? Kannst du solche Gnadenerweisungen Gottes so schnell vergessen?"

Diese letztern Worte schienen das Herz des jungen Mannes, der bis dahin lautlos zugehört hatte, zu treffen.

„Habt Mitleid mit mir!" flehte er, indem er mit Thränen in den Augen zu dem Abte aufblickte.

Dieser ergriff seine Hand und fragte theilnehmend: „Wer bist du, und wer sind deine Eltern?"

„Mein Name ist Rodoald," war die Antwort. „Ach, niemals war es mir vergönnt, den süßen Vater-Namen auszusprechen, und meine Mutter habe ich nur kennen gelernt, um unaufhörlich das traurige Geschick zu beklagen, das sie getroffen hat. So bin ich von fremder Hand erzogen worden und ach! in der Gottlosigkeit aufgewachsen. Habe ich also nicht Recht," schloß er, „mich den unglücklichsten aller Menschen zu nennen?"

„Mein Sohn," antwortete gerührt der Abt, „dein trauriges Schicksal verdient in vollem Maße das Mitleid, das wir Alle für dich hegen."

Bei diesen theilnehmenden Worten färbten sich die Züge des Fremden lebhafter, und unter heftigem Schluchzen bedeckte er sein Gesicht mit den Händen.

Der Anblick eines so bittern Schmerzes erweckte in Adalbert das innigste Mitleid. Theilnehmend suchte er den Unglücklichen zu trösten. „Schau auf mich hin, Rodoald, und fasse wieder Muth! Auch ich bin in meiner Kindheit von ähnlichem, ja vielleicht noch härterm Unglück heimgesucht worden. Schon als zweijähriges Kind verlor ich meinen Vater, und meine Mutter habe ich gar nicht gekannt. Dennoch hat Gott, dessen Auge ja liebevoll über den Waisen wacht, mich in diesem frommen Hause hier einen neuen Vater finden lassen." Bei diesen letzten Worten blickte der Sprechende mit dem Ausdrucke des innigsten Dankes auf Anselmus hin. „Unter der Leitung des ehrwürdigen Abtes bin ich hier im Kloster erzogen und unterrichtet und in den heiligen Ordens- und Priesterstand eingeführt worden."

Rodoald, der sich etwas aufgerichtet und den Sprechenden unverwandt angeblickt hatte, erwiderte mit bewegter Stimme: „So lange ich lebe, werde ich euch als meine besten Freunde, als meine größten Wohlthäter ehren und dankbar lieben. Ihr habt mich nicht nur von einem sichern Tode gerettet; euerer Liebe und Theilnahme verdanke ich es zugleich, daß in meinem beinahe verzweifelnden Herzen wieder Muth und Vertrauen auf die Zukunft aufgelebt ist." Rodoald fragte dann nach dem Namen des jüngern Mönches; er schulde ihm, sagte er, noch

Dank für einen früher geleisteten Dienst, und möge nun auch gern wissen, wessen Andenken er im Herzen zu bewahren habe.

„Hier im Kloster heiße ich Adalbert," entgegnete der Gefragte. „Wie man mir sagte, hatte ich früher einen andern Namen; indessen habe ich denselben noch nie hier aussprechen hören. Aber willst nicht auch du uns deinen Stand und deine Herkunft mittheilen?"

„Wie könnte ich mittheilen, was ich selbst nicht weiß!" erwiderte der Fremde traurig. „Ein undurchdringlicher Schleier liegt über meinen ersten Lebensjahren; wo meine Heimath ist, welcher Familie ich angehöre, warum der Mann, bei dem ich wohne, so viele Sorgfalt auf meine Erziehung verwendet, das alles ist für mich selbst in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt."

„Also hast du doch einen Beschützer und Erzieher gefunden?"

„Ach, welch ein Unterschied ist zwischen dem Manne, in dessen Händen ich mich befinde von meiner Kindheit an, und deinem ehrwürdigen Beschützer hier! Ihr habt vielleicht schon von dem Grafen Hinulf gehört?"

„Der Graf von Modena?" fragte der Abt gespannt.

Gleichzeitig rief Adalbert mit dem Ausdrucke des tiefsten Unwillens: „Wer sollte von jenem Gottlosen nicht gehört haben, der von den Thränen und dem Blute des armen Volkes sich nährt? Gewiß haben wir von ihm gehört, so verborgen er sich auch hält, weil er sich scheut, das Wehklagen und Murren des von ihm geknechteten Volkes zu hören."

„Was hat denn Hinulf bestimmt, Vaterstelle bei dir zu vertreten?"

„Das ist für mich selbst ein Räthsel. So weit meine Erinnerungen reichen, bin ich immer auf seinem nicht fern von hier liegenden Schlosse gewesen. Eine Zeit lang hat er mich ganz wie einen leiblichen Sohn pflegen und erziehen lassen. Schon als Kind sah ich mich von einer Schaar Diener umgeben; jeder Wunsch wurde mir abgelauscht und sogleich erfüllt; selbst meine kindischen Launen wurden berücksichtigt und sogleich befriedigt. Später, als ich heranwuchs, erhielt ich von tüchtigen Lehrern den sorgfältigsten Unterricht, nicht bloß in der Handhabung der Waffen, sondern auch in den verschiedenen Wissenschaften. Im Reiten und in den kriegerischen Uebungen erhielt ich von Hinulf, der selbst tüchtiger Krieger und erfahrener Anführer ist, frühzeitig Anleitung. Er schenkte mir die prachtvollsten Ausrüstungen, die besten und schnellsten Pferde. Ich konnte große Jagden in unsern Waldungen anstellen und hatte immer so viel Geld zu meiner Verfügung, als ich nur wünschte. Wiewohl der Graf niemals einem Armen ein Almosen gab, so war mir doch eine beinahe fürstliche Freigebigkeit gegen Nothleidende gestattet. Sobald ich großjährig geworden war, wurde mir eine Anzahl der tüchtigsten Krieger überwiesen.“

Rodoald, den das Sprechen sichtlich ermüdete, hielt einige Augenblicke inne, um etwas auszuruhen, wozu ihn auch der Abt freundlich ermunterte.

Nach einer kurzen Pause fragte dann der Letztere weiter: „Aber sage mir aufrichtig mein Sohn, fühltest du dich bei diesem Leben in vornehmem Ueberflusse wahrhaft glücklich?“

„Ich gestehe, daß ich manchmal, wenn ich mich im Taumel der Vergnügungen berauschte, für wenige flüchtige

Augenblicke es zu sein wähnte. Allein stets empfand ich in meinem Innern eine trostlose Leere; immer blieb in meinem Herzen eine tiefe Sehnsucht, die durch alles dieses nicht befriedigt wurde. Es fehlte mir jene Beruhigung und Lebensklarheit, wie sie mir später in dem lebendigen Glauben an Christus zu Theil wurde."

„Wie?" fragte erstaunt der Abt, „ließ denn Hinulf dich nicht in der christlichen Religion unterrichten?"

„Nein; das war von diesem Feind der Kirche und Verächter ihrer Lehren und Vorschriften auch nicht zu erwarten. Mit seiner zügellosen Lebensweise stimmten die Lehren des Islam, zu der er sich zu bekennen vorgab, vortrefflich; mir, sagte er, werde es später auch einleuchten, daß dies die vernünftigste Religion sei."

„Armer, beklagenswerther junger Mann!" seufzte der Abt. „Und du liehest seinen verführerischen Worten vielleicht ein williges Ohr?"

„Ich kann sagen, daß dieselben nur einen geringen Eindruck auf mich machten. Hauptsächlich mag dieses wohl daher gekommen sein, weil die Person Hinulf's mir immer ein gewisses Mißtrauen, ja, einen fast unüberwindlichen Abscheu einflößte. Ich begriff bald, daß er solchen christenfeindlichen Grundsätzen hauptsächlich nur deshalb huldige, um desto ungestörter seinen Leidenschaften fröhnen zu können."

„Liebtest du den Grafen denn nicht wenigstens als deinen Wohlthäter?"

„Er nannte mich nie seinen Sohn, duldete auch nicht, daß ich ihn Vater nannte. Es war mir bald klar, daß irgend ein Geheimniß über meiner Abstammung schweben müsse; allein alle meine Bemühungen, dasselbe zu ergrün-

den, waren fruchtlos. Der Graf wich meinen Fragen immer aus. Ja, es kam mir manchmal vor, als suche er das Dunkel dieses Geheimnisses absichtlich zu vermehren."

„Vielleicht hatte er einen besondern Grund und Zweck, so zu handeln", bemerkte der Abt.

„Allerdings wird dem so sein," stimmte Rodoald bei; „auch ich habe schon längst diese Vermuthung gehabt. Uebrigens glaube ich, selbst wenn er wirklich mein Vater wäre, würde es mir schwer fallen, ihn herzlich zu lieben. Ich sah ihn nie anders, als in ernster, düsterer Stimmung oder in heftigem Zorne. Eine fieberhafte Aufregung schien ihn zu verzehren. Seine Sorgfalt und sein Wohlwollen gegen mich beschränkte sich auf das, was ich eben erwähnte; niemals habe ich auch nur ein einziges freundliches oder herzliches Wort aus seinem Munde vernommen, und der starre, finstere Blick, den er manchmal auf mich heftete, machte mich mehr als ein Mal beben."

„In welchem Verhältnisse stehst du denn gegenwärtig zu dem Grafen?" fragte der Abt, den diese Mittheilungen auf's äußerste überraschten. „Empfängst du keine Wohlthaten mehr von ihm?"

„Nein," war die Antwort; „gegenwärtig verfolgt er mich mit glühendem Hasse. Die Ereignisse, welche diese Veränderung herbeigeführt haben, bilden den wichtigsten Abschnitt meiner Lebensschicksale. Ich habe dieselben bisheran noch immer als Geheimniß bewahrt, und eben in diesem Augenblicke, wo ich auf dieselben zu sprechen komme, will die Angst, der Graf möchte es erfahren, mir gleichsam den Mund schließen. Doch wozu soll ich euch, meine lieben Freunde, nicht alle meine Erlebnisse offenbaren, selbst jene traurigen Ereignisse, die mich der Verzweiflung

nahe brachten? Ist ja doch sowohl das heilige Gewand, das ihr traget, als auch euer priesterlicher Charakter mir sichere Bürgschaft, daß diese meine Enthüllungen in euerm Herzen begraben bleiben werden. Ich kenne den reichen Schatz euerer aufopfernden Liebe ja aus Erfahrung. Aber das laßt euch gesagt sein: käme auch nur das Geringste von diesen meinen Mittheilungen zu den Ohren Hinulf's, so würde nicht nur ich selbst, sondern zugleich auch ein anderes, mir unaussprechlich theueres Leben, für welches ich das meinige tausend Mal hinzugeben bereit bin, in die größte Gefahr kommen."

Anselmus und Adalbert sicherten die strengste Verschwiegenheit zu, worauf Rodoald, zu dem Letztern sich hinwendend, in seiner Erzählung fortfuhr: „Du erinnerst dich vielleicht noch jener stürmischen Nacht, in welcher ich hierher zum Kloster kam, um einen Priester zu rufen?"

„Ganz genau; ich habe erst kürzlich noch dem Abte den ganzen Vorfall erzählt."

„Der Ort, wo du jene Kranke antraffst, ist die alte, gewaltige Feste Norcina, welche einige Stunden von dem gewöhnlichen Aufenthaltsorte Hinulf's entfernt ist."

„Ich bin wiederholt an den Wällen der Burg vorübergekommen," bemerkte Anselmus. „Ich muß gestehen, es wurde mir jedes Mal ängstlich und unheimlich zu Muthe; denn ich hatte immer, ich weiß selbst nicht warum, eine Ahnung, diese alten dicken Mauern müßten irgend eine finstere Unthat bergen."

„Auf unsern Ritten und Jagden," fuhr Rodoald fort, „duldete Hinulf durchaus nicht, daß man die Richtung auf Norcina hin einschlug. Indessen, ungeachtet des tiefen Widerwillens, den er dem Anscheine nach gegen dieses

Schloß hegte, ging er dennoch, wie ich mich bald überzeugte, oftmals allein nach demselben hinüber. Es fiel mir zugleich auf, daß er nach einem solchen Besuche in der Regel außergewöhnlich heftig und verstimmt war; dies verrieth sich schon in seinen Gesichtszügen."

„Versuchtest du es nicht, dem Grafen einmal heimlich nachzugehen?" fragte Adalbert.

„Ich wagte allerdings eines Tages, ihn merken zu lassen, daß ich von seinen heimlichen Gängen nach dem Schlosse wisse, und bat ihn, mich einmal mitzunehmen. Betroffen von dieser meiner Rede, schlug er meine Bitte anfangs unwillig ab; indessen, wahrscheinlich in der Absicht, keinen Verdacht in mir zu erregen, ließ er mich einige Tage nach diesem Vorfall zu sich rufen und erklärte, er wolle mich, falls ich noch Lust dazu hätte, nach Norcina mitnehmen. Ich nahm das Anerbieten natürlich dankend an."

Der Abt befürchtete, das lange Sprechen möchte vielleicht Rodoald zu sehr ermüden, und machte ihm daher von neuem den Vorschlag, seine Erzählung zu unterbrechen und später zu Ende zu führen. Allein Rodoald fühlte sich gar nicht besonders ermüdet und fuhr nach einer kurzen Pause in seiner Erzählung fort.

„Wir machten uns also zusammen auf den Weg. Ich muß gestehen, daß der erste Anblick der Feste auch auf mich einen ganz unheimlichen Eindruck machte; es überlief mich eiskalt. Hohe massive Thürme, dicke von Alter schwarz gewordene Mauern; die Wälle und Thürme überall dicht mit Soldaten besetzt; Höfe so eng und schmal, daß sie kaum die Sonnenstrahlen einließen; lange, dumpfe Gänge, in welchen der Wind sich heulend festsetzte; niedrige, mit schweren Nägeln beschlagene Thüren — das war der

Anblick, der sich dem Auge darbot. Ueber dem Ganzen lag eine unheimliche, grabesähnliche Stille.

Hinulf schien ein besonderes, grausames Vergnügen daran zu finden, mir die furchtbare Feste in ihren einzelnen Theilen zu zeigen: die großen und weiten Kellergewölbe, Brunnen von schrecklicher Tiefe, die zahlreichen, sonderbar geformten Gefängnißräume mit ihren rostigen Marterwerkzeugen. Auch vergaß er nicht zu bemerken, die ganze Festung sei so eingerichtet, daß eine hinreichend starke und kriegstüchtige Besatzung in derselben eine Belagerung auf längere Zeit aushalten könne.

Endlich führte er mich auf die Zinne des höchsten Thurmes von Norcina, der die ganze Umgegend beherrscht. Am Fuße desselben öffnet sich ein bodenloser Abgrund, und der Thurm ist mit wundervoller Kunst so gebaut, daß er etwas über den Abgrund hinausragt, so daß es aus der Ferne den Anschein hat, als schwebe er über demselben, von unsichtbarer Macht gehalten.

Hinulf forderte mich auf, in diese Tiefe einmal hinabzublicken, wobei er mich scharf beobachtete. Offenbar war es seine Absicht, mich einzuschüchtern; und ich muß gestehen, daß ich nicht ohne Schaudern in den Abgrund hinabblickte, in welchem man von Stufe zu Stufe scharf abschneidende Felsspitzen hervorspringen sah. Dann erzählte er mir, wie in frühern Zeiten die Herzöge von Modena von diesem Thurme ihre Kriegsgefangenen hinabgestürzt hätten. Nach der Eroberung des Exarchates durch König Aistulf seien auf diese Weise über 800 Menschen, Griechen und Römer, zum Tode befördert worden. Ich bemerkte, wie bei diesen Worten sowohl in seinen Mienen, wie auch in dem Tone seiner Stimme die Freude sich

aussprach, welche die Erinnerung an diese gräßliche Mordscene in ihm erweckte. Schaudernd über eine solche Herzlosigkeit und Grausamkeit, wandte ich mich mit Abscheu weg. Hinulf indeß gab sich den Anschein, als ob er meinen Unwillen gar nicht merke, und forderte mich auf, das ganze Schloß noch einmal in seiner günstigen Lage und festen Bauart zu überblicken. Es sei, bemerkte er mit aufgeregter, fast zitternder Stimme, der festeste Platz im ganzen Herzogthume Modena, den ihnen die Franken noch gelassen. Vielleicht sei die Zeit nicht mehr fern, wo diese Festung den Langobarden die wichtigsten Dienste leisten müsse. Ich begriff damals nicht, worauf diese Worte anspielen sollten, und Hinulf hielt es auch nicht für zweckmäßig, sich deutlicher und näher auszusprechen, wiewohl ich ihn mehrere Male darum bat. Wir stiegen den Thurm hinab. Als wir zu dem untersten Stockwerke desselben gelangten, hieß der Graf mich etwas auf dem Treppenabsatz warten, indeß er selbst in einen etwas höher liegenden kreisförmigen Saal eintrat. Es ist dies der nämliche Saal, in welchen ich dich, Adalbert, damals zuerst einführte; er bildet ein Vorzimmer zu dem Raume, in welchem du die Kranke antraffst. Nach einigen Minuten kam der Graf wieder heraus, die Stirn noch mehr umdüstert als gewöhnlich, und warf mit absichtlicher Heftigkeit die schwere Thüre hinter sich zu. Ohne ein Wort zu sagen, führte er mich dann den Thurm hinab und verriegelte den Eingang desselben mit der äußersten Sorgfalt. Dann sah er mich scharf an und sagte mit einer Stimme, deren rauher und heftiger Ton mich zittern machte: wir würden von jetzt an öfter zusammen nach Norcina herübergehen; ich möchte diese Besuche zur

sorgfältigen Besichtigung der einzelnen Festungswerke benutzen. Zugleich aber drohte er mit seinem furchtbarsten Zorne, wenn ich es jemals wagen sollte, in den Thurm einzudringen, aus dem wir eben herausgekommen waren. Ich erwiderte mit gemachter Gleichgültigkeit: das einfache Verbot genüge vollständig; weiterer Drohungen bedürfe es nicht. Dann verließen wir schweigend die Feste. Eben hatten wir die letzte Abtheilung derselben beinahe durchschritten, als Hinulf den Thorwächter zu sich rief und mit demselben flüsterte; dann traten wir den Heimweg an."

„Von jener Zeit an," fuhr Rodoald fort, „besuchte ich häufig die furchtbare Feste, bald in Begleitung des Grafen, bald auch allein. Das düstere Aussehen derselben, der rauhe wilde Charakter der Umgegend paßte zu meiner eigenen Ruhelosigkeit und Mißstimmung.

Die Wachen, denen Hinulf anbefohlen hatte, mich mit Achtung und Zuvorkommenheit zu behandeln, ließen mich überall ohne Schwierigkeiten durch, nur nicht in den großen Thurm, dessen Bewachung der besondern Sorgfalt des Thorwächters anvertraut war. Dieser Mann, der zugleich eine Art von Oberaufsicht über das ganze Schloß führte, hieß Gismund. Er mochte etwa fünfzig Jahre alt sein und war von hohem, kräftigem Wuchse, dabei ziemlich beleibt. Der Ton seiner Stimme war herrisch, sein Benehmen rauh und barsch, wie dieses auch schon seine überaus rohen und harten Gesichtszüge erwarten ließen. Er hatte mit seiner Frau Risgunda seine Wohnung an dem Haupteingang der Festung. Ihr einziger Sohn Ansperich, der ungefähr in meinem Alter stehen mochte, hatte ganz das weiche, gute Gemüth seiner Mutter und empfand des-

halb um so drückender die harte Schule, die er bei seinem Vater durchmachte.

Wenn ich nach Norcina kam, nahm ich gewöhnlich Ansperich zum Begleiter auf meinen Wanderungen durch die einzelnen Theile der Festungswerke. Wir hatten uns bald an einander gewöhnt. Uebrigens nahm ich auch fast nie Abschied, ohne ihn zu beschenken. Auch gegen seinen Vater war ich freigebig; allein dieser zeigte sich wenig erkenntlich dafür. Sein unfreundliches, mißtrauisches Benehmen gegen mich blieb stets dasselbe. Besonders wachte er mit der äußersten Strenge darüber, daß ich nicht in die Nähe des großen Thurmes kommen möchte. Ich muß nämlich gestehen, daß trotz des strengen Verbotes des Grafen oder vielmehr gerade wegen dieses Verbotes ich unaufhörlich auf Mittel sann, in den Thurm zu gelangen, um so hinter das Geheimniß zu kommen, welches man mit so ängstlicher Sorgfalt vor mir zu verbergen suchte.

Ansperich, in den sein Vater ein unbedingtes Vertrauen setzte, vertrat denselben bisweilen auf kurze Zeit in dem Aufseheramte. Eines Tages nun hatte er mir verrathen, in dem Thurme befinde sich eine Gefangene von hoher Herkunft, deren Bewachung und Pflege ausschließlich seinem Vater überwiesen sei. Nähere Angaben in Betreff ihrer Person oder ihrer Verhältnisse vermochte er nicht zu machen; nur sagte er noch, daß die unglückliche Frau schon lange Jahre in diesem Kerker schmachte.

Weniger ängstlich in der Beobachtung der Befehle Hinulf's, als sein Vater, gab Ansperich endlich meinen inständigen Bitten nach und ließ mich eines Tages in den Thurm ein. Durch eine kleine Oeffnung in der Thüre sah ich die unglückliche Gefangene, und der Anblick ihres

bleichen, trauererfüllten Gesichtes erweckte in meinem Herzen das innigste Mitleid.

Von jener Zeit an hörte ich nicht auf, meinen Freund zu bitten, mich einmal in den Kerker selbst mitzunehmen. In der That gab er auch nach langem Widerstreben eines Tages, als er eben im Begriffe stand, der Unglücklichen ihre gewöhnliche spärliche Nahrung zu bringen, meinen Bitten nach.

Als wir zusammen eintraten, betrachtete die Gefangene mich zuerst einige Augenblicke mit dem Ausdrucke der höchsten Verwunderung; dann stieß sie einen jähen Schrei aus und streckte ihre Hände nach mir, als wolle sie mich abwehren. Ich suchte sie zu beruhigen, indem ich ihr die Versicherung gab, daß nichts anderes, als eben die aufrichtigste Theilnahme mit ihren herben Leiden mich zu ihr führe. Diese Worte schienen auch ihre Wirkung nicht zu verfehlen. Noch eine Weile sah sie mich scharf an, als wolle sie meine Züge genau studiren; dann fragte sie, wie ich heiße. Die Angabe meines Namens machte sichtlich einen, ich möchte sagen, erschütternden Eindruck auf die Gefangene, und sie fragte hastig weiter, ob ich bei dem Grafen von Modena wohne. Als ich dieses bejahte, murmelte sie leise einige Sätze vor sich hin; ich verstand nur die Worte: »Mein Gott, wenn er's wäre!«

»Darf auch ich erfahren, wer Ihr seid, edele, unglückliche Frau?« fragte ich nach einer Pause.

Statt aller Antwort seufzte sie tief auf unter einem bezeichnenden Seitenblick auf meinen Begleiter. Dieser indessen mahnte sie in dringend bittendem Tone, über diesen Punkt zu schweigen. Sie möge nicht vergessen,

welche unselige Folgen eine solche unkluge Mittheilung nach sich ziehen könnte.

Die Gefangene mußte unter diesen Umständen, wenngleich mit bitterm Schmerze, sich der Nothwendigkeit fügen und beschränkte sich darauf, zu bemerken, sie müsse sich die unglücklichste aller Frauen nennen.

Ansperich indessen, der wohl mit Schrecken an die möglichen schlimmen Folgen seines Ungehorsams denken mochte, schnitt die Unterredung ab, indem er mich ungeduldig zur Thüre hinzog. Als wir draußen angelangt waren, bat er mich inständigst, ich möchte doch in Zukunft derartige Fragen unterlassen. Wenn etwa Hinulf durch eine Unterredung mit der Gefangenen auch nur auf die Vermuthung von meinen Besuchen in dem Thurme käme, so hätten sie alle, seine Eltern wie er selbst, von dem Zorne des Grafen das Schlimmste zu fürchten.

Wie sehr mich auch das Verlangen quälte, den Schleier dieses Geheimnisses zu lüften, so konnte ich mich doch den einleuchtenden Gründen meines Freundes nicht verschließen, und gab also die Versicherung, er werde in Zukunft nicht über mich zu klagen haben. Damit war Ansperich denn auch zufrieden, und ich durfte ihn, wie bisher, so oft sein Vater nicht anwesend war, auf seinen Gängen nach dem großen Thurme begleiten. Ich benutzte diese Besuche dazu, der armen Gefangenen einzelne Annehmlichkeiten zu verschaffen, die sie bis dahin hatte entbehren müssen. Besonders empfand sie es drückend, daß ihr Geist und Herz in Ermangelung jeder Lectüre und jeden Umgangs alle Nahrung entbehre. Allein wegen der häufigen Besuche Hinulf's, der überdies manchmal alle Ecken und Winkel des Saales durchstöberte, konnte ich nicht daran denken,

ihr Schriften zurückzulassen. Zum Ersatze dafür brachte ich von Zeit zu Zeit die von ihr besonders gewünschten Bücher, so weit ich deren habhaft werden konnte, mit und las ihr eine Zeit lang vor. Dieses waren nach ihrer Versicherung die angenehmsten Stunden in ihrer sonst so einförmigen Lebensweise.

Eines Tages — es mag etwa jetzt zwei Jahre her sein — bat sie mich, ihr die wichtigsten kirchlichen Begebenheiten aus den letzten Jahren zu erzählen. Papst Hadrian war kurz vorher nach fünfundzwanzigjähriger Regierung gestorben. Die Gefangene bemerkte, die Kirche habe an demselben einen ausgezeichneten und glorreichen Oberhirten verloren. Ich antwortete zustimmend; Hadrian habe in der That nach dem einstimmigen Urtheile aller Gutgesinnten die zu diesem erhabensten Amte erforderlichen Eigenschaften in sich vereinigt: eine innige und unermüdlich thätige Frömmigkeit, einen glühenden und dabei klugen Eifer, Güte und Festigkeit. Ich erwähnte besonders, wie aufrichtig und herzlich besonders der mächtige Frankenkönig Karl ihn als Freund und Vater betrauert habe. Dagegen seien die Langobarden nicht besonders günstig für den entschiedenen und muthigen Vertheidiger der Rechte Rom's gestimmt gewesen, da sie in dem Papste nur den Freund und Verbündeten ihres Besiegers Karl gesehen.

Aus den eingehenden Aeußerungen der Gefangenen über den Charakter und die Wirksamkeit Hadrian's ersah ich, daß sie denselben früher persönlich gekannt haben mußte. Ich glaubte ihr daher eine ganz besondere Freude zu machen, indem ich ihr einige Tage nachher eine Abschrift von dem Trauergedichte mitbrachte, das König Karl auf

den Tod dieses seines erhabenen Freundes verfaßt hatte [1]). Ich fand mich auch in dieser Erwartung nicht getäuscht.

Uebrigens vergaß ich auch nicht zu bemerken, daß die dankbare Liebe des frommen Königs sich nicht auf unfruchtbare Thränen und Trauerbezeugungen beschränkt habe, sondern daß derselbe zugleich in allen Kirchen des großen Frankenreichs das heilige Opfer für die Seelenruhe des verstorbenen Freundes habe darbringen und reichliche Almosen spenden lassen.

Die Gefangene, welche bisher mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört und kein Auge von meinen Lippen abgewandt hatte, hob jetzt bei gefaltenen Händen die Augen gen Himmel, diejenigen selig preisend, denen es vergönnt sei, vor den Altären ihr kummererfülltes Herz auszuschütten und aus dem Born der göttlichen Gnade Trost und Beruhigung dafür einzutauschen. Ein Wort brachte so das andere und mir blieb schließlich keine Wahl, als unumwunden einzugestehen, daß ich gänzlich ohne religiösen Unterricht aufgewachsen sei, ja daß die anfängliche Gleichgültigkeit gegen alle und jede Religion allmälig in Widerwillen und Haß gegen die christliche Lehre übergegangen sei. Wie hätte es auch anders sein können, da ich von Kindheit an aus dem Munde Hinulf's nur Gotteslästerungen und Schmähungen vernahm?

Dieses mein Geständniß ging der Gefangenen tief zu Herzen. Sie suchte in eingehenden und gründlichen Erörterungen mich zu überzeugen, daß das Christenthum, wie es von Rom aus gelehrt werde, die reine, unverfälschte Wahrheit sei. Ich hörte ihr dann jedes Mal aufmerksam

[1]) Siehe Note I am Schlusse des Bandes.

zu, unfähig, ihre Beweise zu widerlegen. So kam mein Geist zum Nachdenken, die so lange gehegten Vorurtheile schwanden, ja, ich empfand sogar bald eine gewisse Verehrung und Liebe für die Religion, wenngleich ich mich noch immer nicht recht zum Glauben und zu einer gänzlichen Lebensbesserung entschließen konnte. Es war natürlich, daß die Beweisführungen meiner Lehrerin für die Wahrheit des katholischen Glaubens um so eher Eingang in meine Seele fanden, da ich in ihrer gottergebenen, bewunderungswürdigen Geduld eine so unzweifelhafte Bewährung der göttlichen Kraft dieses Glaubens vor mir sah.

Inzwischen wurde die Gefangene gefährlich krank, und jetzt fühlte ich erst recht, wie tief statt des anfänglichen bloßen Mitleids allmälig eine kindliche Liebe und Verehrung zu der edeln Frau in meinem Herzen Wurzel gefaßt hatte. Darum befiel mich eine unbeschreibliche Angst und Traurigkeit, als ich eines Tages von Ansperich erfuhr, daß ihre Krankheit sich verschlimmere und wahrscheinlich einen tödtlichen Ausgang nehmen werde.

Es war mir damals nicht möglich, zu der Gefangenen zu gelangen; denn einerseits besuchte Hinulf sie viel häufiger, und anderseits wich auch Gismund fast nicht von ihrer Seite.

Eines Abends jedoch — es war furchtbar stürmisches Wetter und der Graf durch einen Unfall bei der Jagd an das Haus gebannt — schlich ich unbemerkt aus dem Schlosse und eilte nach Norcina. Mein erster Gang war natürlich nach dem großen Thurme, wo ich glücklicher Weise als Wache bloß Ansperich antraf. Er erzählte mir, daß sein Vater eben, durch einen Eilboten gerufen, zu dem

Grafen abgereist sei. Wärterin bei der Kranken war Ansperich's Mutter. Diese war schon von Natur mild gesinnt und Angesichts blinkender Goldstücke erst recht zu überwinden. Sie wußte von meinen heimlichen Besuchen in dem Thurme, allein sie wendete nichts gegen dieselben ein, und ich hatte mich für ihre Verschwiegenheit immer ausreichend erkenntlich bewiesen.

Ich theilte Ansperich meinen Wunsch mit, die Gefangene zu sehen. Anfangs war er gar nicht dazu zu bewegen, indessen auf meine anhaltenden Bitten bewilligte er endlich eine ganz kurze Unterredung.

Wir begaben uns zusammen die Treppe hinauf nach ihrem Kerker. Das ganz veränderte Aussehen der Kranken schien die Befürchtungen Ansperich's zu bestätigen; ihre Kräfte hatten sichtlich abgenommen, und der Tod konnte dem Anscheine nach nicht mehr fern sein.

Als die Gefangene mich eintreten sah, leuchtete ein schwacher Hoffnungsschimmer in ihrem bleichen Gesichte auf. Sie winkte mir, näher zu treten, und streckte mir ihre abgezehrte Hand entgegen, die ich wie ein Sohn ehrerbietig küßte.

Als darauf meine Begleiter — Ansperich und Risgunde — ihr bedeuteten, ich könne sie nur eine ganz kurze Zeit sprechen, drückte sie mit zitternder Stimme den Wunsch aus, mir ihre letzten Willenserklärungen anzuvertrauen. Ich versprach, so weit es in meinen Kräften stehe, alles getreulich ausführen zu wollen, was sie mir auftragen würde. Ihr erster Wunsch war, es möchte baldmöglichst ein Priester zu ihr gerufen werden. Als ich dies versprach, fuhr sie fort: ihre zweite Bitte betreffe meine Person; sie wolle gern und ruhig sterben, wenn

sie die Zuversicht mit in's Grab nehmen könnte, daß ich bereit und Willens sei, mich mit Gott und der Kirche auszusöhnen.

Meine Ueberraschung über dieses Begehren brauche ich nicht zu schildern. Ich überlegte eine Weile mit mir selbst, während die Kranke ihren ängstlichen Blick nicht von mir abschlug; dann erklärte ich in festem, entschlossenem Tone mich zu diesem von ihr gewünschten Schritte bereit. Gleichfalls versprach ich in Betreff der ersten Bitte unverzüglich alles aufzubieten, um die Erfüllung derselben zu ermöglichen.

Risgunde und Ansperich sprachen sich anfangs entschieden gegen meinen Plan aus und versicherten, es sei bei der scharfen Bewachung des Schlosses und den strengen Befehlen des Grafen vollständig unmöglich, Jemanden auf die Feste und in den Thurm einzulassen. Indessen ließ sich Ansperich bald bereden und gewinnen, und die ängstliche Besorgniß der Mutter schwand ebenfalls, als ich meine Bitte mit handgreiflichen Gründen unterstützte.

Wir überlegten und verabredeten also die nöthigen Vorsichtsmaßregeln, und ich übernahm es, einen Priester aus Euerm Kloster zu rufen. Das war die Veranlassung, wodurch ich zum ersten Male hierher kam. Was weiter geschah, wird dir, Bruder Adalbert, noch erinnerlich sein. Risgunde und ich waren bei der heiligen Handlung zugegen, während Ansperich vor dem Schlosse Wache hielt, damit wir von seinem Vater, wenn derselbe etwa früher, als vorausgesetzt war, zurückkehrte, nicht überrascht werden möchten."

„Die Kranke ist wohl bald nachher gestorben?" fragte Adalbert.

„Nein, sie hat sich vollständig erholt.“

„Und du hast sie seit jener Zeit auch wiedergesehen?“ unterbrach ihn Abt Anselmus.

„Erst zwei Monate nach jener Nacht habe ich wieder zu ihr gelangen können; die strenge Bewachung des Thurmes hatte es bis dahin unmöglich gemacht. Die Nachricht von ihrer Wiedergenesung war mir von Ansperich mitgetheilt worden. Inzwischen nahm Hinulf mich mit sich nach Modena, und ich benutzte diese Reise dazu, das Versprechen zu erfüllen, welches ich der Gefangenen hinsichtlich meiner Bekehrung gemacht. Ich hatte mich inzwischen schon in Folge jenes Gelöbnisses ernstem Gebete und eifrigem Studium der religiösen Wahrheiten hingegeben, und das Resultat war, daß ich aus freier, aufrichtiger Ueberzeugung gläubig und reumüthig mich mit der Kirche aussöhnte. Der heilige, unnennbare Friede, der meine gleichsam neu auflebende Seele erfüllte, bestärkte mich in der freudigen Zuversicht, daß ich mich jetzt auf dem rechten Wege befinde. Meine religiöse Umwandlung war übrigens Hinulf gänzlich verborgen geblieben.“

Sichtlich gerührt und ergriffen von der lebhaften Erinnerung an dieses glücklichste Ereigniß seines Lebens hielt Rodoald inne. Anselmus und Adalbert überließen ihn gerne für einige Augenblicke seinen Gefühlen des Dankes gegen Gott, die sie ja selbst auf's lebhafteste mit ihm theilten. Dann fuhr Rodoald in seiner Erzählung fort.

„Während unseres Aufenthaltes in Modena wurde ich eines Tages von Hinulf überrascht, als ich eben aus der Kirche heraustrat. Auf sein Befragen bekannte ich offen und freimüthig meine geistige Umwandlung.

Die Antwort brachte den Grafen in heftigen Zorn; er stieß die furchtbarsten Drohungen und Verwünschungen gegen mich aus und forderte mich auf, die abergläubischen Thorheiten, wie er die religiösen Uebungen gewöhnlich bezeichnete, aufzugeben.

Als er einsah, daß gegen meinen festen und entschiedenen Willen nichts auszurichten sei, kannte seine Wuth keine Grenzen mehr, und augenblicklich reiste er mit mir von Modena ab.

Ich mußte nun meine frühere Lebensweise auf dem Schlosse wieder aufnehmen; nur hielt ich mich begreiflicher Weise von den wüsten Gelagen zurück. Hinulf wurde noch kälter und strenger gegen mich, als er bisheran gewesen. Uebrigens ließ er mir meine volle Freiheit und beschränkte sich bloß darauf, mich scharf zu überwachen und von allem Verkehr mit Geistlichen fern zu halten. Auch wollte es mir scheinen, als ob er auf meine religiöse Umwandlung, wenn sie ihm auch offenbar Aerger und Mißvergnügen bereitete, dennoch an sich kein besonderes Gewicht lege.

So mochten einige Monate verflossen sein, als ich Gelegenheit fand, meinen lange gehegten Wunsch, die Gefangene von Norcina wieder einmal zu besuchen, glücklich auszuführen. Ansperich, den ich zufällig allein dort antraf, führte mich sogleich zu der Gefangenen; nur befahl er mir auf's strengste alle Vorsicht und Zurückhaltung im Sprechen an.

Die Gefangene schien außerordentlich erfreut über meinen Besuch, nach welchem sie, wie sie sagte, schon lange Zeit sich gesehnt hatte, und noch mehr über die Mittheilung meiner Bekehrung. Als darauf Ansperich zufällig

sich für einige Minuten in den vordern Saal entfernte, winkte sie mir, näher zu treten, und fragte leise, ob ich den Ordensmann kenne, der sie durch meine Vermittlung in ihrer letzten Krankheit besucht habe. Ich erwiderte, daß er aus dem Kloster Nonantula sei; sein Name wie seine Herkunft seien mir indessen gänzlich fremd. Dann fragte sie weiter, ob das Kloster Nonantula noch unter der Leitung des ehrwürdigen Abtes Anselmus stehe. Als ich dieses bejahte, drückte sie mir hastig ein sorgfältig gefaltenes und versiegeltes Pergament in die Hände, mit der Bitte, dasselbe entweder dem Abte oder jenem Mönche zu übergeben.

Ich barg das Pergament rasch an meinem Busen und versprach, den Auftrag getreulich auszuführen. Von der glücklichen Uebermittelung dieses Briefes, fügte sie hinzu, hange die bessere Gestaltung ihrer Zukunft wesentlich ab; ich selbst würde mich hiervon hernach überzeugen. Es sei aber zugleich die unbedingteste Verschwiegenheit und größte Vorsicht nöthig; würde nämlich unglücklicher Weise das Schreiben bei mir gefunden, so sei nicht bloß ihr eigenes Leben, sondern auch das meinige in der größten Gefahr.

Ich versprach die äußerste Vorsicht und versicherte, mir eher das Leben entreißen zu lassen als dieses Schreiben, worauf die Gefangene, sichtlich gerührt, mir leise in herzlichen Worten dankte.

Dieser ganze Zwischenfall hatte übrigens weniger Zeit in Anspruch genommen, als ich eben zum Erzählen desselben brauchte. Als Ansperich wieder hereintrat, war ich bereit, mit ihm zu gehen; er hatte nicht die leiseste Ahnung von dem Vorgefallenen. Ich nahm also Abschied von der

Gefangenen, in deren Blick sich die Freude der Dankbarkeit und Hoffnung aussprach.

So schnell ich nun konnte, eilte ich zur Burg Hinulf's zurück. Auf dem ganzen Heimweg sann ich darüber nach, auf welche Weise ich wohl am sichersten mein Vorhaben ausführen könnte. Meine Schritte wurden nämlich immer mit ängstlicher Sorgfalt überwacht, besonders wenn ich die Richtung nach Nonantula einschlug.

Da die Nacht schon ziemlich weit vorgerückt war, so begab ich mich sogleich auf mein Zimmer. Ehe ich mich zur Ruhe legte, dachte ich das bewußte Pergament für die Zeit meines Schlafes sicher zu bergen. Mit einem flüchtigen Blicke betrachtete ich dasselbe; es war dicht verschlossen und hatte keine Aufschrift.

Ich hielt das Schreiben noch in meiner Hand, als plötzlich die Thüre sich leise öffnete, und Hinulf, der wahrscheinlich meine späte Reise ausgekundschaftet hatte, vor mir stand.

Auf's äußerste überrascht und verwirrt durch diesen unerwarteten Besuch machte ich eine hastige Bewegung, um das kostbare Pergament zu verstecken; allein Hinulf hatte dasselbe bereits bemerkt, und mit barscher Stimme forderte er mich auf, ihm das Schriftstück auszuliefern.

Mit Schrecken und Angst erinnerte ich mich, wie dringend und ängstlich die Gefangene mir anbefohlen, den Brief nicht aus der Hand zu geben: nur einen Augenblick und derselbe befand sich vielleicht schon in dem Besitze ihres Todfeindes!

In dieser peinlichen Lage gab die Angst mir plötzlich einen verzweifelten Ausweg ein. Mit Blitzesschnelle hielt

ich den Brief in die Flamme der vor mir brennenden Lampe, während Hinulf mit einem wahren Wuthschrei auf mich losstürzte. Mit dem linken Arme wehrte ich seinen Anprall ab, während die Rechte das Pergament über die Flammen zu halten suchte, trotzdem ich mir dabei die Finger schmerzlich verbrannte.

Hinulf indessen hatte mich sogleich umfaßt, und, da er eine außerordentliche Körperkraft besitzt, mit leichter Mühe zu Boden geworfen; er war aber selbst dabei gestrauchelt und mit gefallen, indeß das Pergament ruhig über der Lampe hängen blieb und knisternd fortbrannte.

Ich nahm alle meine Kraft zusammen, um meinen Gegner am Boden zurückzuhalten; indessen gelang mir dieses nicht. Hinulf wand sich los und stürzte mit einem hastigen Griffe auf das Pergament zu. Allein er kam zu spät: dasselbe zerfiel in Asche, und nur ein ganz kleines Stück, dazu noch geschwärzt und versengt von Flamme und Qualm, hielt er in seiner Hand.

Während ich, vor Angst am ganzen Leibe zitternd, mich aufzurichten suchte, hatte der Graf das noch gerettete Stück schnell untersucht. Es waren auf demselben noch einige Buchstaben in blassem Roth, ohne Zweifel mit Blut geschrieben, zu erkennen.

Als Hinulf dieselben entziffert hatte, stieß er einen schrecklichen Fluch aus und schrie, indem er mir einen zornglühenden Blick zuwarf: das sei von der Gefangenen in Norcina; er erkenne die Handschrift genau.

Zitternd für das Leben der unglücklichen edeln Frau faßte meine Hand unwillkürlich den Griff meines Dolches, und ich muß gestehen, wenn in diesem Augenblicke mir nicht das göttliche Gebot vorgeschwebt hätte: ‚Du sollst

nicht tödten!' so wäre es um den Grafen geschehen gewesen; er hätte seine Unthaten mit dem Leben bezahlt. Ich stieß die todbringende Waffe in die Scheide zurück und wartete, die Arme übereinander geschlagen, ruhig ab, was der Graf thun werde.

Hinulf's Aeußere bot ein schreckliches Bild. Die Lippen waren bleich; die Augen lagen geröthet vor ihren Höhlen; starr stand der Stern in denselben; die Gesichtsmuskeln zuckten, er zitterte am ganzen Körper. Ich war auf das Schlimmste gefaßt und rief in der Angst meines Herzens zum Himmel um Starkmuth und Ergebung. Allein ganz wider Erwarten schwand der übermäßige Zorn des Grafen bald; nach einer Minute des Schweigens fragte er mich in strengem Tone, ob ich persönlich mit der Gefangenen zu Norcina gesprochen habe. Als ich dieses bejahte, fragte er weiter, wer mich zu ihr gelassen habe. Du hast mir ja selbst den Weg zu ihrem Kerker gezeigt, als du mich zum ersten Male mit auf die Feste nahmst, war meine ausweichende Antwort. Um mich zu einem bestimmten Geständnisse zu bringen, fragte er näher, ob Gismund mich eingelassen habe.

Als ich bei meinem Stillschweigen beharrte, ging er zu einer andern Frage über, auf welche er ein außerordentliches Gewicht zu legen behauptete. Er verlangte den Inhalt jenes Schreibens zu erfahren. Ich erwiderte in festem Tone: aus dem Umstande, daß ich das Pergament verbrannt habe, könne er hinreichend erkennen, daß ich keinesfalls gesonnen sei, ihm das Geheimniß zu verrathen.

Hinulf wiederholte und verschärfte seine frühern Drohungen; allein ich ließ mich nicht irre machen und versicherte von neuem, lieber mein Leben verlieren zu wollen,

als auch nur eine Silbe von dem mir Anvertrauten mitzutheilen.

Hinulf mochte wohl einsehen, daß sein Drängen fruchtlos bleiben werde, und nach einigen Augenblicken fragte er in viel gemäßigterm Tone, ob der Brief für mich selbst bestimmt gewesen sei. Auch über diesen Punkt verweigerte ich entschieden jede Auskunft.

Da weder Ueberredung noch Drohungen zum Ziele führten, versuchte der Graf den Weg der Strenge und der Strafe. Er kündigte mir demnach an, daß von jetzt ab mein Loos ein anderes sein werde; ich solle lernen, was es heiße, dem Willen des Grafen von Modena trotzen zu wollen.

Nach dieser Ankündigung trat er auf mich zu und forderte mir meine Waffen ab, dann ergriff er die Lampe und hieß mich ihm folgen, was ich auch ohne irgend welche, doch unnütze Widerrede that.

Er führte mich in eine große, unterirdische, feuchte Halle. Bei meinen wiederholten Wanderungen durch das ganze Schloß hatte ich den Zugang zu diesem Raume niemals bemerkt.

Hinulf bedeutete mir, dieses solle für einstweilen meine Wohnung bleiben, bis ich seinen Anforderungen in Betreff des Schreibens entsprechen werde; übrigens möge ich nicht vergessen, daß ihm nöthigenfalls auch noch andere und wirksamere Mittel blieben, meinen Starrsinn zu beugen.

Ich schwieg, und Hinulf trat hinaus; ich hörte ihn sich entfernen, nachdem er die Thüre vorsichtig verschlossen und verriegelt hatte.

In diesem Kerker nun blieb ich mehr als vier und zwanzig Stunden, ohne einen Menschen zu sehen, und

ohne die mindeste Nahrung zu erhalten, so daß ich schon fürchtete, der Graf wolle mich hier verhungern lassen. Endlich trat er selbst ein, in der Hand ein Stück Brod und einen Krug Wasser. Statt aller weitern Anrede wiederholte er einfach sein früheres Begehren, ich solle den Inhalt und die Bestimmung des bewußten Schreibens angeben. Ich blieb bei meiner Weigerung. Dann ersuchte er mich, zu sagen, ob Gismund oder seine Frau mich in den Thurm eingelassen habe. Als ich mit der Antwort zögerte, fügte er drohend hinzu: falls ich den Schuldigen nicht angebe, so werde er beide an Leib und Leben strafen. Ich zitterte bei dem Gedanken an die mir wohl bekannte Grausamkeit Hinulf's, und in meiner Angst und Verwirrung versicherte ich, sie seien beide vollkommen unschuldig. Hinulf folgerte daraus (was ich übrigens auch selbst hätte voraussehen können), daß Ansperich der Schuldige sein müsse. Ich fand mich also in der peinlichsten Lage: offenbar mußte ich durch noch länger fortgesetztes Schweigen meinen Freund in's Unglück bringen. Ich nahm also die Schuld auf mich und erklärte, ich hätte Ansperich dazu beredet und durch mein Ansehen gedrängt. Dann forschte der Graf weiter, ob die Gefangene sich mir zu erkennen gegeben und ob sie mir mitgetheilt habe, aus welchem Grunde sie in Haft gehalten werde. Ich stellte dieses entschieden in Abrede, indem ich bemerkte, Ansperich habe der Gefangenen wie mir auf's strengste anbefohlen, diesen Gegenstand nicht zu berühren, und dieses Verbot sei auch von uns Beiden genau befolgt worden.

Hinulf schien in diese meine letztere Erklärung einigen Zweifel zu setzen und drohte mit seinem schrecklichsten

Zorne, für den Fall, daß die Unwahrheit derselben sich herausstellen sollte. Er richtete dann noch einige weniger bedeutende Fragen an mich und entfernte sich, indem er einige Lebensmittel zurückließ.

Als er nach einigen Tagen wieder erschien, bemerkte er alsbald, daß ich den Versuch gemacht hatte, das Thürschloß mit Gewalt zu erbrechen. Er forderte mich daher auf, ihm zu folgen; er wolle mir einen andern Aufenthaltsort anweisen, wo mir, wie er sagte, die Versuchung zu ähnlichen Proben nicht nahen solle.

Ich gehorchte schweigend, und wir durchschritten zusammen einen langen unterirdischen Gang. Endlich schloß der Graf am Ende der Galerie eine Thüre auf, und wir traten in einen Raum, der viel kleiner war, als mein bisheriges Gefängniß. Nur ein ganz schmaler Streifen Tageslicht fiel durch eine enge, mit dicken Eisenstäben vergitterte Lucke ein. Dieser Kerker, eine wahre Grabeshöhle, schien ganz in den Granitfelsen eingehauen.

Jetzt begann Hinulf mit mir wiederum das frühere Verhör nach dem Inhalte des Schreibens. Ich verwies ihn auf meine anfängliche Erklärung und bemerkte, er solle überhaupt keine andere über diesen Punkt von mir erwarten. Es entstand eine kleine Pause; dann schickte Hinulf sich an, fortzugehen. In der Thüre jedoch wendete er sich noch einmal nach mir um und sagte, indem er mich scharf anblickte, ich solle versprechen, keinen weitern Fluchtversuch machen zu wollen. Ehe ich hierauf antwortete, wünschte ich vorerst zu wissen, wie lange er mich noch in dem Kerker zu halten gedenke. Als Hinulf darüber jede Auskunft verweigerte, erklärte ich, mich auch nicht auf das gewünschte Versprechen einlassen zu können.

Der Graf erwiderte mit höhnischem Lächeln, es sei wohl überflüssige Sorge, ein Entweichen aus einem solchen Kerker zu befürchten. Indessen Vorsicht könne nimmer schaden; ich möge daher wohl bedenken — bei diesen Worten hob sich der Ton seiner Stimme — daß meine Flucht das Signal für den Tod meiner Mutter sein würde. Meiner Mutter? rief ich außer mir vor Staunen, lebt denn meine Mutter noch? Und im flehendlichsten Tone bat ich den Grafen, mir doch ihren Aufenthaltsort anzugeben.

Hinulf wiederholte mit kalter Ruhe seine Worte und fügte hinzu, jene Gefangene von Norcina sei eben meine Mutter. Mit diesen Worten hatte er zugleich schon die Thüre geschlossen, und ich hörte seine Tritte langsam in dem Gange verhallen.

Diese so plötzliche und unerwartete Enthüllung machte einen wahrhaft überwältigenden Eindruck auf mich. Der Kopf wurde mir völlig wirr. Mein erster Gedanke war, die ganze Mittheilung sei vielleicht nur eine List und dazu erfunden, mich einzuschüchtern und willig zu machen. Allein die Aussage des Grafen stimmte mit verschiedenen Umständen, denen ich bis dahin nur geringere Beachtung geschenkt, in so auffallender Weise zusammen, daß ich nicht umhin konnte, dieselbe für wahr zu halten. Ich erinnerte mich der außergewöhnlichen Aufregung, welche die Gefangene bei meinem ersten Besuche gezeigt hatte; ich vergegenwärtigte mir die zärtliche, wahrhaft mütterliche Liebe, mit der sie stets um mich besorgt war. Anderseits hatte ich selbst von unserm ersten Zusammentreffen an eine gewisse kindliche Liebe und Verehrung zu der Gefangenen empfunden, welches Gefühl mir früher oft ganz räthsel-

haft erschienen war — kurz, alles bestärkte mich in der Ueberzeugung, daß dieses Mal Hinulf wohl die Wahrheit gesagt habe.

So hatte ich also meine Mutter gesehen, hatte mit ihr gesprochen, hatte ihre theuere Hand geküßt, ohne sie zu kennen, ohne sie mit dem süßen Mutternamen anreden zu können! Dieser Gedanke erfüllte mich mit dem bittersten Schmerze und brachte mich der Verzweiflung nahe."

„Wie!" fragte Anselmus erstaunt, „hast du denn bis auf den heutigen Tag in jener harten Gefangenschaft geschmachtet?"

„Allerdings," antwortete Rodoald. „Zwei ganze Jahre vergingen, ohne daß der Graf sich auch nur ein einziges Mal in meinem Kerker hätte sehen lassen. Alle zwei Tage brachte ein Mann, den je zuvor gesehen zu haben ich mich nicht erinnern konnte, mir meine kärgliche Nahrung."

„Armer, unglücklicher Freund!" seufzte Adalbert. „Aber wie ist es dir denn endlich gelungen, zu entweichen?"

„Vor einiger Zeit entdeckte ich in der nach Außen liegenden Wand meines Gefängnisses einen Ausschlupf, der, von einem genau eingepaßten Steine geschlossen, so gut versteckt war, daß nur ein ganz glücklicher Zufall zu seiner Auffindung führen konnte. Ich bin überzeugt, daß Hinulf selbst von dem Vorhandensein desselben nichts gewußt hat. Diese Oeffnung führte in einen unterirdischen Gang, in welchen ich neugierig eindrang. Ich mochte, langsam vorwärts tastend, etwa eine halbe Stunde im Finstern vorangekrochen sein, als ich auf einmal einen schwachen Lichtschimmer vor mir bemerkte. Bald darauf kam ich auf dem freien Felde heraus. Wie wohl

that es mir, die reine, frische Luft wieder einmal einzuathmen, die ich so lange hatte entbehren müssen! Ich blickte um mich; wirklich, die Thürme des gräflichen Schlosses lagen mehrere Steinwürfe weit hinter mir. An Entfliehen konnte ich natürlich nicht denken wegen der Drohungen, die der Graf in diesem Falle an meiner Mutter auszuführen geschworen hatte. Ich entschloß mich also, meiner Seele den Trost zu verschaffen, den sie so lange hatte entbehren müssen: ich begab mich hierher zur Klosterkirche, legte meine Beichte ab und empfing, wie ihr gesehen habt, in der Mitternachtmesse den Leib des Herrn. Leider konnte mein außerordentlich geschwächter Körper nach dem langen Aufenthalt in dem dumpfen Kerker die kalte, scharfe Winteratmosphäre nicht ertragen. So fühlte ich auf dem Heimweg mich immer schwächer, und bin endlich bewußtlos niedergesunken. Ich wäre sicher im Schnee erstarrt, wenn nicht euere guten Klosterbrüder mich gefunden und mitgenommen hätten.

Als ich nun bei dem Erwachen aus meiner Ohnmacht mich hier wiederfand, glaubte ich anfangs, es sei seit meiner Rückkehr von hier schon längere Zeit verstrichen. Dieser Gedanke verursachte mir die Angst und Niedergeschlagenheit, in welcher ihr mich eben sahet. Vielleicht, so dachte ich, hat man dein Verschwinden schon bemerkt, und deine arme Mutter hat deinen Ungehorsam gegen die Befehle Hinulf's schon mit dem Tode büßen müssen!"

Die lebhafte Schilderung dieser langen, qualvollen Leiden hatte das innigste Mitleid des Abtes erregt, und auch Adalbert konnte die Thränen nicht zurück halten. Nachdem dann Rodoald dem Abte noch auf einige Fragen

Auskunft gegeben, erklärte er, es sei Zeit für ihn, an die Heimreise zu denken, und schickte sich gleichzeitig an, vom Bette aufzustehen.

Adalbert suchte ihm diesen Entschluß auszureden und meinte, es würde eine unheilvolle Unvorsichtigkeit sein, wollte er sich in seinem augenblicklichen Zustande von neuem der kalten, scharfen Luft aussetzen.

„Dank euerer liebevollen Pflege und Gastfreundschaft," erwiderte Rodoald, „fühle ich mich jetzt wieder ziemlich wohl. Ich muß auf jeden Fall noch diese Nacht in mein Gefängniß zurückkehren. Ach, wer weiß, ob es nicht schon zu spät ist, ob ich nicht, ohne es zu wollen, die Ursache unsäglichen Jammers geworden bin!"

Der Abt wollte ihm wenigstens einen Begleiter mitgeben, und Adalbert erklärte sich gern bereit, mit ihm zu gehen; allein Rodoald lehnte das Anerbieten ab, und ließ sich nur bewegen, einige Erfrischungen mit auf den Weg zu nehmen. „Ich fühle mich stark genug," meinte er, „die Reise allein zu unternehmen; wollet euch deshalb um mich keine Mühe und Sorge mehr machen."

Der Abt ertheilte ihm seinen Segen und sagte: „Wir wollen ohne Unterlaß zusammen beten, daß der Allmächtige dich in Seinen Schutz nehmen und dich wie deine Mutter recht bald aus der harten Gefangenschaft hinausführen möge. Sobald es dir möglich ist, besuche uns wieder."

Noch ein Mal für alle genossene Güte dankend, trat Rodoald den Rückweg an; bald war er dem Auge der bekümmert nachschauenden Freunde entschwunden.

IV.

Zu Norcina.

Anselmus und Adalbert hatten gehofft, Rodoald bald wieder bei sich zu sehen; allein Wochen, Monate vergingen. Vorbei war das Weihnachts-Fest des Jahres 798, der Januar des folgenden Jahres ging seinem Ende zu, und immer noch hatte Rodoald nicht das geringste Lebenszeichen von sich gegeben. Die ängstliche Besorgniß seiner Freunde zu Nonantula wurde mit jedem Tage größer.

Sehen wir, wodurch Rodoald an der Erfüllung seines Versprechens gehindert wurde.

An jenem Abend war er glücklich wieder in sein Gefängniß gelangt und hatte zu seiner größten Freude sich bald überzeugt, daß seine Abwesenheit nicht bemerkt worden war, denn am folgenden Tage wurde ihm ganz wie gewöhnlich seine Nahrung gebracht.

Aber einige Tage nachher, als er eben mit dem Gedanken umging, seine Freunde in Nonantula zu besuchen, ward er plötzlich durch das unerwartete Eintreten Hinulf's überrascht. Beim Anblicke seines Peinigers, den er so lange Zeit hindurch nicht mehr gesehen hatte, überlief es ihn eiskalt; er dachte nicht anders, als sein heimlicher Ausgang nach dem Kloster müsse verrathen sein. Allein Hinulf schien durchaus nicht in besonderm Maße gereizt; sein Gesicht zeigte nur die gewöhnliche ernste und strenge Miene. Er trat auf den Gefangenen zu und redete ihn in ruhigem Tone an: „Rodoald, ich

bin bereit, dir deine Freiheit wieder zu geben; aber Eins mußt du mir vorher versprechen."

„Was verlangt Ihr von mir?"

„Daß du keine weitern Nachforschungen in Betreff der Gefangenen von Norcina anstellst und zugleich über dasjenige, was du etwa von ihr weißt, das strengste Stillschweigen beobachtest."

„In Betreff meiner Mutter, meint Ihr?" fragte Rodoald, der gerne noch ein Mal aus dem Munde Hinulf's die Bestätigung der frühern Enthüllung vernommen hätte.

„Allerdings, in Betreff deiner Mutter."

„Ich weiß bisher nur so Weniges von der Unglücklichen und habe dazu so geringe Aussicht, etwas Näheres über sie zu erforschen, daß es mir eben nicht schwer fällt, auf euere Forderung einzugehen."

„So schwöre mir, daß du dein Versprechen genau halten willst!"

Rodoald leistete den Schwur, worauf Hinulf ihn aufforderte, ihm zu folgen. Sie gelangten in das Erdgeschoß des Schlosses, wo der Graf ihm eine neue Wohnung anwies. Es waren zwar nicht die nämlichen Zimmer, die er früher bewohnt hatte, ehe er in Ungnade gefallen war; indeß sie waren doch hübsch ausgestattet und gewährten eine angenehme Aussicht.

„Darf ich auch ausgehen?" fragte Rodoald.

„Das wird von deiner weitern Führung abhangen; einstweilen ist es dir nicht gestattet."

Rodoald seufzte tief auf; er dachte an Nonantula, wo er vor wenigen Tagen so reichen, unaussprechlichen Trost empfangen hatte. Der Graf aber, dem der peinliche Eindruck nicht entgangen war, den sein Verbot auf Rodoald

gemacht hatte — freilich ahnte er nicht im entferntesten die eigentliche Ursache dieses Schmerzes — fügte drohend hinzu: „Hüte dich wohl, dein Wort zu brechen; denn du darfst nicht vergessen, daß das Leben deiner Mutter noch immer in meiner Hand ist!“

Mit diesen Worten entfernte sich Hinulf, und Rodoald sah ihn in der Folge nur äußerst selten. Erst nach einigen Monaten wurde ihm gestattet, dann und wann das Schloß zu kürzern Spaziergängen zu verlassen; anfangs durfte er nur in den Garten, nachher auch in's Freie, aber immer nur in Begleitung des Einen oder Andern von Hinulf's Leuten. Auch diese strenge Beaufsichtigung milderte sich allmälig, und es gewann ganz den Anschein, als wolle der Graf wieder in das frühere väterlich freundschaftliche Verhältniß zu Rodoald treten. Diese auffallende Veränderung im Benehmen Hinulf's erweckte bei Rodoald manchmal die ängstlichsten Besorgnisse. War seine Mutter vielleicht schon gestorben, vielleicht nach qualvollen Martern? So sehr er darnach verlangte, über diese quälenden Zweifel sich Klarheit zu verschaffen, so wollte doch eine lange Zeit hindurch keine Gelegenheit sich dazu bieten.

Eines Tages indessen gelang es ihm, sich unbemerkt aus dem Schlosse hinauszuschleichen. Von peinlicher Angst getrieben, machte er sich auf den Weg nach Norcina. Dort angekommen, ließ er sich von dem wachhabenden Soldaten als einen Fremden anmelden, der den Schloßaufseher zu sprechen wünschte.

Man führte ihn zur Wohnung Gismund's, und dessen Frau Risgunde — der Aufseher selbst war gerade abwesend — zeigte sich auf's höchste überrascht und erschrokken, als sie in dem Eintretenden Rodoald erkannte. In-

dessen einige Goldstücke, die er ihr in die Hand drückte, beschwichtigten bald ihre Aengstlichkeit.

„Was hat sich Neues zugetragen, seitdem ich nicht mehr hier war?“ fragte Rodoald sogleich.

„Wir haben schreckliche Leiden durchgemacht. Wie ihr leicht denken könnt, gerieth der Graf, als er das Pergament bei Euch fand, in den furchtbarsten Zorn gegen uns alle. Er hatte, wie Ihr wißt, die schärfsten Befehle gegeben, unter keiner Bedingung irgend Jemand in den Thurm einzulassen. Anfangs schwor er, wir sollten alle zusammen die angedrohte und verdiente Strafe erleiden. Allein Gismund wußte seine Unschuld so gut zu beweisen und zeigte sich so aufgebracht gegen Ansperich, daß Hinulf sich endlich überzeugen ließ, daß weder mein Mann noch ich die geringste Mitschuld an dem Fehler unseres Sohnes gehabt, und daß auch von der Gefangenen selbst nicht das Geringste verrathen worden sei.

Die ganze Wucht des Zornes und der Rache Hinulf's fiel nun auf Ansperich. Noch an dem nämlichen Tage ließ der Graf ihn in einen Kerker bringen; bis zur Stunde aber haben wir seinen Aufenthaltsort noch nicht ausfindig machen können.“

„So lebt er doch noch!“ rief Rodoald etwas erleichtert aus; denn bisher hatte ihn der Gedanke gequält, Ansperich, der doch nur aus Nachgiebigkeit und Gefälligkeit gegen ihn sich jener Gefahr ausgesetzt hatte, habe seinen Ungehorsam vielleicht schon mit dem Tode büßen müssen.

„Hinulf sagt wenigstens, er sei noch am Leben,“ erwiderte die Aufseherin. „Uebrigens ist es nicht bloß Milde von dem Grafen, daß er seine Drohung nicht

ausgeführt hat; mein Mann hat, wie Ihr seht, seinen Posten als Schloßaufseher behalten, und so dient unser Sohn dem Grafen zugleich als Unterpfand, als eine Geißel für unsere Treue."

„Was ist aus der Gefangenen in dem großen Thurme geworden?"

„Sie lebt noch; allein lieber todt, als ein solches Leben!" seufzte Risgunde.

Nähere Mittheilungen konnte Rodoald dieses Mal nicht erhalten.

Erst im folgenden Jahre fand er wieder Gelegenheit, nach Norcina zu kommen. Seine erste Frage war nach dem Befinden der Gefangenen.

„Ich bin in großer Besorgniß um sie," antwortete Risgunde. „Sie ist vor Kurzem, unmittelbar nach einem Besuche Hinulf's, gefährlich erkrankt, und ich zweifele sehr an ihrem Aufkommen."

„Aeußert sie keinen besondern Wunsch?" fragte Rodoald mit vor Thränen erstickter Stimme.

„Sie spricht sehr häufig von Euch und hat auch wiederholt lebhaft verlangt, es möchte ein Priester von Nonantula zu ihr gerufen werden, wo möglich der nämliche, der sie in ihrer frühern Krankheit besucht habe."

„Wohlan," erwiderte Rodoald mit Lebhaftigkeit, „ich will Sorge tragen, daß ihr Wunsch erfüllt werde."

Diese Antwort versetzte Risgunde in Schrecken; sie wies auf die strengen Befehle und Drohungen ihres Gebieters hin. Die früher geltend gemachten Gründe aus der Börse Rodoald's waren aber auch dies Mal nicht unwirksam; Risgunde versprach, Rodoald mit dem Priester noch ein Mal zu der Gefangenen zu führen. Es ward

dazu die Mitternachtsstunde des folgenden Tages festgesetzt, wenn alles in der Burg im tiefsten Schlafe liegen würde.

Am andern Tage nach Sonnenuntergang, als es eben zu dunkeln begann, klopfte es hastig an die Zelle des Abts Anselmus.

„Ehrwürdiger Vater!“ meldete der eintretende Pförtner. „Jener Fremde, den zu Weihnachten vor einem Jahre unsere Brüder im Schnee gefunden und gerettet haben, ist da und wünscht zu Euch gelassen zu werden. Auch möchte er zugleich mit Euch den Bruder Adalbert sprechen.“

Der Abt schickte nach Adalbert, und beide erschienen gleich darauf in der Pförtnerzelle.

„Wie lange hast du uns auf deinen Besuch warten lassen!“ rief Adalbert nach herzlicher Umarmung. „Wir fürchteten schon, es möchte dir ein Unglück zugestoßen sein.“

„Dem Allmächtigen sei dafür gedankt, daß er mir bisher das Leben erhalten hat,“ erwiderte Rodoald traurig. Dann erzählte er seine Erlebnisse seit dem Tage, wo er zuletzt in Nonantula war, und erklärte, welches besondere Anliegen ihn jetzt zum Kloster geführt habe.

„Ich bin bereit, auch dieses Mal mit dir zu gehen, wenn unser ehrwürdiger Abt die Erlaubniß dazu gibt,“ sagte Adalbert auf der Stelle.

In den Zügen des Abts drückte sich ängstliche Besorgniß aus. „Ich möchte“, entgegnete er, „Adalbert's Wunsche gern willfahren und ihn zur Verrichtung eines so schönen und edeln Werkes gehen lassen; allein anderseits schreckt mich die Größe der Gefahr, der er sich dabei aussetzt.“

„Vielleicht überschätzet Ihr die Gefahr, ehrwürdiger Vater," erwiderte Rodoald. „Risgunde und ich haben alle Vorsichtsmaßregeln getroffen; eine Ueberraschung ist nicht wohl möglich."

„Wenn du mir meinen Sohn Adalbert nur gesund und wohlbehalten zurückbringst!" seufzte Anselmus nachdenklich.

Indessen Rodoald sowohl wie Adalbert ließen nicht nach mit Bitten; endlich ließ der Abt sich bewegen und gab seine Zustimmung, daß Adalbert mitgehe. „Nur möchte ich," fügte er hinzu, „Rodoald vorher auseinandersetzen, aus wie vielen Ursachen mir gerade das Leben Adalbert's besonders werthvoll und theuer ist."

„Wir können uns ohnehin jetzt noch nicht auf den Weg machen," bemerkte Rodoald, „weil wir sonst viel zu früh vor der mit Risgunde abgesprochenen Zeit ankommen würden."

Der Abt ließ sein Haupt auf die Brust sinken und verharrte so eine Weile, als wolle er seine Erinnerungen sammeln. Dann begann er, zu Rodoald gewendet, zu erzählen.

„Adalbert hat nicht aus eigenem Antriebe, nicht aus eigenem Entschlusse unser Kloster aufgesucht, er wurde vielmehr schon als zartes Kind hierhergebracht. Was ich dir jetzt mittheilen will, ist noch niemals über meine Lippen gekommen; ich fühle mich innerlich dazu gedrängt, — Gott weiß wie! — dir dieses Geheimniß anzuvertrauen. Adalbert ist zwar in dasselbe eingeweiht; allein ich fürchte, er selbst würde es aus Bescheidenheit vielleicht niemals einem Andern offenbaren.

Ich mochte ungefähr sechszehn Jahre diesem Kloster hier vorgestanden haben, da erschien eines Abends eine

Frau an der Klosterpforte, die mich dringend zu sprechen wünschte. Auf dem Arme trug sie ein kleines, dem Anschein nach etwa zwei Jahre altes Kind, das in einen Mantel gehüllt war. Sie übergab mir dasselbe, indem sie kurz bemerkte, es sei ein Großneffe von mir. Wirklich glaubte ich in den Zügen des Gesichtchens eine Art Familienähnlichkeit zu erkennen; auch die reiche und kostbare Kleidung des Kindes deutete auf eine vornehme Herkunft. In der That hatte ich etwa fünfzehn Monate vorher — des Zeitpunktes erinnerte ich mich ganz genau — die Taufe vollzogen an dem jungen Söhnchen einer meiner Nichten, einer Tochter meiner Schwester Giseltrude.

»Was bedeutet das?« rief ich erstaunt und erschrocken aus. »Was ist vorgefallen?«

Die Frau erzählte: König Desiderius habe den Vater des Kindes, den Herzog von Brixellum, aus Eifersucht tödten lassen und auch der Herzogin selbst vielleicht das nämliche Schicksal zugedacht. Die arme Mutter habe wenigstens ihr einziges Kind retten wollen und schicke es deshalb zum Kloster, wo sie es vor den mörderischen Händen ihrer Verfolger gesichert glaube. Sobald ruhigere, bessere Zeiten zurückkehrten, würde sie es wieder abholen. Das war alles, was ich von der Frau erfahren konnte! Schmerzlich gerührt nahm ich das Kind an; ich ließ es hier unter meiner eigenen sorgfältigen Aufsicht erziehen und seiner hohen Herkunft entsprechend in allen Wissenschaften unterrichten. Inzwischen ist schon längst mit dem gänzlichen Sturze unseres langobardischen Reiches Ruhe und Friede zurückgekehrt, allein keinerlei Nachfrage nach dem Kinde erfolgte. Ich habe mich daher in den Gedanken ergeben, daß auch die

unglückliche Mutter wie ihr Gemahl den Tod durch Mörderhand gefunden hat. Das Kind wurde also, wie gesagt, auf das sorgfältigste unterrichtet und gleichzeitig zu einem christlich frommen Leben angeleitet. In der That lohnte der junge Adalbert, wie durch seine Fortschritte in den Wissenschaften, so durch seine demüthige und innige Frömmigkeit die auf ihn verwendete Sorgfalt in der schönsten Weise. In seinem zwanzigsten Lebensjahre äußerte er den Wunsch, in den Orden einzutreten. Jetzt erst machte ich ihn mit dem Geheimnisse seiner Abstammung bekannt, das ich bis dahin vor ihm, wie vor jedem Andern gänzlich verborgen gehalten hatte. Da er nun aber, und zwar inständiger als zuvor, seine Bitte wiederholte, so glaubte ich in diesem beharrlichen, uneigennützigen Entschlusse seinen Beruf und einen Wink des Himmels zu erkennen, und mit Freuden erfüllte ich seinen frommen Wunsch. Nunmehr ist der letzte Sprößling des Königs Desiderius, Adalgis, sowie Rachis, der Vorgänger Aistulf's auf dem langobardischen Throne, gestorben, und da die Töchter meines königlichen Schwagers Aistulf und meiner Schwester Giseltrude nach dem Sturze ihrer Familie den Schleier genommen haben, so ist nur noch ein einziger Sprößling aus langobardischem Königsblute übrig, den du hier vor dir siehst: dein Freund Adalbert!"

„Du begreifst also leicht," fuhr der ehrwürdige Abt nach einer Pause fort, während in den Zügen Rodoald's das höchste Staunen sich ausdrückte, „aus wie vielen wichtigen Gründen das Leben Adalbert's mir kostbar und theuer ist: er ist mein Neffe, mein Zögling und Schüler, er ist der einzige und letzte Sprößling unseres Königshauses."

„Er soll ganz wohlbehalten von dieser Reise zurückkehren,“ versicherte Rodoald nochmals.

„Nun, so ziehet denn hin unter dem Schutz des Allmächtigen,“ schloß der Abt. „Mein Segen geleite euch!“

Wenige Minuten nachher waren Adalbert und Rodoald auf dem Wege nach Norcina, während der Abt in unruhiger Besorgniß in seiner Zelle saß.

„Welch merkwürdige Aehnlichkeit und Uebereinstimmung,“ äußerte er gegen den bei ihm wachenden Bruder, „zeigen sich in dem Charakter und in den Lebensschicksalen dieser beiden jungen Leute! Sie tragen überdies denselben Namen; denn wie ich mich erinnere, ist mein Pflegesohn auch auf den Namen Rodoald getauft worden.“

Unsere Wanderer mochten schon mehrere Stunden gegangen sein, als sie an einer mit Dornen und dichtem Gestrüpp überwachsenen Felswand vorbeikamen, auf welche Rodoald seinen Begleiter aufmerksam machte.

„Hier mündet,“ sagte er, der unterirdische Gang aus, durch welchen ich in's Freie gelangt war, als ich euch zum ersten Male besuchte.“

Von da hatten sie nur noch eine kurze Strecke zurückzulegen. Gegen Mitternacht kamen sie vor Norcina an und wurden von Risgunde, die sie schon eine Weile erwartet hatte, sogleich eingelassen. Leise auftretend und ohne ein Wort zu sprechen, folgten sie der vorausgehenden Aufseherin über den finstern Schloßhof in der Richtung auf den großen Thurm zu, der sich als schwarze, unheimliche Masse in unbestimmten Umrissen von dem nächtlichen Himmel abhob.

Als sie bei demselben angekommen waren, flüsterte Risgunde dem Mönche leise zu: „Ich bitte Euch, wenn

Ihr bei der Kranken des heiligen Amtes gewartet habt, zu dem nämlichen Zwecke auch meinen unglücklichen Sohn Ansperich besuchen zu wollen."

„So habt ihr also den Aufenthaltsort desselben doch entdeckt?" fragte Adalbert überrascht.

„Durch einen glücklichen Zufall machten wir neulich die Entdeckung, daß er hier ganz in der Nähe des Thurmes in einem tiefen Kerker eingeschlossen ist. Er ist nicht gerade krank; allein sein trauriges Loos drückt ihn gänzlich nieder; überdies fürchtet er, Hinulf werde ihn vielleicht, seiner frühern Drohung gemäß, doch tödten lassen."

Adalbert versprach mit Freuden, ihre Bitte zu erfüllen.

Risgunde öffnete sodann leise die Thüre des Thurmes, und Rodoald stieg mit seinem Begleiter die steinerne Wendeltreppe hinan. Sein Herz pochte in raschern und heftigern Schlägen; er sollte ja im nächsten Augenblicke seine Mutter sehen und ihr den süßen Mutternamen zurufen, den seine Lippen bis dahin nicht gekannt hatten.

Jetzt knarrte die letzte Thüre in ihren Angeln; in unruhiger Hast stürzte Rodoald in den Saal.

Die Gefangene, welche aufrecht in ihrem Bette saß, schien auf den zweifachen Besuch vorbereitet zu sein. Sobald sie die beiden Eintretenden erblickte, leuchteten ihre Augen freudig auf; ein lebhaftes Roth überflog ihre von Gram und von den Leiden der langen Gefangenschaft gebleichten Wangen. Unwillkürlich breitete sie ihre Arme aus und schien die äußerste Anstrengung zu machen, um die Gefühle ihrer tiefbewegten Seele auszudrücken. Allein kein Laut kam aus ihrem Munde; das Glück dieses Wiedersehens war zu groß, die Freude zu mächtig; sie sank, anscheinend bewußtlos, auf ihr Bett zurück.

„Mutter! Mutter!“ rief Rodoald, indem er in peinlichster Besorgniß auf sie zustürzte.

In diesem Augenblicke zeigten die Züge der Kranken eine plötzliche unbeschreibliche Angst und Unruhe. Sie winkte Rodoald, zurückzubleiben, und schien gespannt auf ein fernes Geräusch zu lauschen.

Wirklich hörten jetzt auch Adalbert und Rodoald unten vom Thurme herauf den Schall von Schritten, der, anfangs nur von dem scharfen Ohre der Gefangenen beachtet, jetzt immer deutlicher vernehmbar wurde und näher zu kommen schien.

„Wir sind verloren!“ stammelte die Gefangene in äußersterer Angst hervor. „Der Graf kommt; ich kenne seinen Tritt.“

„Rodoald!“ rief sie dann in herzzerreißendem Tone, „beim Himmel, bei allem, was dir auf Erden theuer ist, beschwöre ich dich, rette deinen Gefährten, rette ihn!“

Wiewohl höchst überrascht von dieser verzweifelten Bitte, besann der Angeredete sich doch keinen Augenblick. Hatte er ja auch dem Abte das Versprechen gegeben, ihm seinen Pflegling und geistlichen Sohn wohl erhalten wieder zuzuführen. Rasch drängte er Adalbert in den Winkel, den die halbgeöffnete Thüre bildete, und sagte in flüsterndem Tone: „Hier bleibe ruhig und unbeweglich stehen, bis Hinulf eingetreten ist; dann schleiche dich leise hinaus und eile, so schnell du kannst, nach dem Kloster zurück!“

Dann trat er selbst wieder an das in der Mitte des Saals befindliche Bett der Kranken.

Im nämlichen Augenblicke erschien Hinulf in der Thüre und stürzte mit zornflammendem Blick, das

Gesicht bleich und entstellt vor Wuth, auf Rodoald zu. Adalbert konnte inzwischen sein Versteck verlassen und schlich unbemerkt hinaus. Zitternd für das Schicksal seines Freundes zögerte er anfangs, sich auf den Heimweg zu begeben; indessen sah er wohl ein, daß er augenblicklich nichts für die Rettung Rodoald's thun könne, und so entschloß er sich, wiewohl ungern, die Gelegenheit zur Flucht zu benutzen.

V.

Hinulf.

Einen Augenblick stand der Graf sprachlos vor seinem Opfer. Das Zucken seiner Gesichtsmuskeln verrieth die Heftigkeit der in seinem Innern kochenden Wuth. Dann stotterte er in abgerissenen Sätzen: „So also mißachtest du meine ausdrücklichen Befehle, so hältst du dein beschworenes Versprechen?"

„Ich habe mein Wort nicht gebrochen," entgegnete Rodoald mit Ruhe und Festigkeit.

„Wie? ich treffe dich hier, und du wagst noch, mir mit frecher Lüge zu widersprechen? Habe ich dir nicht bei deiner Freilassung ausdrücklich zur Pflicht gemacht, diesen Thurm nicht wieder zu betreten?"

„Erinnert Euch genau der Ausdrücke unserer Absprache, Graf; ich habe mich nur verpflichtet, keine Fragen an die Gefangene zu richten in Betreff der Ursache ihres gegenwärtigen traurigen Looses, und dieses Versprechen habe ich *nicht* gebrochen."

„Thörichte Ausrede!“ schrie Hinulf. „Daß meine Absicht war, dich überhaupt von der Gefangenen fern zu halten, hast du ohne Zweifel wohl erkannt.“

„Meine Mutter, das Theuerste, was ich auf Erden habe, haltet Ihr ungerechter Weise in der drückendsten Gefangenschaft, und Ihr wollt dazu noch verbieten und verhindern, daß das Kindesherz dem natürlichen Zuge zur Mutter folge?“

„Du treibst deine Verwegenheit bis zur äußersten Grenze; heute aber hat meine bisherige Nachsicht ein Ende.“ Der Graf schob Rodoald bei diesen Worten in die Vorhalle und hieß ihn dort seines weitern Geschicks harren. Nachdem er dann die vordere, auf den Gang mündende Thüre sorgfältig verschlossen hatte, kehrte er zu der Kranken zurück.

Diese hatte inzwischen in ängstlicher Spannung gelauscht, ob es Adalbert gelungen sei, zu entkommen. Als sie dessen sicher zu sein glaubte, heiterten sich ihre Züge wieder auf; mit Ruhe und Festigkeit begegnete ihr Auge dem Blicke ihres Peinigers. Auf einen Ausbruch seiner Wuth war sie gefaßt, allein in dieser Befürchtung hatte sie sich getäuscht. Der Graf sprach kein Wort über die Anwesenheit Rodoald's, sondern redete die Gefangene ruhig an; der einförmige Ton und das Zittern seiner Stimme verriethen allerdings, welche Anstrengung diese Mäßigung ihm kostete.

„Adelinde, ich komme, um ein letztes Mal meine frühere Bitte zu erneuern.“

„Graf, spart die Wiederholung der alten Zumuthungen, ich kann nur bei meiner frühern Antwort bleiben.“

„Bedenke wohl," fuhr der Graf fort, daß ich nunmehr alle Mittel erschöpft habe; Versprechungen, Bitten, Drohungen, selbst Strenge habe ich nicht gescheut."

„Statt Strenge sagt lieber Grausamkeit, unmenschliche Grausamkeit! Da seht, was Ihr aus mir gemacht habt! Nicht das Alter hat mich so zugerichtet."

„Ihr habt euer ganzes Unglück lediglich dem eigenen hartnäckigen und doch so thörichten Eigensinn zuzuschreiben, Adelinde; noch einmal beschwöre ich euch: nennt mir den Aufenthalt des Prinzen."

„Nie werdet Ihr ihn aus meinem Munde erfahren."

„Aber bedenkt doch, Adelinde, welch glänzende Zukunft euerm Sohne einzig nur durch euer thörichtes Schweigen entzogen wird."

„Mein Schweigen wird ihm den Frieden des Herzens, in dessen Besitz er sich gegenwärtig — davon bin ich überzeugt — glücklich findet, bewahren. Kummer, bittere Enttäuschungen, Gefahren des Leibes und der Seele — das ist es, was ich ihm vorenthalte. Und was mich noch ganz besonders in meiner Weigerung bestärkt, ist die Hoffnung, daß auf diese Weise euch die Möglichkeit benommen wird, euere ehrgeizigen Pläne auszuführen."

„Ihr irrt," erwiderte Hinulf mit bitterm, spöttischem Lächeln. „Weil ich die Befürchtung hegte, bei euerm engherzigen Bedenken Widerstand zu finden, habe ich auch für diesen Fall mich vorgesehen; ich werde auch ohne euern Sohn zum Ziele gelangen."

„Ich kenne den Unglücklichen, den Ihr zum Werkzeuge euerer Pläne bestimmt habt; allein ich habe die feste Zuversicht, daß Gott ihm die Kraft geben wird, euern Einflüsterungen zu widerstehen. Auf jeden Fall

werde ich wenigstens meine Hand zu Euerm ungerechten und unheilvollen Vorhaben niemals bieten!“

„Ich habe allerdings gesehen, daß Rodoald eben hier bei euch war,“ rief der Graf, und sein Auge funkelte vor Zorn; „aber ich schwöre euch, er soll seinen Ungehorsam gegen mein ausdrückliches Gebot bitter büßen!“.

Adelinde schien diese letztere Drohung gar nicht zu beachten, und Hinulf fuhr in ruhigerm Tone fort: „Ich will gern gestehen, daß ich mich manchmal zu bittern Aeußerungen habe hinreißen lassen. Vergeßt das und laßt mich euch die Sache noch einmal an's Herz legen. Jahre lang habe ich mit rastlosem Eifer den Plan verfolgt, unsere Nation aus ihrer erniedrigenden Knechtschaft zu erheben; keine Gefahr, kein Opfer habe ich gescheut. Jetzt naht die Stunde der Ausführung; alle Vorbereitungen sind getroffen. Soll es da heißen, daß euerm Sohne durch die Schuld seiner eigenen Mutter das herrliche Erbe seiner Ahnen vorenthalten worden sei, auf welches er als Sprößling unsers erlauchten Königshauses Anspruch und Aussicht hat?“

„Eben dieses Erbe hat bisher noch fast allen seinen Besitzern zum Verderben gereicht. Sie haben sich zu Ungerechtigkeiten und Unterdrückungen fortreißen lassen und dadurch nicht nur den Sturz ihrer eigenen Königsherrschaft, sondern zugleich das Ende unserer nationalen Freiheit und Selbstständigkeit herbeigeführt. Bei solchen Aussichten halte ich es für wünschenswerther, wenn mein Sohn niemals eine solche Krone erlangt.“

„Ehe noch ein Jahr zu Ende geht,“ fuhr der Graf mit steigender Begeisterung fort, „soll der Prinz an der Spitze sämmtlicher langobardischen Streitkräfte stehen;

Macht und Ehre, Reichthum, kurz alles, wonach das Herz eines königlichen Prinzen verlangen mag, wird ihm in reicher Fülle zu Theil, und zwar ohne daß sein Gewissen von irgend einer Ungerechtigkeit beschwert zu werden braucht."

„Meine eigenen Erfahrungen," erwiderte Adelinde bitter, „haben mich längst zur Genüge belehrt, wie viel auf derartige Betheuerungen aus euerm Munde zu halten ist."

„Und wollt Ihr auch dann noch bei euerer Weigerung bleiben, wenn ich nicht bloß euerm Sohne den Thron, sondern zugleich euch selbst sofortige Freilassung verheiße?"

Als Hinulf seine Gefangene auch jetzt noch unbeugsam fand, fuhr er heftig auf: „Genug denn der Bitten; unsere heutige Unterredung ist die letzte gewesen!"

„In der That bin ich ganz damit zufrieden, wenn Ihr mich mit euern Forderungen und Besuchen nicht weiter quält. Vielleicht wird Gott mich auch durch einen baldigen Tod von meinen Leiden erlösen!"

„Noch ein Wort!" rief der Graf, an der Thüre sich nochmals umwendend. „Kennt Rodoald euern Namen und euere Lebensschicksale?"

„Ich habe ihm niemals etwas davon gesagt, weil ich fürchtete, er möchte sich durch diese Mittheilungen zu unvorsichtigen und gefährlichen Schritten verleiten lassen. Wenn er mich so oft besucht, so thut er dies offenbar nur aus dem Grunde, weil er mich für seine Mutter hält, und weil sein mitleidiges Herz ihn drängt, mich, so viel er kann, in meiner harten Lage zu trösten."

„Möchtet Ihr euere Thorheit nie zu bereuen haben,

Adelinde!“ Mit diesen Worten warf der Graf die Thüre heftig zu und trat in den vordern Saal zu Rodoald.

„Jetzt ist es mit dir sowohl, wie mit deiner Mutter zu Ende,“ redete er denselben barsch an; „ihr sollt beide euern Ungehorsam bitter büßen!“ Damit drängte er Rodoald vor sich her zur Thüre hin und stieg mit ihm den Thurm hinab. An dem Hauptthore der Feste, dem sie zuschritten, standen, zitternd vor Angst und Schrecken, der Aufseher und seine Frau. Hinulf warf ihnen einen wüthenden Blick zu und rief: „Morgen früh werdet Ihr erfahren, was ich über euch beschlossen. Daß bis dahin keiner von euch das Schloß verlassen wird, dafür“ — hier wandte er sich zu dem dabeistehenden Oberbefehlshaber der Besatzung — „bürgst du mir.“

Dicht vor dem Hauptthore der Feste hielt ein ansehnlicher Trupp Reiter, alle vollständig ausgerüstet und marschfertig. Hinulf schwang sich auf sein bereit gehaltenes Pferd, Rodoald mußte gleichfalls aufsitzen und sich dicht zu Hinulf halten. Auf das Commando des letztern setzte alsdann der Zug sich in Bewegung, und zwar wurde die Richtung nach dem Schlosse eingeschlagen, auf dem der Graf sich gewöhnlich aufhielt. Nach einem schnellen Ritt langte man noch vor Tagesanbruch dort an.

Um die Unterredung, welche nach der Entfernung Rodoald's zwischen dem Grafen und Adelinde sich entspann, deuten zu können, müssen wir einige früher nur oberflächlich erwähnte Umstände, die den Zusammenbruch des Langobardenreichs begleiteten, genauer in's Auge fassen.

Im September 773 war Karl, der vom Papste angerufene Frankenkönig, von den Grenzen des Sachsenlandes

aufgebrochen und bald darauf über Genf kommend, die Alpenpässe nach Italien hinabgestiegen zur Demüthigung des Königs Desiderius. Schon sechs Monate hatte die Belagerung Pavia's, der langobardischen Residenz gedauert; das Osterfest war nahe, und Karl beschloß, dasselbe in Rom zu feiern.

Im Mittelalter reiste man nicht, wie heut zu Tage, um zu reisen; man ging nicht nach Rom, um die Alterthümer zu sehen und um auf den Ruinen zu sinnen und zu träumen; und doch begegnen wir seit dem Ende des sechsten Jahrhunderts einer eigenthümlichen Klasse von Rom-Reisenden, die ein offenes Gemüth mitbrachten für die feierlichen Eindrücke der geweihten wie der profanen Orte in der apostolischen Stadt. Es sind dies die Pilger. In den ersten Jahrhunderten des Christenthums war besonders Jerusalem das häufige Ziel heiliger Fahrten gewesen, so daß schon im 4. Jahrhunderte der h. Gregor von Nissa aus den mancherlei dabei vorkommenden Mißbräuchen Anlaß nahm, vor den Fährlichkeiten solcher weiten Reisen über Land und Meer zu warnen. In den folgenden Jahrhunderten, in welchen Rom anfing, als Sitz der Glaubensautorität vor den Augen der Abendländer aufzuleuchten, wandten besonders viele Waller der germanischen Stämme sich nach dem Grabe der Apostel. Die ganze, später unter Sixtus V. mit Rom selbst vereinigte transtiberinische Vorstadt, in welcher die Peterskirche liegt, war von Franken, Sachsen, Friesen, Engländern u. s. w., welche die Frömmigkeit zu dem Apostelheiligthum geführt hatte, bewohnt. Die Namen gewisser Straßen und Kirchen geben noch heute Zeugniß von dem Vaterland der Bewohner dieses Stadttheils.

Besonders war es schon damals die Feier der heiligen Woche, zu welcher die Pilger in der Weltstadt anwesend zu sein strebten. Da zogen sie dann truppweise bei Tag und bei Nacht unter Gesang und Gebet durch die stillen Straßen. Einen lebensvollen Begriff von den durch die heiligen Orte in ihnen geweckten Gefühlen, gibt uns ein Hymnus, der offenbar von den Pilgern angestimmt wurde, sobald sie aus der Ferne der Stadt ansichtig wurden. Durchglüht mit allen den Erinnerungen, welche in der Brust der sehnsüchtigen Waller sich drängen mußten, wendet er sich direct an die Stadt und an die Apostel:

O Roma nobilis, orbis et domina,
Cunctarum urbium excellentissima,
Rosea martyrum sanguine rubea,
Albis et virginum liliis candida:
Salutem dicimus tibi per omnia,
Te benedicimus, salve per saecula.

Petre, tu praepotens coelorum claviger,
Vota precantium exaudi jugiter!
Quum bis sex tribuum sederis arbiter,
Factus placabilis judica leniter,
Teque precantibus nunc temporaliter
Ferto suffragia misericorditer!

O Paule, suscipe nostra peccamina!
Cujus philosophos vicit industria!
Factus oeconomus in domo regia
Divini muneris oppone fercula;
Ut, qua replexerit te sapientia,
Ipsa nos repleat tua per dogmata.[1])

[1]) Dieses Lied wurde von dem protestantischen Gelehrten B. G. Niebuhr in den 20er Jahren unseres Jahrhunderts in einer vaticanischen Handschrift aufgefunden und seine Abfassung in

Und so fühlte auch Karl die Sehnsucht, in Rom zu beten; mit ihm begann die lange Geschichte der Romfahrten deutscher Könige. Mit einem Theile des Heeres und einem glänzenden Gefolge von Bischöfen, Herzogen und Grafen brach er von Pavia auf. Er durchzog in Eile, um noch am Charsamstag Rom zu erreichen, Tuscien, auf der zwischen dem Meere und dem etwa sechs Stunden von Rom entfernten See Bracciano noch von den alten Römern angelegten, gepflasterten Straße. Bis an den genannten See sandte der Papst ihm alle Judices und die Banner der Miliz entgegen; so wurde der König mit allen Ehren zur Stadt geleitet. Am Fuße des Monte Mario empfin-

das 5. Jahrhundert gesetzt. J. F. H. Schlosser übersetzte es wie folgt:

O Rom, du edle Stadt, du weltbeherrschende,
Hoch ob all' anderen Städten erhabene,
Rosig im Martyrer-Blute geröthete,
Weiß von der Jungfrau'nschaar-Lilien erglänzende:
Grüße dir bringen wir, hehre, durch jegliche
Zeit und entbieten dir Heil durch Jahrhunderte.

Petrus, Beschließer der Himmel voll Mächtigkeit,
Hör' auf der Betenden Flehen mit Emsigkeit:
Wann die zwölf Stämme du richtest in jener Zeit,
Zeige dich gnädiglich, richte mit Lindigkeit:
Alle die zu dir fleh'n hier in der Zeitlichkeit,
Bitte für uns zumal, übe Barmherzigkeit.

Paulus, vertritt die Schuld der zu dir Bittenden,
Du, dem die Weisen der Erde sich beugeten.
Nun der Verwalter im Hause, dem himmlischen,
Reich uns die Spenden der Speisen, die göttlichen
Gaben der Weisheit, die einst dich ersättigten,
Durch deine Lehren lass' sie uns beseligen.

gen ihn die städtischen Körperschaften; dort waren aufgereiht die sämmtlichen Schaaren der Miliz mit ihren militairischen Vorstehern, und die Schulkinder, Palmen und Oelzweige in den Händen. Beim Anblicke Karl's ertönte der Ruf: „Heil dem Frankenkönige und dem Beschützer der Kirche!"

Karl empfing diese Ehren nicht als fremder Fürst, sondern in seiner Eigenschaft als Patricius der Römer; ausdrücklich erzählt der Chronist, dem wir bei der Beschreibung dieses Empfanges folgen, daß dem königlichen Gaste, wie es sonst bei der Begrüßung eines Patriciers oder des in Ravenna residirenden Statthalters des griechischen Kaisers Gebrauch gewesen war, selbst die Kreuze und Fahnen der sieben Hauptkirchen Rom's entgegengeschickt wurden. Kaum erblickte sie der König, als er vom Pferde stieg; von seinem Gefolge umgeben, ging er zu Fuß nach der Peterskirche, deren aus vergoldeten Platten von Bronze bestehende Dachzier ihm schon aus der Ferne entgegenglänzte. Denn auch der damalige, seitdem freilich mit noch viel größerer Herrlichkeit erneuerte Bau übertraf an Größe und Pracht weit unsere heutigen Dome [1])

Es war in der Morgenfrühe des Charsamstags. Der Papst erwartete den königlichen Gast auf der obersten der fünfunddreißig Stufen, welche von dem Platze zum

[1]) Der Flächenraum der Kirche		betrug	83,260	Q.-Fuß rh.
während der Dom zu	Köln	mißt	62,918	„ „
„ „ „	Speier	„	45,615	„ „
„ „ „	Straßburg	„	41,702	„ „
„ „ „	Mainz	„	37,506	„ „
„ „ „	Wien	„	32,400	„ „
„ „ „	Freiburg	„	30,101	„ „
„ „ „	Bamberg	„	23,499	„ „

Porticus der Kirche hinaufführten; den Kirchenfürsten umgab der Klerus, während eine unabsehbare Menschenmenge den Platz bedeckte. Karl, der zweiunddreißigjährige Held, der eben im Kampfe gegen die heidnischen Sachsen seine ersten Lorbeern errungen hatte, fühlte sich hier ganz als Pilger und als armer Sünder, und unten auf der Treppe sich niederwerfend, erklomm er dieselbe auf den Knieen, jede einzelne Stufe küssend, unter vielen Thränen, bis er zum Papste gelangte. Dieser breitete ihm die Arme entgegen, hob ihn auf und drückte ihn an die Brust. Dann schritten sie Hand in Hand durch den von zwei Porphyrsäulen getragenen Vorbau, welcher den Eintritt bildete in den Vorhof, ein großes Quadrat mit Säulengang, das sogenannte „Paradies", dessen Mitte ein Prachtbrunnen zierte. Unter den vier Arkaden dieses Vorhofs wurden seit der Mitte des 5. Jahrhunderts die Päpste und die Mitglieder fürstlicher Familien bestattet. Fünf Thüren zwischen antiken Säulen führten in die Kirche. Die zwei Flügel der mittelern, durch welche der Papst mit dem König eintrat, waren mit Silberplatten belegt und zeigten die Bildnisse der Apostelfürsten in erhabener Arbeit mit preisenden Inschriften.

Bei dem Eintritte Karl's und Hadrian's scholl der Gesang der Priester ihnen entgegen: „Benedictus, qui venit in nomine Domini!"

Die Kirche hatte fünf Schiffe neben einander, ein Kreuzschiff und die halbrunde Chornische. Zweiundneunzig antike, aus verschiedenen Gebäuden genommene und daher ungleichartige Säulen trennten die Schiffe und trugen einen flachen Architrav, mächtige Steinbalken, die von einer Capitälmitte zur andern reichten, die Säulenreihe zu einem

Ganzen verbindend. Eine Art Galerie zog sich darüber hin, gefüllt von Menschen. Die Wände waren mit antiken Marmorstücken und mit Mosaiken, der Boden mit weißen Platten belegt. Ein vergoldeter Kassettenplafond deckte die Schiffe. Beim Uebergang in das Kreuzschiff wuchs die Pracht. Unten prangten innerhalb der Schranken die Ambonen, die Aufbauten zur Lesung des Evangeliums und der Epistel. Das silberne Pult wog 140 Pfund. Oberhalb hing an einem Querbalken ein colossales Crucifix mit einer Silberbekleidung von 1350 Pfund. Der Hauptaltar mit dem Apostelgrabe bildete, wie noch jetzt, ein selbstständiges Heiligthum. Schranken aus Erz umgaben das Ganze. Dahinter, zum Abschluß der Chornische, prangte eine Reihe von Porphyrsäulen, auf denen ein Gebälk mit Candelabern und Lampen ruhte. Von da stiegen, während das Gefolge des Königs oben zum Gebete niederkniete, Karl und der Papst hinab in die eigentliche Gruft, ein prachtvolles Gemach, das wieder mit Schranken, Säulen und Vorhängen verhüllt und innen mit Goldbildwerken reich geschmückt war. Hier stand der vergoldete Erzsarg des h. Petrus, nach allen Seiten hin fünf Fuß messend, darüber ein Kreuz von Gold, 150 Pfund schwer, mit der Inschrift, welche besagte, daß Constantin, der Kaiser, und seine kaiserliche Mutter die Ruhestätte des Apostels geschmückt hatten. Als der Papst und Karl hier ihre Andacht verrichtet, führte Hadrian seinen Gast noch in die, mit einem Mosaikbilde der Himmelfahrt Christi geschmückte Chornische und las ihm die daselbst angebrachte Inschrift: „Du bist's, der im Triumphe die Welt zu den Sternen erhoben! D'rum hat Constantin, der Sieger, dies Haus Dir geweiht.“ Hier erneuerten sie das Gelöbniß

gegenseitiger Treue, die sie sich eben gegenseitig an der Gruft der Apostelfürsten geschworen hatten. Hadrian begleitete den König dann wieder vor die Kirche, wo letzterer um die Erlaubniß bat, Rom betreten und die übrigen Hauptkirchen besuchen zu dürfen. So gaben und empfingen auch die Kaiser, die in den nachfolgenden Jahrhunderten Rom besuchten, den Eid des Friedens, ehe sie in die Stadt einzogen.

Karl ließ seine Truppen im Neronischen Felde, nicht weit von der Peterskirche, ein Lager aufschlagen; er selbst aber zog über die Brücke vor dem Grabmale des Kaisers Hadrian, der heutigen Engelsburg, in die Stadt ein. Das damalige Rom trug noch überwiegend das Gepräge des Alterthums, wenn auch in der Verwüstung von drei Jahrhunderten. Es war noch die Stadt der Römer, welche Karl mit Staunen betrat, eine ungeheuere Welt von großen Ruinen, vor deren Pracht damals noch alle äußern Kundgebungen des Christenthums verschwanden.

Die Römer führten den König nach dem Lateran; das Volk betrachtete mit Neugier den heldenhaften Wuchs des Protectors der Kirche und seine in Erz gehüllten Paladine. Am Abende wohnte der Frankenkönig der im Baptisterium des Laterans vom Papste vollzogenen Taufhandlung bei; dann ging er zu Fuß wieder nach St. Peter zurück und nahm seine Wohnung in einer der dort gelegenen Bischofswohnungen.

Tags darauf, am heiligen Ostertage, ließ der Papst seinen hohen Gast von sämmtlichen Magistratspersonen sowie von den Abtheilungen der Miliz abholen und zur Kirche Maria maggiore geleiten. Hier wohnte der König der vom Papste celebrirten feierlichen Messe bei,

worauf er mit seinen vornehmsten Begleitern im Lateran speiste.

Am folgenden Tage, wo der Papst in St. Peter Messe las, gab am Schlusse des Gottesdienstes die Verehrung und Begeisterung des Volkes für den Frankenkönig in freudigen Festgesängen sich kund. Die Chöre der Sänger stimmten an: „Langes Leben und Sieg dem ruhmreichen Karl, dem großen, friedebringenden, gottgekrönten König der Franken!“ worauf das Volk erwiderte: „Erlöser der Welt, stehe ihm bei!“

Am Osterdinstage feierte der Papst das Meßopfer in St. Paul, und damit hatten die großen Festfeierlichkeiten ein Ende.

Karl's Stellung zu Rom wurde in den folgenden Tagen durch einen Vertrag geregelt: Karl nahm alle Pflichten eines römischen Patricius auf sich, alle Rechte eines solchen in Anspruch; der Ehrentitel eines Schützers der Kirche erhielt damit einen höhern Gehalt; die höchste weltliche Jurisdiction in Rom und dessen Gebiet, in den Provinzen der Ravennatischen Statthalterschaft wurde dem Patricius zugestanden. So verlangte es das Wohl der Kirche selbst, besonders behufs Vornahme freier ordnungsmäßiger Papstwahlen.

Nachdem so die Beziehungen Karl's zur Kirche vertragsmäßig festgestellt waren, reiste der König zur Fortsezzung der Belagerung Pavia's wieder ab, und nicht lange dauerte es, so fiel die Stadt. Der König Desiderius ergab sich als Gefangener, wurde in's Exil geschickt und starb später als frommer Mönch im Kloster von Corbie; sein Sohn Adalgisus war an den Hof zu Byzanz geflüchtet.

Nicht lange danach sah Karl zu einem zweiten Zuge nach Rom sich veranlaßt.

Von allen langobardischen Besitzungen war allein das Herzogthum Benevent, jene schönen Provinzen, welche später das Königreich Neapel bildeten, mit Ausnahme der griechisch gebliebenen Stadtgebiete Neapel, Gaëta und zweier anderer übrig geblieben. Der Fürst dieses blühenden Landes mit der Hauptstadt Benevent, der schönsten und mächtigsten im damaligen Süditalien, war Adelchis, Gemahl der Adalberga, Desiderius Tochter. Ihm hatte die ferne Lage seines Landes im Süden und die Verbindung mit den Griechen die Krone erhalten, als die langobardische Macht in Nord- und Mittel-Italien zu Ende ging. Er wurde nun der natürliche Feind der Päpste. Nach dem Fall von Pavia nahm Adelchis den stolzen Titel „Princeps“ an; er ließ sich von den Bischöfen Benevent's salben, bekleidete sich mit dem Purpur und datirte seine Erlasse fortan aus seinem „geheiligten Palatium“. Sein Hof wurde der Mittelpunkt aller Pläne des Adalgisus zur Wiederherstellung des Langobardenreiches, zur Vertreibung der Franken und zur Demüthigung des Papstes. Es kam eine Verbindung zu Stande zu gemeinsamer Erhebung zwischen Adelchis und den Herzogen von Friaul im Venedigerlande und Spoleto, welches mit Benevent das römische Gebiet umschloß. Im März 776 wollte man von allen Seiten losbrechen. Der Papst erfuhr davon und wandte sich an König Karl mit der Bitte, die dringende Gefahr von dem jungen Kirchenstaate abzuwenden. Karl begnügte sich, die Aufständigen im nördlichen Italien auf einem schnellen Zuge zu vernichten. War so von dieser Seite der Gefahr vorge-

beugt, so wurde Benevent jetzt ein um so glühenderer Revolutionsherd. Das Herzogthum grenzte landwärts an die römische Campagna und so nahmen die Bedrohungen des Papstes kein Ende. Hadrian wehrte sich mit dem Aufgebot aller Kräfte. Da aber wurde sogar auch von Constantinopel aus eine Expedition zur See gegen das päpstliche Gebiet vorbereitet, und dies rief Karl zum dritten Male aus Franken nach Italien. Er kam mit seinem Weibe Hildegard und seinen Söhnen Karlmann und Ludwig zu Weihnachten des Jahres 780 nach Pavia und zu Ostern des folgenden Jahres wiederum nach Rom. Karlmann wurde am Charsamstag vom Papste getauft, worauf am Osterfeste selbst beide Prinzen zu Königen gesalbt wurden. Karl hatte jedoch damals weder Ruhe noch Mittel, das widerstrebende Benevent zu unterwerfen; er kehrte nach Pavia zurück, und Adelchis fuhr fort, unter dem Schein der Anerkennung fränkischer Oberhoheit, König im Lande zu sein, den Papst aber durch seine Verbindungen mit Adalgisus und den Griechen zu ängstigen.

So vergingen fünf Jahre, bis Karl im Herbst 786 zum vierten Male nach Italien kam. Nachdem er das Weihnachtsfest in Florenz gefeiert, zog er im Frühjahr 787 zum dritten Male in Rom ein. Dies Mal drang er, gegen Adelchis ernst verfahrend, mit seinen Franken bis Capua und Salerno vor. Adelchis beugte sich, und Karl feierte zum dritten Male das Osterfest in Rom.

Aber nochmals brach Adelchis sobald Karl abgezogen war, seine Eide und knüpfte mit Adalgisus in Constantinopel neue Unterhandlungen an, vom Kaiser selbst thätige Hilfe begehrend. Doch sein Tod trat zwischen diese neuen Pläne und deren Ausführung. Adalgisus, der im Jahre

788 wirklich in Süditalien landete, um früherm Abkommen gemäß die Krone Italiens wieder zu gewinnen, wurde geschlagen und kehrte hoffnungslos nach Constantinopel zurück, wo er, im Kummer alt geworden, starb.

Waren so die im Süden gereiften Pläne zur Wiederherstellung des Langobardenreiches vereitelt, im Norden gab es Einer, der trotz allen bisherigen Mißerfolgen deren neue schmiedete, und das war Graf Hinulf.

Hinulf stand trotz seinem, zur Zeit unserer Erzählung schon vorgerückten Alter ungebeugt. Er war hoch gewachsen und von starkem, edelm Körperbau. Aber der Eindruck, den seine äußere Erscheinung machte, war demungeachtet ein abstoßender. Aus seinen scharf ausgeprägten, harten Zügen sprach eine unbändige, stolze Seele, ein roh sinnliches Gemüth. Das dichte, schon stark mit Grau untermischte Haupt- und Barthaar, das bei starken Zornausbrüchen sich förmlich in die Höhe richtete, war eine passende Umrahmung zu den tief liegenden wilden Augen, deren durchbohrender Blick unter buschigen Brauen hervorleuchtete. Von einem mildernden, veredelnden Einflusse durch geistige Bildung war im Verkehr mit Hinulf keine Spur wahrzunehmen.

Bis zum Jahre 776, also noch bis nach der Unterwerfung der Langobarden durch die Franken, hatte Hinulf das Herzogthum Modena inne gehabt, welches wegen seiner Ausdehnung wie wegen des Reichthums des Bodens und der Behäbigkeit seiner Bewohner als das erste galt unter den sechsunddreißig Herzogthümern des langobardischen Reichs. Die Herzoge waren nach der langobardischen Verfassung die obersten Würdenträger nach dem Könige und von diesem auf Lebenszeit bestellt als

Heerführer, oberste Richter und Verwalter. Besonders in der ersten der genannten Eigenschaften hatte Hinulf unter König Desiderius mit besonderm Eifer sich hervorgethan bei den Einfällen in das päpstliche Gebiet, wie in jenem Kampfe gegen die Franken, der mit dem Untergange des langobardischen König-Staates und mit der Einverleibung seines Gebiets in das große fränkische Reich durch König Karl endete. Indessen war der fränkische Sieger in seiner Herrscherklugheit weit entfernt gewesen, alle nationalen Eigenthümlichkeiten des unterworfenen Volkes gänzlich verwischen zu wollen. Den Langobarden wurden ihre Gastalden und Herzoge, ja sogar ihre besondern Gerichtsbeamten, die Skulteten — Schultheißen — genannt wurden, belassen; alle Großen durften ihre Würden, ihre Rechte, die Verwaltung und Einkünfte ihrer Besitzungen behalten. Auf diese Weise machte Karl sich die edeln Geschlechter zu Freunden und Anhängern und gewann in ihnen, wie im Volke, das seine alten Institutionen geachtet sah, mächtige Stützen für seine Herrschaft über das eroberte Land.

Einige von den Herzogen jedoch — und zu diesen gehörte Hinulf — wollten die Hoffnung nicht aufgeben, die frühere vollständige Unabhängigkeit wieder zu erringen; sie griffen zu den Waffen, so oft ihnen zur Erreichung dieses Ziels eine günstige Gelegenheit sich darzubieten schien. Eine solche hatten sie auch gesehen in den oben dargelegten Planen des Fürsten Adelchis von Benevent, Desiderius Schwiegersohnes, die für das Jahr 776 in Süditalien beabsichtigte Erhebung durch eine gleichzeitige im Norden Italiens unterstützen zu lassen. Allein der schnell herbeigeeilte Karl hatte, wie erwähnt, den Auf-

stand in Friaul bald bewältigt und dadurch der Gefahr die Spitze abgebrochen. König Karl hob nun, um dergleichen Anzettelungen für die Zukunft unmöglich zu machen, die langobardische Reichsverfassung auf; die Herzogthümer wurden in kleine Grafschaften zertheilt und das fränkische Verwaltungssystem eingeführt. Hinulf, als einer der Hauptanstifter, verlor aber nicht allein seine Herzogswürde, so daß ihm nur mehr die Stadt Modena mit einem kleinen Gebiete zur Verwaltung blieb, sondern er wurde daneben auch noch empfindlich an seinem persönlichen Besitz gestraft.

Seit dieser Demüthigung hatte Hinulf — so schien es wenigstens den Fernstehenden — sich ganz ruhig gehalten und in größter Zurückgezogenheit auf seinem Schlosse gelebt. Für den Näherstehenden aber deuteten verschiedene Umstände darauf hin, daß er trotzdem im Geheimen seine frühern Plane immer noch verfolgte: es gingen ab und zu verdächtige Personen bei dem Grafen aus und ein, und von Zeit zu Zeit fanden nächtliche Zusammenkünfte unter seinem Vorsitz und unter seinem Dache Statt. Doch das Complott, das dort zum Sturze der fränkischen Herrschaft in Italien geschmiedet wurde, blieb geheim. Der Leser aber hat aus der letzten Unterredung Hinulf's mit der Gefangenen zu Norcina schon Näheres errathen.

VI.

Im unterirdischen Kerker.

Als Adalbert, wie wir im vorletzten Kapitel sahen, der Wuth Hinulf's glücklich entgangen, die Feste Norcina

hinter sich hatte, eilte er, so schnell er konnte, nach Nonantula zurück. Der Gedanke an die schreckliche Gefahr, in welcher er seinen unglücklichen Freund zurückgelassen, beschäftigte ihn begreiflicherweise auf dem ganzen Heimwege. In Folge der ausgestandenen Angst und durch den beschleunigten Marsch kam er ganz erschöpft im Kloster an.

Er begab sich zunächst zur Zelle des Abts und machte denselben in abgerissenen Sätzen mit dem schlimmen Ausgang seiner Mission bekannt. Durch den liebevollen, tröstenden Zuspruch dieses erfahrenen Führers und Freundes, der allerdings auch selbst auf das tiefste von der unerwarteten und schmerzlichen Nachricht betroffen war, gewann der junge Mönch allmälig seine Fassung und Ruhe wieder. Allein die sorgenvollen Gedanken über das ungewisse Schicksal Rodoald's beschäftigten immer noch seinen Geist Tag und Nacht. Endlich faßte er den Entschluß, dem Verbleiben des Freundes nachzuforschen. Er erinnerte sich des unterirdischen Ganges, durch welchen Rodoald früher in's Freie gelangt war, und dessen Mündung er leicht wieder auffinden zu können glaubte. „Vielleicht," so dachte er, „befindet sich mein armer Freund auch jetzt in dem nämlichen Kerker, und so könnte ich wohl auf diesem Wege zu ihm gelangen."

Der Abt, dem Adalbert selbstverständlich seine Absicht mittheilte, war dem Unternehmen anfangs nicht geneigt. „Ich brauche dir wohl nicht zu versichern," wandte er ein, „daß ich eben so wie du mich darnach sehne, etwas Bestimmtes über das Schicksal Rodoald's zu erfahren, und daß ich gewiß gern alles, was in unsern Kräften steht, zur Linderung und Erleichterung seiner Lage beitragen möchte; allein sollte deine Voraussetzung

richtig sein, so könnte ja Rodoald selbst, wie er es früher gethan hat, zu uns kommen. Befindet er sich hingegen in einem andern Raume der Feste — was wahrscheinlicher ist — so wäre dein Wagniß offenbar nutzlos, abgesehen davon, daß du dein Leben selbst der größten Gefahr aussetzen würdest."

Allein Adalbert ließ nicht nach mit Bitten. „Vielleicht," sagte er, „ist der Arme erkrankt, oder seine Lage hat sich aus uns unbekannten Gründen so geändert, daß er die Gelegenheit nicht mehr benutzen kann, während wir noch ebenso leicht zu ihm gelangen könnten. Und eben hierüber möchte ich gerne zu unser Aller Beruhigung Gewißheit haben."

Endlich gab der Abt, wenn auch nur ungern, seine Einwilligung, und Adalbert begab sich in der folgenden Nacht auf den Weg zu der bewußten Stelle. Nach einigem Suchen fand er wirklich den mit Gestrüpp überwachsenen Felsüberhang, sowie die Mündung des Ganges selbst. Muthig drang er in denselben ein; allein da er kein Licht mitgenommen hatte, so konnte er nur unsicher tappend voran kommen.

Er mochte etwas länger als eine halbe Stunde sich abgemüht haben, als er mit dem Fuße anstieß. Mit den Händen tastend überzeugte er sich, daß er vor einer schweren, mit Eisen beschlagenen Thüre sich befand, die bald seinem Drängen nachgab und knarrend in ihren rostigen Angeln sich drehte. Deßungeachtet war er nicht am Ziele: er befand sich, einen einzigen Schritt vorwärts tretend, vor einer festen Steinwand. Aber wer beschreibt sein Erstaunen, als er nach einigen Momenten rathloser Unthätigkeit eine Steinplatte dieser Mauer zurückweichen sah

und Lichtschimmer durch die zum Durchschlüpfen genügende Oeffnung sein Auge traf. Eine Minute später lag er in Rodoald's Armen. Dieser, schlaflos auf seinem Lager liegend, hatte das Geräusch in dem Gange gehört, und freudige Ahnung ließ ihn die Ursache desselben errathen.

Lange hielten die Beiden sich umschlungen; lange konnten sie kein Wort hervorbringen. Endlich begann Rodoald: „Der Allgütige sei dafür gepriesen, daß er mein beständiges Flehen erhört und dich glücklich wieder hierher zu mir geleitet hat! Es ist," fügte er zögernd und mit schmerzlich bewegter Stimme bei, „wahrscheinlich das letzte Mal, daß mir die Freude und der Trost deines Besuches zu Theil wird."

„Das letzte Mal?" rief Adalbert befremdet aus. „Ich denke vielmehr noch recht oft hierhin zurückzukommen und bin überzeugt, daß unser guter Abt dazu gerne seine Einwilligung geben wird."

„Ich werde nur noch kurze Zeit hier bleiben," erwiderte Rodoald traurig.

„Wie soll ich diese Worte deuten?" fragte Adalbert; sein Blick und der Ton seiner Stimme verriethen hinlänglich, daß er sie im schlimmen Sinne verstehe.

„Mein Tod ist unabänderlich beschlossen."

„Wie! so weit sollte die Gottlosigkeit und Grausamkeit deines Peinigers gehen? Will er auch noch mit diesem Verbrechen seine ruchlosen Hände besudeln?!"

„Meine Befürchtung ist leider nur zu sehr begründet. Die Wuth und Rachgier Hinulf's kennt keine Grenzen; er wirft mir unaufhörlich vor, ich hätte ihn hintergangen und deshalb könne er kein Vertrauen mehr in mein Wort setzen. Wolle er sich also vor dem Unglücke, das ihm,

wie er vorgibt, von meiner Seite drohe, sicher stellen, so bleibe ihm kein anderes Mittel, als mich aus dem Wege zu schaffen."

„Aber warum entfliehst du nicht? Steht dir ja doch jeden Augenblick der Weg dazu offen?"

Rodoald schüttelte traurig den Kopf: „Meine Flucht würde das Todesurtheil meiner Mutter sein."

Adalbert fühlte wohl das Gewicht dieser Bedenken und wagte keine weitere Einrede. Dann fragte er nach einer kleinen Pause: „Hast du seit jenem Tage, wo wir zusammen in Norcina waren, die Gefangene nicht mehr gesehen?"

„Als du damals glücklich aus deinem Versteck entkommen warst, wies Hinulf mich in den vordern Saal und schloß die Thüre hinter mir. Dann hörte ich, wie er eine längere Unterredung mit der Gefangenen hatte; den Inhalt derselben konnte ich, da sie ziemlich leise zusammen sprachen, nicht verstehen. Ich sah aber, daß der Graf beim Herauskommen in größerer Aufregung war, als ich sie je vorher an ihm bemerkt hatte. Er stieß schreckliche Drohungen gegen mich wie gegen die Gefangene aus. „Binnen Kurzem," donnerte er, als er mich vor sich her zur Treppe schob, „werde ich euch beide los sein!"

Die beiden Freunde unterhielten sich noch eine Weile über die traurige Lage Rodoald's und der Gefangenen zu Norcina. Der Gedanke an sein nahe bevorstehendes Ende hatte sich mit unwiderstehlicher Gewalt der Seele Rodoald's aufgedrängt, so daß der geistliche Zuspruch seines Freundes ihm als die letzte in diesem Leben ihm geweihte Gnade Gottes erschien.

So waren den Freunden die Stunden eine nach der andern vorübergeflogen, und Rodoald erinnerte daran, daß es bald Tag sein werde und sie also Abschied von einander nehmen müßten. „Solltest du," sagte er mit thränenerstickter Stimme, „je meine unglückliche Mutter noch ein Mal sehen, so erzähle ihr von ihrem Sohne, sage ihr, daß der beständige Gedanke an sie mich bis zum letzten Augenblicke nicht verlassen habe. Empfiehl mich auch dem Gebete und dem freundlichen Andenken des ehrwürdigen Abtes!"

Noch ein Mal drückte Adalbert seinen unglücklichen Freund an's Herz und trat dann tiefbetrübt den Heimweg an. Es war, als ob seine eigene Brust von dem Dolche getroffen werde, den er über dem Haupte seines Freundes schweben sah. Gegen Tagesanbruch kam er in Nonantula an und erzählte sogleich dem Abte das traurige Ergebniß seiner Nachforschung.

Nach drei Tagen begab Adalbert sich wieder auf den Weg nach dem Gefängnisse seines Freundes; er wollte sich Gewißheit darüber verschaffen, ob derselbe noch am Leben sei, oder ob ihn schon das angedrohte Schicksal getroffen habe.

Ohne Schwierigkeit gelangte er, wie das erste Mal, bis vor den Kerker; allein keine Hand regte sich hinter der Steinplatte, um ihm durch Entfernung derselben den Eintritt zu ermöglichen. Das für den Fall, daß Rodoald schlafe, durch Umdrehen der Thür absichtlich hervorgerufene Geräusch hatte keinen Erfolg. „Armer unglücklicher Rodoald," seufzte Adalbert, „was ist aus dir geworden? Hat der Tyrann dein Leben schon geopfert, oder läßt er dich bloß in einem noch härtern Kerker schmachten?"

In tiefster Traurigkeit trat Adalbert den Heimweg an; auf dem ganzen Wege schwebte das Bild seines gemordeten Freundes ihm vor der Seele. Auch Anselmus konnte die Thränen nicht zurückhalten, als er am folgenden Morgen die Trauerkunde vernahm.

VII.

Unerwartete Begegnung.

Ungefähr zwei Monate nach den im vorigen Capitel erzählten Ereignissen — es war im Monate März — beschloß der Abt von Nonantula, trotz seines hohen Alters noch eine Reise nach Rom zu machen. Da wichtige Angelegenheiten seines Klosters seine persönliche Vermittelung beim päpstlichen Stuhle erheischten, gedachte er die h. Charwoche dort zuzubringen. Nur ungern entschloß er sich, Adalbert, der sonst sein steter Begleiter war, im Kloster zurückzulassen, und zwei andere Brüder als Stütze mitzunehmen. Bei den schwierigen Zeitverhältnissen mußte dem Abte viel daran liegen, für die Zeit seiner Abwesenheit die schweren Pflichten seines Amtes in den Händen eines tüchtigen, bewährten Stellvertreters zu wissen, und in dieser Beziehung bot die Person Adalbert's die größte Sicherheit und Beruhigung.

Es war an einem herrlichen Frühling-Abend, als Anselmus mit seinem Gefolge in Rom eintraf. In dem Kloster des h. Sabas nahmen sie Einkehr und wurden von dem Vorsteher desselben in der herzlichsten, ehrenvollsten Weise empfangen. Auch in Rom war der ehrwürdige Abt von Nonantula nicht bloß wegen seiner edeln Herkunft, sondern auch besonders wegen seiner Frömmig-

keit und wegen der segensreichen Leitung seiner Kloster-Gemeinde allgemein geschätzt und geehrt.

Es waren ungefähr zwölf Jahre verflossen, seitdem Anselmus zuletzt in Rom war, und überall, wohin er kam, fiel sein Blick auf Neues und Verändertes. In der That hatte die Stadt unter der weisen und väterlichen Regierung des vorhergehenden Papstes Hadrian sich in erfreulichster Weise von den Wunden der langen Kriegszeiten erholt; überall waren die zerstörten und verwüsteten Häuser wiederhergestellt worden, und die Zahl der Bevölkerung, wie der Wohlstand waren wieder bedeutend gestiegen. Der Nachfolger Hadrian's, Papst Leo, der seit 795 den Stuhl des h. Petrus inne hatte, war ganz in die Fußstapfen seines ausgezeichneten Vorgängers getreten; er zeigte sich durch seine Bildung und Frömmigkeit, wie durch seine Charakterfestigkeit seinem hohen Amte gewachsen.

Anselmus, der die unermüdliche Sorgfalt und Thätigkeit Leo's für das Heil der gesammten Kirche, wie für das Wohl seiner besondern Unterthanen kannte und hochschätzte, hatte sich lange darauf gefreut, den neuen Papst persönlich kennen zu lernen. Gleich am Tage nach seiner Ankunft in Rom begab er sich nach dem päpstlichen Palaste, wo er mit der seinem Stande und seinen hohen Verdiensten entsprechenden Auszeichnung empfangen wurde. Leo unterhielt sich längere Zeit mit ihm über die Lage der Kirche und fragte ihn in einigen gerade schwebenden wichtigern Angelegenheiten um seine Ansicht; der fromme Abt verließ die Audienz mit vermehrter Hochachtung gegen den von Allen geliebten und verehrten Oberhirten.

Nachdem Anselmus die Angelegenheit, um deretwillen er hauptsächlich nach Rom gekommen war, erledigt hatte,

wollte er die ihm noch übrig bleibende Zeit zunächst zu einem Besuche der wichtigsten Kirchen und Monumente der Stadt benutzen. Sein erster Gang galt der Kirche der h. Apostel Petrus und Paulus. Als er durch das Hauptschiff hinaufgeschritten und bei den das Grab der Apostelfürsten umgebenden Schranken angekommen war, fiel sein Auge auf einen jungen Mann, der sich gerade vom Gebete erhob. Ihre Blicke begegneten sich, und freudige Ueberraschung malte sich in den Zügen des ehrwürdigen Greises. „Rodoald!" stammelte er und flog, so eilig seine schwankenden Schritte es vermochten, auf den Angerufenen zu, den er in seine Arme schloß.

Ein Freudenstrahl überflog das blasse, traurige Gesicht Rodoald's, der so ganz unerwartet mit seinem treuesten Freund und Beschützer zusammengetroffen war.

„Draußen erzählst du mir, wie es gekommen ist, daß du dich wieder auf freiem Fuße und hier in der Stadt befindest."

Der Abt winkte sodann seinem Begleiter, allein voranzugehen, und so schritten die drei, der Abt auf den Arm Rodoald's gestützt, langsamen Schritts der Vorhalle der Kirche zu.

„Wie freue ich mich, dich so unverhofft wieder zu sehen!" rief, als sie dort angekommen waren, unter wiederholter Umarmung und mit thränenden Augen der Abt. „Wir hatten dich längst todt geglaubt."

„Ach!" seufzte Rodoald traurig, „vielleicht wäre es auch besser für mich. So hätten wenigstens meine unerträglichen Leiden ein Ende gefunden!"

„So bald hast du deine Vorsätze der Standhaftigkeit und der christlichen Ergebung wieder vergessen!" mahnte der

Abt mit erhobenem Finger und freundlich besänftigendem Tone.

Rodoald schilderte dem Abte zur Rechtfertigung seiner Muthlosigkeit die düstere, furchtbare Zukunft, welcher er entgegensehe, weil er annehmen müsse, daß sein Verfolger ihn nur am Leben geschont habe, um ihn als Werkzeug für seine ehrgeizigen und verbrecherischen Plane zu gebrauchen."

„Nun, Gott hat bisher dein Leben so wunderbar erhalten; er wird auch für die Zukunft dich vor den Fallstricken beschützen, die man dir etwa legen sollte."

„Ihr habt ohne Zweifel," begann Rodoald nach einer kleinen Pause wieder, „von dem Besuche gehört, den mir Adalbert zuletzt in dem unterirdischen Kerker gemacht hat?"

„Das alles habe ich von Adalbert gleich am folgenden Morgen erfahren."

„Nun, so will ich erzählen, was weiter geschah. Tags darauf wurde ich aus meinem Kerker geholt; ich konnte natürlich nicht anders denken, als daß es zum Tode gehe. Man führte mich in den Schloßhof. Hier war eine ziemlich große Anzahl Reiter, vollständig zum Abzug bereit, aufgestellt, die uns zu erwarten schienen. Die ganze Ausrüstung der Truppe ließ auf eine weitere Reise schließen. Hinulf, der mit seinen vertrautesten Freunden in vollständiger Rüstung an der Spitze hielt, forderte mich auf, ebenfalls aufzusitzen und mich dicht zu ihm zu halten. Dann gab er das Zeichen zum Aufbruch. Wir schlugen die Richtung nach Rom ein und ritten ziemlich scharf. Indessen schien es mir, als ob wir die größern Ortschaften absichtlich mieden, offenbar um kein Aufsehen zu erregen. Während des ganzen Rittes ver-

harrten Hinulf und seine Begleiter fortwährend in dumpfem Stillschweigen. Als wir nicht weit mehr von Rom entfernt waren, mußte die Truppe auf Befehl Hinulf's sich vertheilen, und ich glaube, daß die Reiter größten Theils einzeln in der Stadt anlangten. Der Graf erreichte mit mir das Stadtthor, als eben der Abend hereinbrach; ein einziger Stallmeister war außer mir seine ganze Begleitung. Nachdem wir einige Straßen passirt hatten, machten wir vor einem ziemlich verdeckt liegenden weitläufigen Gebäude Halt, wo wir mehrere von den uns vorangeeilten Gefährten bereits antrafen. Hinulf führte mich gleich in ein abgelegenes Zimmer und bedeutete mir, daß dieses einstweilen meine Wohnung sei. Nachdem er mir unter der strengsten Strafe verboten, dasselbe ohne seine Erlaubniß zu verlassen, verriegelte er sorgfältig die Thüre, und ich hörte langsam seine schweren Tritte auf dem Gange verhallen. Hier blieb ich nun volle sechs Wochen in vollständiger Ungewißheit über mein Schicksal, aber täglich war ich auf das Schlimmste gefaßt.

Endlich erschien plötzlich der Graf in meinem Zimmer mit der Ankündigung, daß ich von jetzt ab frei sei. Ich glaubte im ersten Augenblicke, er wolle meiner spotten. Allein er wiederholte, ich könne jeden Tag auf einige Stunden in der Stadt mich umsehen. Ich war freudig überrascht und kann mir bis zum gegenwärtigen Augenblicke diese plötzliche Umwandlung in dem Verhalten des Grafen gegen mich nicht erklären. Gleichzeitig mußte ich das Versprechen ablegen, Niemanden den gegenwärtigen Aufenthalt Hinulf's zu verrathen, wie überhaupt über alles, was seine Person betreffe, das strengste Stillschweigen zu beobachten, wozu ich mich natürlich gleich bereit finden ließ.

Da ich den Grafen gerade in günstiger Stimmung fand, so getraute ich mir die Frage, was inzwischen aus meiner Mutter geworden sei. Er versicherte mir, sie sei von ihrer Krankheit wieder genesen. Als ich ungläubig meine Zweifel an der Richtigkeit dieser Angabe äußerte, und bemerkte, er wolle mich vielleicht nur beruhigen, wiederholte er seine Erklärung, indem er in merkwürdiger Offenheit hinzufügte, er habe kein Interesse mehr, mich in dieser Beziehung länger zu täuschen. Ich habe daher dies Mal seinen Worten Glauben geschenkt, weil, so viel ich den Grafen kenne, das Interesse ihm höher gilt, als das Gesetz der Wahrhaftigkeit; Eigennutz und Ehrgeiz sind fast die einzigen Triebfedern seines Handelns. Beim Fortgehen ließ er denn auch die Thüre offen und sagte, ich möchte von jetzt ab überhaupt wieder auf dem frühern Fuße mit ihm leben."

„So bist du also nicht in der Lage, uns deinen gegenwärtigen Aufenthaltsort anzugeben," bemerkte Anselmus und fuhr nach einer kleinen Pause nachdenklich fort: „Diese ganze Reise und die Anwesenheit Hinulf's hier in der Stadt erscheint mir allerdings verdächtig und somit deine Befürchtung wegen deiner Zukunft wohl begründet. Als ich von Nonantula fortging, glaubte man, der Graf sei noch auf seinem Schlosse."

„Das nimmt mich nicht im geringsten Wunder," erwiderte Rodoald; „er scheint sich absichtlich in das vollständigste Dunkel zu hüllen."

„Es unterliegt keinem Zweifel, daß sich irgend eine Gewaltthat vorbereitet; allein, wie es schon so oft geschehen ist, wird auch dies Mal der Herr die Anschläge der Gottlosen zu vereiteln wissen. Hüte dich übrigens,

Rodoald, ihren Plänen und Anschlägen deine Person oder auch nur deinen Namen zu leihen; besser ist es fürwahr, mit reinem Gewissen als das Opfer ungerechter Verfolgung zu unterliegen, als mit solchen Verbrechen auch nur in entfernte Verbindung zu treten."

Nachdem der Abt sodann seinem jungen Freunde noch einige weitere speciellen Rathschläge gegeben, forderte er ihn auf, noch ein Mal mit ihm in die Kirche zurückzugehen, um gemeinschaftlich, bevor sie Abschied von einander nähmen, am Grabe der h. Apostelfürsten sich deren mächtigem Schutze zu befehlen, auf welchen Vorschlag Rodoald freudig einging.

Nachdem danach Ort und Stunde der nächsten Zusammenkunft festgesetzt waren, nahm Rodoald mit getröstetem und erleichtertem Herzen Abschied und schlug den Weg nach seiner einsamen, abgelegenen Wohnung ein.

VIII.

Wie theuer eine Krone erkauft wird.

Als Rodoald zu Hause anlangte und eben die Thüre öffnete, trat Hinulf, der seine Ankunft abgewartet zu haben schien, ihm entgegen mit der Aufforderung, ihm zu einer Unterredung zu folgen.

Nachdem sie nebeneinander Platz genommen, begann Hinulf in ruhigem und gemäßigtem Tone, während er fortwährend seinen durchdringenden Blick auf den Angeredeten geheftet hielt: „Rodoald, ich habe dir eine wichtige Thatsache mitzutheilen, die von entscheidendem Einfluß auf deine ganze Zukunft sein wird."

„Und um was handelt es sich?“ fragte der Angeredete mißtrauisch.

„Es betrifft deine Abstammung.“

Rodoald verrieth durch eine unwillkürliche Geberde seine innere Bewegung, und Hinulf, dem dieses nicht entgangen war, fuhr fort: „Du hast manchmal bitter darüber geklagt, daß man dich über deine Eltern, über deinen Stand und deine Verhältnisse gänzlich im Dunkel gelassen habe, und ich gebe zu, daß diese Klagen natürlich und gerechtfertigt waren.“

„Ich glaube, es würde Euch nicht schwer fallen, mich aus meiner peinlichen Ungewißheit zu befreien.“

„Urtheile nicht voreilig. Ich gestehe, du hast mich hassen, hast mich verwünschen müssen.“

„Früher mag dies wohl der Fall gewesen sein.“

„Und jetzt?“

„Nachdem die göttliche Gnade mich wieder zum christlichen Glauben und Leben zurückgeführt hat, habe ich gelernt, alle Kränkungen und Beleidigungen zu verzeihen und zu vergessen.“

„Du darfst überzeugt sein, daß nicht Laune oder bloße Leidenschaft, sondern daß nur die triftigsten Beweggründe mich zu jenem, dem Anschein nach allerdings harten und unbilligen Verfahren bestimmt haben. Ich habe die feste Zuversicht, daß, wenn du jetzt alles erfährst, nicht die geringste Bitterkeit gegen mich in deiner Seele zurückbleiben wird; ja, du wirst mir sogar Dank wissen für das, was ich zu deinem Besten gethan habe.“

„Es kommt mir, offen gestanden, schwer an, zu denken, daß Ihr jemals das Gefühl der Dankbarkeit gegen Euere Person in mir erwecken könntet.“

„Höre mich ruhig an; du sollst vorerst alles erfahren und magst dann urtheilen. Durch deine Abstammung, Rodoald, gehörst du einem vornehmen Stande an; dein Rang ist weit höher als der meinige, und darin liegt auch der Grund, weshalb ich dich stets mit besonderer Auszeichnung behandelt habe."

„Mit Ausnahme der letzten Jahre," warf Rodoald mit einem Anflug von Unwillen ein.

Ueber diese Bemerkung umdüsterte sich die Stirne Hinulf's und mit Nachdruck fuhr er fort: „Gebieterische Umstände haben mich zu einer solchen Handlungsweise genöthigt, und wenn ich mich manchmal etwas streng gegen dich zeigen mußte, so geschah es nur in der guten Absicht, dir deine heiligsten Rechte zu wahren. Doch lassen wir das jetzt! Ich verzichte meinerseits für den Augenblick darauf, mich zu rechtfertigen, und eile vielmehr zu dem eigentlichen Ziele unserer heutigen Unterredung. Rodoald, das Blut unserer Könige fließt in deinen Adern!"

Im höchsten Grade überrascht und erstaunt, wußte Rodoald im ersten Augenblick keine Worte zu finden, um die verschiedenartigen Gefühle und Gedanken auszudrücken, die seine Seele bewegten.

Hinulf fuhr, indem er seinen durchdringenden Blick unverwandt auf seinen Zuhörer geheftet hielt, fort: „Gleich von Geburt an wurdest du von hartem Mißgeschick heimgesucht, und schon in der Wiege war dein zartes Leben von Mörderhand bedroht. Ich war es, der dich damals einem sichern Tode entriß. Ich ließ dich heimlich in meinem Palaste erziehen und hielt deinen eigentlichen Namen wie deine Herkunft sorgfältig geheim, um dich weitern Verfolgungen deiner Feinde zu entziehen."

„Diese edele That hätte allerdings Anspruch auf meinen innigsten und herzlichsten Dank. Indessen habt Ihr mir noch immer nicht gesagt, wer denn eigentlich meine Eltern waren.“

„Du stammst von einer Tochter König Aistulf's und bist deren einziger Sprößling.“ Hinulf hielt einen Augenblick inne, als wolle er den Eindruck, den diese Worte auf den jungen Mann machen würden, beobachten.

Als Rodoald sich von seinem ersten Staunen etwas erholt hatte, wurde er nachdenklich. Die auffallend übereinstimmenden Enthüllungen, die er aus dem Munde des Abts über die Abstammung Adalbert's vernommen hatte, traten ihm lebhaft vor die Seele, und er blickte wie zweifelnd und fragend auf den Grafen. Dieser deutete sich das Schweigen Rodoald's als Wunsch, Weiteres und Genaueres zu erfahren und erging sich daher in weitläufigen Betheuerungen seiner Anhänglichkeit und Ergebenheit gegen das langobardische Königshaus.

Rodoald schien dadurch nicht befriedigt und fragte zweifelnd: „Aber wie kömmt es denn, daß Ihr bei dieser aufopfernden Liebe für mich auf der andern Seite meine Mutter so grausam verfolgt?“

Diese Frage kam dem Grafen offenbar ungelegen; eine düstere Wolke flog über seine harten Züge, und er antwortete in etwas gereiztem Tone: „Der Eigensinn deiner Mutter allein hat mich dazu genöthigt. Sie hat sich meinen besten Absichten für dein Wohl unaufhörlich entgegengestemmt. Du kannst übrigens überzeugt sein, daß ihr nie persönlich die geringste Kränkung widerfahren ist. Wie gesagt, du wirst mein bisheriges Verfahren voll-

ständig billigen, sobald ich im Stande sein werde, dir alles zu enthüllen."

„Trotz aller dieser Versicherungen habe ich das bestimmte Gefühl, daß Ihr mich hintergeht, Graf."

„Was willst du damit sagen!" fuhr Hinulf auf.

„Meine Worte sind deutlich genug, und ich will Euch ohne Umschweife wiederholen, was ich denke: Ihr wollt mich bloß als Werkzeug zur Verwirklichung Euerer ehrgeizigen Plane mißbrauchen. Wenn ich recht gehört habe, sagtet Ihr, ich sei der Enkel Aistulf's?"

„Allerdings, und ich schwöre, daß dem so ist."

„Nun wohl! diese Euere Behauptung ist durchaus unwahr, und ich kann Euch sofort ohne Mühe den Beweis liefern. Von König Aistulf lebt allerdings noch ein Nachkomme, allein i ch bin es n i ch t."

„So kennst du vielleicht diesen andern echten Enkel Aistulf's," fragte Hinulf mit spöttischem Lächeln, indem er seinen Zorn gewaltsam zurückhielt."

„Ich kenne ihn in der That genau; ich habe ihn zu wiederholten Malen gesehen und mit ihm gesprochen."

„So hast du mich also belogen," schrie Hinulf, indem er außer sich vor Wuth von seinem Sitze aufsprang und mit zornflammendem Blick auf Rodoald zutrat.

„Es ist niemals meine Gewohnheit gewesen, zu lügen," antwortete dieser mit würdevoller Ruhe.

„Wie? du hast mein ausdrückliches Verbot mißachtet, dein beschworenes Versprechen gebrochen — eben deine jetzt ausgesprochenen Behauptungen beweisen es klar, und hast noch die Verwegenheit, leugnen zu wollen."

„Was für Versprechungen meint Ihr, Graf."

„Erinnerst du dich nicht, daß du zu wiederholten

Malen betheuert hast, die Gefangene in Norcina habe dir keinerlei Enthüllungen über ihre Familienverhältnisse gemacht?"

„Das ist alles vollkommen wahr."

„Nun, und von wem anders könntest du diese Mittheilungen haben?"

„Das werdet Ihr niemals von mir erfahren," erwiderte Rodoald in festem, entschiedenem Tone.

Das war zu viel für Hinulf; sein Aerger und seine Wuth kannten keine Grenzen mehr. Mit seinen wilden, blutig unterlaufenen Augen schien er sein Opfer durchbohren zu wollen; sein ganzer Körper zuckte an allen Gliedern unter der Gewalt der Leidenschaft, die in seinem Innern tobte. Indessen mochte er wohl fühlen, daß er dem festen, unbeugsamen Willen Rodoald's gegenüber mit roher Gewalt nichts werde ausrichten können. Er bewältigte darum noch ein Mal seinen Zorn und nahm die Rede in gemäßigterm Tone wieder auf: „Es wird unnütz sein, wie ich sehe, die Komödie noch weiter fortzuspielen. Du bist in der That **nicht** der Sprößling König Aistulf's. Dennoch ist es wahr, daß ich dem letzten Sprößling des langobardischen Königshauses das Leben gerettet habe und zwar in der Absicht, ihm zu dem ihm rechtlich gebührenden Throne zu verhelfen. Allein man hat ihn mit List meiner väterlichen Obhut und Pflege zu entziehen gewußt."

„So ist also meine Mutter auch nicht die Tochter Aistulf's?"

„Das ist sie in der That nicht; allein ich habe andere wichtige Gründe, sie in ihrer Haft zu behalten. Sie weiß nämlich wie du den Aufenthaltsort jenes echten Thronerben,

und weigert sich hartnäckig, mir die gewünschte Auskunft zu geben."

„Und was bestimmt meine Mutter zu dieser Weigerung?"

„Ohne Zweifel gönnt sie dem Prinzen die Krone nicht, auf welche er doch Anspruch und Aussicht hat. Aber du, Rodoald," setzte er mit möglichst freundlichem Ausdruck hinzu, „du wirst — davon bin ich überzeugt — edeler und uneigennütziger denken, du wirst gerne mit dazu beitragen wollen, daß dein Freund zu dem ihm unrechtmäßiger Weise vorenthaltenen Thron gelange."

Rodoald schien einen Augenblick zu überlegen; doch bald war sein Entschluß gefaßt, und er antwortete entschieden: „Ich kann die verlangte Mittheilung nicht machen."

„Nun gut," erwiderte Hinulf heftig, „wenn das dein letztes Wort ist, so sollst du selbst die Stelle des echten Thronerben einnehmen."

Rodoald schien eine Weile über die Bedeutung dieser Worte nachzudenken. „Ich weiß nicht, Graf, ob ich Euere letzten Worte recht verstehe," bemerkte er dann.

„Ich wiederhole, wenn du nicht dazu helfen willst, den echten Thronerben aufzufinden, so wirst du selbst, du magst wollen oder nicht, als Sprößling König Aistulf's gelten müssen."

„Ueber meinen Körper könnt Ihr allerdings verfügen, weil ich als Gefangener in Euerer Gewalt bin; aber mein Wille bleibt mein Eigenthum, und ich erkläre hiermit, daß ich diesen Planen niemals zustimmen oder bei ihrer Ausführung mitwirken werde."

„Und aus welchem Grunde willst du deine Mitwirkung verweigern, da wir ja nur Großes und Edeles, die Freiheit und das Wohl des Vaterlandes wollen?

Du verurtheilst meinen Plan voreilig, ohne ihn genau zu kennen."

„Nun, so sprecht Euch offen und ohne Umschweife aus, damit ich weiß, welchem Endziele Ihr eigentlich zusteuert."

„Rodoald," rief der Graf mit Begeisterung aus, „ich will unsere, von fremden Eroberern geknechtete Nation befreien und ihr das angestammte Königsgeschlecht zurückgeben. Der Befreiung und dem Wohle des Vaterlandes — den feierlichen Schwur habe ich gethan — soll mein ganzes Denken, meine ganze Kraft, mein ganzes Leben geweiht sein. Nennst du das ein frevelndes Beginnen?"

„Das Mißgeschick, welches wir jetzt tragen, ist nur die Folge unserer eigenen frühern Verschuldung, und auf dem Wege des Betruges und der Täuschung führt man ein Volk nicht zu der Stufe der Größe und des Glückes wieder empor, von der es durch eigene Schuld herabgesunken ist."

„Du hältst unser gegenwärtiges Unglück also für eine Strafe Gottes?" fragte der Graf spöttisch.

„Allerdings zum großen Theil, und ich habe zugleich die feste Zuversicht, daß Gott eben diese Strafe auch wieder von uns nehmen werde."

„Aber man muß doch selbst auch Hand anlegen und der Hülfe des Himmels durch eigene Thätigkeit entgegenkommen."

„Abgesehen von der Verwerflichkeit der von Euch beabsichtigten Mittel scheint mir der gegenwärtige Augenblick schlecht gewählt. Wir sind zu sehr geschwächt, und unsere Gegner stehen zu mächtig da; es wäre geradezu unver-

nünftig von unserer Seite, zu einem so ungleichen Kampf herausfordern zu wollen."

„Wir sind stärker, Rodoald, als du glaubst. Die meisten von den langobardischen Grafen haben Abgesandte mit Zustimmungs-Erklärungen zu mir geschickt, andere sind in Person erschienen. Alle Feinde der Franken haben in diesem Augenblick Vertreter hier in Rom: die Sachsen, die Hunnen, ja selbst die Griechen haben auf unsere geheime Aufforderung sich zur Hülfeleistung, zum Kampfe gegen den gemeinsamen Feind bereit erklärt. In dem nämlichen Augenblicke, wo wir in den Grafschaften die Fahne der Unabhängigkeit aufpflanzen, wird die Kaiserin Irene in Constantinopel dem König Karl den Krieg erklären; die Sachsen erwarten mit Ungeduld den Augenblick zu neuer Erhebung gegen ihren Unterdrücker; die Hunnen wollen ihre Streitkräfte zum gemeinsamen Vernichtungs-Kampfe gegen die verhaßten Franken mit uns vereinigen. Was uns allein noch fehlt, das ist ein König, der sich an die Spitze des ganzen Unternehmens stellen muß. Adelchis, der Sohn Aistulf's, unter dessen Führung, wie du weißt, früher unsere Nation sich erhoben hat, ist inzwischen gestorben. Allein man glaubt allgemein unter dem Volke, daß noch ein anderer Sprößling Aistulf's vorhanden sei. Ich habe nun den Verschworenen erklärt, daß ich diesen rechtmäßigen Erben des langobardischen König-Thrones genau kenne und ihnen denselben zuführen würde."

„Ich kann mich nicht dazu entschließen, meine Person zu einem derartigen Betrug herzuleihen."

„Es wird keine That von dir verlangt; laß nur geschehen, was geschehen muß und durch uns geschieht. Inwiefern könnte das deinem Gewissen widerstreiten? Ich

führe dich in die Versammlung meiner Freunde und diese rufen dich zum König aus — das ist alles."

„So würde ich mich doch wenigstens zum Mitschuldigen an der Täuschung machen, in welche das Volk auf diese Weise geführt werden soll."

„Das nehme ich auf mich; wir müssen einen hohen und erlauchten Namen haben, um welchen das Volk sich freudig schaart; der Name eines Enkels Aistulf's wird Alle begeistern und mit unwiderstehlicher Gewalt zusammenhalten. Ist einmal der Kampf entbrannt, so kann man ja den wahren Sachverhalt aufklären, und du magst die angebliche königliche Abstammung, wenn du dann, was ich bezweifle, noch Lust dazu haben solltest, wieder bei Seite legen."

Rodoald hörte stillschweigend und aufmerksam zu, und Hinulf, der dieses als für sich günstig deutete, fuhr fort: „Es handelt sich also gar nicht um widerrechtliche Besitzergreifung eines fremden Erbes, denn wir haben ein Wahlkönigthum, wenn auch unsere Vorfahren immer mit Vorliebe innerhalb der königlichen Familien die Wahl zu treffen pflegten. Und endlich, wenn das alles deine Bedenklichkeiten noch nicht beseitigt, was hindert dich denn, wenn einmal das langobardische Königreich wiederhergestellt ist, wie schon bemerkt, die Krone eben dem wirklichen Erben Aistulf's abzutreten."

„Es fällt mir schwer, mich in das Unternehmen einzulassen," sagte Rodoald, dem Anscheine nach schon halb in seinem Entschlusse wankend.

„Sieh'!" fuhr Hinulf begeistert fort, „das Vaterland richtet seine Blicke auf dich; deine Landsleute rufen nach

dir, und du wolltest nicht einmal das Geringe für sie thun, deinen Namen herzugeben, um sie von dem schmählichen Joche der Fremdherrschaft zu befreien? Bedenke wohl, wenn du auch keinen Antheil nehmen willst, daß die Erhebung doch einmal eine beschlossene Sache ist und auch jedenfalls zum Ausbruch kommen muß und wird. Hältst du dich aber zurück, so wird sie vielleicht zahllose Opfer mehr fordern und doch am Ende, eben nur durch deine Schuld, erfolglos bleiben."

Diese letztern Bemerkungen schienen auf das jugendlich feuerige Herz Rodoald's, der sich für alles Edele und Große leicht begeisterte, und der darum auch sein Vaterland und sein Volk aufrichtig liebte, einen lebhaften Eindruck zu machen. „In Rom also soll der Aufstand losbrechen?" fragte er, schon halb besiegt und gewonnen.

„Allerdings hier in der Stadt selbst. Wir wollen dadurch gleich von vornherein dem Unternehmen mehr Ansehen geben. Uebrigens werden gleichzeitig die sämmtlichen langobardischen Städte sich erheben."

„Daraus muß ich schließen," wendete Rodoald ein, „daß ihr in ähnlicher Weise, wie früher Desiderius, Aistulf und so manche andere unserer Könige es gethan haben, den Papst und die Kirche knechten wollt; diese Aussicht allein wäre aber schon genügend, mich von jeder Unterhandlung und Verbindung mit euch zurückzuhalten. Uebrigens bin ich überzeugt, daß unter solchen Verhältnissen der Papst zu euerer Erhebung niemals seine Zustimmung und seine Billigung geben wird."

„Wir haben nicht im entferntesten derartige Absichten. Wir sind im Gegentheil entschlossen, die Rechte der Kirche stets zu achten und zu wahren, und so wird der

Papst auf jeden Fall unser Unternehmen schützen und fördern."

„Ihr werdet wohl Gewalt gegen denselben gebrauchen wollen?"

„Keinenfalls; alles ist vielmehr schon im besten und friedlichen Einvernehmen mit ihm geordnet. Sobald der neue König gewählt und ausgerufen ist, wird der Papst ihn sofort anerkennen."

„Indessen bleibt es doch immer auffallend, daß man unter den Verschworenen nur Todfeinde des päpstlichen Stuhles und seines Verbündeten, des Frankenkönigs, sieht. Wie soll ich es mir erklären, daß der Papst sich so plötzlich mit den Gegnern seines bisherigen treuesten Freundes und Beschützers verbündet habe?"

„Karl sucht für seine Person aus der fränkischen Krone, die sein Vater Pipin den Nachkommen Chluodewig's abgenommen hat, Vortheile zu ziehen, und der Papst erkennt das jetzt sehr wohl. Uebrigens muß es dem letztern jedenfalls auch lieber sein, unter dem Schutze eines Volkes zu stehen, das sozusagen vor den Thoren Rom's wohnt und so innig mit den frühern Bewohnern Italiens verschmolzen ist. Und dann wird er am Ende gegen eine kleine Vergrößerung seines Gebietes auch nicht ganz unempfindlich sein."

Rodoald kannte den neuen Papst zu wenig, als daß er sich über die Wahrheit und die Tragweite dieser letztern Enthüllungen Hinulf's ein sicheres Urtheil hätte bilden können. Indessen alle diese Vorstellungen und Zusprüche Hinulf's würden ihn doch schwerlich zum Nachgeben gebracht haben, wenn der Graf nicht noch ein anderes Mittel in Bereitschaft gehabt hätte, welches allerdings unwiderstehlich

auf das schon so stark bearbeitete Herz Rodoald's wirken mußte."

„Wohlan, Rodoald," begann er nämlich nach einer Pause, „gib deine Einwilligung zu meinen Vorschlägen, und deine Mutter soll noch in diesem Augenblicke frei sein. Handele ich nicht großmüthig? Eine Königskrone biete ich dir an und zugleich die Freilassung deiner Mutter, und dazu für einen so geringfügigen Preis! Treibst du hingegen durch deine unvernünftige Hartnäckigkeit mich zum Aeußersten, so zittere für dein Leben, wie für das Leben deiner Mutter! Wenn ich auch nicht wieder nach Modena zurückkehren sollte, so würde das ihr zugedachte Loos dadurch doch nicht im mindesten geändert oder gemildert werden; sie befindet sich in den Händen eines, meinem Willen vollkommen ergebenen Mannes. Jetzt magst du wählen!"

Rodoald ließ das Haupt auf die Brust sinken; ein furchtbarer Kampf erhob sich in seinem Innern. Er glaubte seine unglückliche Mutter vor sich zu sehen, wie sie in dem finstern, dumpfen Kerker schmachtete, er sah den Dolch des Mörders gegen ihre Brust gezückt. Und mit einem einzigen Worte konnte er ihre Freiheit, ihr Leben retten! Warum sollte er dieses Wort nicht aussprechen, wenn wirklich die von Hinulf in Beziehung auf den Papst gegebenen Versicherungen und Versprechungen auf Wahrheit beruhten?

„Wohlan!" sagte er endlich mit zögernder Stimme, „ich will meine Zustimmung geben, aber nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß dasjenige, was du über den eigentlichen Zweck eueres Unternehmens mir mitgetheilt, vollständig wahr ist."

Damit hatte der Graf seinen nächsten Zweck erreicht;

er entfernte sich, indem er Rodoald befahl, seine Wohnung vor dem Abend nicht wieder zu verlassen.

Dieses Verbot, wenn auch in die schonendste Form gekleidet, war Rodoald keineswegs erwünscht. Er hatte sich schon vorgenommen, nach dem Kloster des h. Sabas zu seinem väterlichen Freunde Anselmus zu gehen und diesen über die ganze Angelegenheit um Rath zu fragen. Diesen Plan mußte er jedoch vollständig aufgeben, indem er sich bald überzeugte, daß Hinulf, vielleicht weil er in die Festigkeit seines Zöglings einigen Zweifel setzen mochte, ihn scharf bewachen ließ. So erwartete denn Rodoald mit fieberhafter Unruhe den Abend.

Als es schon ziemlich spät geworden, erschien endlich Hinulf und erklärte, er solle ihn zu einer Versammlung seiner Freunde begleiten. Sie machten sich auf den Weg und kamen, nachdem sie einige ziemlich verödete Stadttheile durchwandert, zu einem weitläufigen, von Ruinen halb verdeckten Gebäude, in das sie eintraten. Der Graf führte seinen Begleiter durch lange, unheimliche Gänge; dann öffnete er am Ende eines solchen Ganges eine Thür, durch welche sie in einen großen, geräumigen Saal gelangten. Die Wände wie die Deckwölbung waren ganz mit alten Malereien geschmückt.

Die ziemlich große Versammlung der Verschworenen, die sich hier zusammengefunden hatte, bot einen seltsam gemischten Anblick dar. Da sah man Italiener, Langobarden, Hunnen und Griechen. Die Einzigen in der großen Versammlung, die bei dem Beschauer Theilnahme, ja fast Bewunderung erwecken mußten, waren die Sachsen: kräftige Gestalten von schönem Gliederbau mit edeln und scharf ausgeprägten Gesichtszügen, lang herabwallendem

blondem Haupthaar und blauen Augen, die sie stolz und kühn umherschweifen ließen. Fern von jeder Berührung mit der überfeinerten römischen Cultur und deren Lastern führten sie in ihren Wäldern ein nüchternes, einfaches Leben. Sie liebten die Freiheit und waren tapfer und kriegerisch. Sie haßten das Christenthum als die Religion ihrer Todfeinde, der Franken. Zwar hatten seit Bonifacius einzelne Missionare sich zu ihnen gewagt; allein erst, nachdem König Karl sie in mehrern höchst blutigen Kriegen vollständig unterworfen, fand der christliche Glaube und mit demselben die Gesittung der Franken allmälig auch im Sachsenlande Eingang. Sie warteten aber nur auf eine günstige Gelegenheit, um sich von neuem zu empören und die drückende Herrschaft des fränkischen Eroberers wieder abzuschütteln.

Die ganze Versammlung der Verschworenen, in welcher die Griechen und Langobarden, das schlimmste Element, am stärksten vertreten waren, erinnerte in ihrer bunten Zusammensetzung lebhaft an jene zahllosen Völkerschwärme, die seit dem Verfalle des römischen Reiches über die Hauptstadt hereingebrochen waren, gleichsam um Rache zu nehmen an der stolzen Weltbeherrscherin für die so viele Jahrhunderte hindurch von ihr an allen Völkern des Erdkreises verübten Grausamkeiten und Unterdrückungen.

Rodoald ließ sein Auge in stummer Verwunderung über die Versammlung schweifen; indeß wurde er bald aus seinen Gedanken gerissen, indem Hinulf seine Hand ergriff und ihn den Verschworenen vorstellte. „Freunde," so redete der Graf sie an, „ihr seht hier den letzten Sprößling des langobardischen Königshauses vor euch; heißet ihn willkommen!"

Mit einem drei Mal sich wiederholenden lauten Bei-

fallruf wurden diese Worte Hinulf's aufgenommen, und Aller Blicke richteten sich mit Neugierde auf Rodoald.

Er schien auf die Versammlung einen günstigen Eindruck zu machen, und einer der ältern unter den Langobarden rief laut: „Er ist ganz das Bild seines Großvaters Aistulf.“ Und in der That war in Rodoald's Gestalt, Haltung und Gesicht eine gewisse Aehnlichkeit mit diesem König nicht zu verkennen.

Hinulf führte nun seinen jungen Begleiter zu dem im Hintergrunde des Saales errichteten Throne und fragte, zu der Versammlung gewendet: „Freunde, erwählt ihr alle ihn zu euerm Könige?“

Wie aus Einem Munde erscholl der begeisterte Ruf der Langobarden: „Wir wählen ihn! Er soll über uns herrschen als würdiger Nachfolger Aistulf's und Desiderius'. Lange lebe Rodoald!“

Der neugewählte König blieb anscheinend theilnahmlos und sprach kein Wort bei der ganzen Ceremonie.

Darauf ersuchte Hinulf ihn, die Stufen des Thrones hinanzusteigen und sich auf demselben niederzulassen, um die Huldigung der langobardischen Adeligen sofort entgegenzunehmen. Dies geschah, und nach dem Beispiele des Grafen Hinulf traten die Herzoge und Grafen der Reihe nach an den Thron und verneigten sich drei Mal tief bis zur Erde.

Dann mußte Rodoald sich die langobardische Königskrone aufsetzen; sie war freilich nicht die alte, die ächte eiserne Krone — denn diese hatte König Karl bei Besiegung des letzten Langobardenkönigs erbeutet — sondern nur eine Nachbildung derselben. Bei dieser neuen Ceremonie erhob

sich abermals der begeisterte Zuruf der ganzen Versammlung: „Lang lebe der neue König der Langobarden!“

Dann traten die einzelnen langobardischen Großen näher heran, um dem neuen Könige ihre besondern Glückwünsche zu seiner Erhebung auszusprechen.

„Sei kühn und glorreich wie Alboin, der unsere Vorfahren in diese gesegneten Gegenden geführt hat und so der Gründer unseres Königreichs geworden ist!“ sagte der Eine.

„Die Weisheit und die Festigkeit Rotharis', der durch eine weise Gesetzgebung unser Reich ordnete und fest begründete, sei dein Antheil!“ rief ein Anderer.

„Möge zugleich Klugheit und Gewandtheit in Regierungsgeschäften, sowie der kriegerische Geist Aistulf's dir nicht fehlen!“ fügte ein Dritter hinzu. „Zu den uns sicher bevorstehenden Kämpfen bedarfst du fürwahr aller jener ausgezeichneten Fähigkeiten zusammen, die unsere erlauchten Monarchen einzeln schmückten.“

Bei allen diesen Anreden und Glückwünschen war Rodoald fortwährend stumm geblieben. Die Griechen deuteten dieses als kluge Zurückhaltung und Verstellung und fanden darin ein günstiges Vorzeichen. In der That suchte auch Hinulf die Versammlung in dieser Vermuthung zu bestärken, indem er bemerkte, der junge Fürst liebe es, unter anscheinender Theilnahmlosigkeit seine Gedanken und Absichten zu verbergen und zugleich scharf zu beobachten. „Jetzt,“ so schloß er, „sind wir des Erfolges unseres Unternehmens gewiß, denn wir haben einen Mittel- und Vereinigungspunkt für unsere gesammten Kräfte gefunden. Eilen wir nunmehr ein Jeder zu seinem Posten, und halten wir uns zu dem Entscheidungskampfe für die Freiheit und

Unabhängigkeit unseres Vaterlandes bereit! Der erste Schlag, den wir führen, muß ein so gewaltiger sein, daß er die Macht unserer Feinde bis in ihre Grundfeste zum Wanken bringt!"

„Wir schwören," riefen alle Anwesenden einstimmig, „daß wir die Herrschaft des verhaßten fränkischen Tyrannen und seines Verbündeten stürzen und vernichten wollen."

Bei diesen letzten Worten entfärbte sich das Gesicht Rodoald's, und Hinulf, dem dieses nicht entgangen war, mußte darauf bedacht sein, solche für Rodoald peinliche, Verdacht erregende Aeußerungen abzuschneiden. Er forderte darum noch einmal zum Weggehen auf, indem er mit seinem Begleiter schon auf die Thüre zuschritt.

IX.

Ein gottesschänderisches Attentat.

Am 25. April 799 war ganz Rom in einer besondern Bewegung. Es war das Fest des h. Marcus, der Tag der großen Bittgänge. Die Bewohner der Stadt, selbst die aus den entlegensten Vierteln, waren zahlreich zu der Kirche des h. Laurentius zusammengeströmt, um sich an der Feier zu betheiligen.

Die Procession sollte in gewohnter Weise von der Lateranskirche im südöstlichsten Theile der Stadt ausgehen und nach der in der nordwestlichsten Gegend auf dem damals noch weniger bewohnten Marsfelde gelegenen Kirche S. Lorenzo in Lucina ziehen, wo das Volk in Schaaren sie erwartete, um an dem dort abzuhaltenden allgemeinen Gebet für das Heil der gesammten Christenheit sich zu betheiligen. Bei dieser

Procession pflegte der Papst zu Pferde zu sitzen, während der Primicerius,[1]) die Diakonen, Notare und Subdiakonen der Stadtregionen ihm voraus ritten und auf gleiche Weise der Vicedominus, der Vestararius, der Nomenculator und der Sacellarius ihm folgten.

Zur Zeit des Ausgangs des Zuges konnte man in der Gegend, wo die genannte Kirche S. Lorenzo lag, und zwar in der unmittelbaren Nähe des Klosters S. Stephanus und Silvester, eine Unruhe und Thätigkeit ganz anderer Art wahrnehmen. Hier deuteten die Vorbereitungen auf nichts weniger, als auf einen friedlichen und religiösen Zweck. Einzelne in lange Mäntel gehüllte Männer mit fremden und unheimlichen Gesichtern sah man truppweise auf ein verfallenes Mauerwerk zuschreiten, welches von Außen eher einer Ruine, als einem bewohnten Hause ähnlich sah. Andere gingen auf ein allein liegendes ödes Haus oder einen verlassenen Steinbruch zu. An den einzelnen Sammelplätzen angekommen legten die Männer ihre Mäntel ab und erschienen von Kopf bis zu Fuß vollständig gerüstet und gewaffnet. Bei den einzelnen Abtheilungen befand sich immer auch ein Anführer, und zwar waren dies die Theilnehmer an der oben beschriebenen nächtlichen Versammlung, in welcher Rodoald zum König ausgerufen worden war.

Die in dem nämlichen Stadtviertel gelegene Wohnung Hinulf's bot von Außen allerdings einen friedlichen Anblick. Indessen in dem nach Innen gelegenen, von Hinulf selbst bewohnten Theile hatte schon ganz früh am Morgen eine beträchtliche Anzahl von Männern sich eingefunden, alle

[1]) Siehe Note II am Schlusse des Bandes.

bis an die Zähne bewaffnet. Mehrere derselben — unter ihnen bemerkte man auch Hinulf — gingen, sich leise mit einander unterhaltend, in einem großen Saale auf und ab. Von Zeit zu Zeit traten sie an ein Fenster, um auf den von der Straße dumpf herübertönenden Lärm zu lauschen.

Hinulf zeigte sich äußerst aufgeregt und schien ungeduldig Jemand zu erwarten; wenigstens deuteten die abgebrochenen Sätze, die er dann und wann hervorstieß, darauf hin. Man hörte ihn wiederholt ausrufen: „Wildefried müßte schon seit einer halben Stunde hier sein; was ihn wohl so lange zurückhalten mag?“

Bei solchen Bemerkungen Hinulf's malte sich jedes Mal ängstliche Besorgniß in den Zügen sämmtlicher Anwesenden.

„Wenn nur nicht irgend ein unerwarteter Unfall dazwischen gekommen ist!“ meinte einer derselben. „Wenn nur nicht die von Wildefried zu commandirende Abtheilung überrascht und zersprengt wurde!“

„Es wird mir angst bei dem Gedanken, die Leute könnten noch im letzten Augenblicke den Muth verloren haben und schwankend geworden sein,“ sagte ein Anderer.

„Stille!“ rief jetzt plötzlich Hinulf, indem er sich zur Thüre wandte.

Alle verstummten und schauten in ängstlicher Spannung nach der nämlichen Richtung.

In der That klopfte es an der vordern Thüre, und gleich darauf hörte man schwere Tritte auf dem zu dem Saale führenden Gange.

„Es ist Wildefried, ich kenne seinen Tritt,“ rief Hinulf freudig aus, und seine Züge erheiterten sich wieder.

In dem nämlichen Augenblicke zeigte sich wirklich ein Mann von hohem, stattlichem Wuchs. Als einzige Waffe trug er ein kurzes Schwert, welches in einer ledernen Scheide hing. Er war ein Langobarde von Geburt und befand sich schon seit langen Jahren als Oberstallmeister in den Diensten Hinulf's, dessen unbegrenztes Vertrauen er besaß.

„Was hat dich so lange aufgehalten, Wildefried?" fragte Hinulf den Eintretenden.

„Einige unverhoffte Zwischenfälle, so wie das Gerücht, der Zug werde den gewöhnlichen Weg nicht nehmen, und dergleichen, hatten unsere Vorbereitungen etwas in Unordnung gebracht. Auch wurde ein Theil meiner Leute unschlüssig und fing an, zu wanken; es hat mich Mühe genug gekostet, durch eindringliches Zureden und durch den Hinweis auf die sichere Aussicht des Gelingens sie wieder zum Ausharren und Festhalten zu bestimmen."

„Kann man gegenwärtig wieder auf sie rechnen?"

„Sie werden ihre Schuldigkeit thun."

„Der Primicerius und der Schatzmeister sind doch wohl nicht unschlüssig geworden?"

„Nein; sie haben mir wiederholt versichert, wenn ihre Leute sich scheuen sollten, den Streich zu führen, so würden sie selbst es thun."

„Nun, so wird alles nach Wunsch gehen. Der Augenblick zum Losschlagen rückt näher; ehe eine Stunde vergeht, wird alles entschieden sein."

„Ist Theridast auf seinem Posten?" fragte Hinulf weiter.

„Er wird uns sofort Nachricht bringen, sobald das

Werk dort vollbracht ist, und wir mit dem unserigen beginnen müssen."

Hinulf feuerte noch ein Mal die Mitverschworenen an: „Jetzt gilt es, Freunde, euch als tapfere Männer zu zeigen," sagte er. „Heute noch muß Rom in unsern Händen und der Thron der Langobarden wieder aufgerichtet sein."

„Ja," riefen Alle begeistert, „der heutige Tag noch muß uns Rache bringen an dem verhaßten Schützling des Franken-Königs, dem Verräther unseres Vaterlandes!"

„Ihr habt Recht, Freunde!" bestätigte Hinulf. „Wir wollen die Gelegenheit benutzen, Leo und zugleich seinen Nachfolgern zu zeigen, daß die tapfere langobardische Nation sich nicht ungestraft verrathen und unterdrücken läßt. Nicht ohne Absicht haben wir gerade Rom zum Ausgangspunkt der ganzen Erhebung gewählt. Die Päpste waren die letzten und eigentlichen Urheber unserer Niederlagen und unseres Mißgeschicks, und darum soll sich auch unsere Rache zunächst gegen sie kehren."

Die ganze Versammlung gab diesen Worten Hinulf's Beifall.

Es mochte ungefähr eine Stunde vergangen sein, als plötzlich auf der Straße ein gewaltiger Lärm sich erhob. Ein Mann, der, wie Theridast, im Dienste des Grafen Hinulf zu stehen schien, kam hastig in den Saal hereingestürzt.

„Was gibt's?" fragte Hinulf den Eintretenden.

„Es ist geschehen, Herr!" antwortete dieser athemlos.

„Ist alles gut abgelaufen?"

„In der That, wir können uns Glück wünschen; doch jetzt müßt ihr eilen, um das Uebrige zu thun!"

„Drauf also, meine Freunde!“ commandirte Hinulf. „So schnell ihr könnt, eilt zu den abgesprochenen Sammelplätzen, während ich Rodoald aufsuche; ich werde mit ihm sogleich zu euch stoßen!“

Während also die Verschworenen sich in den verschiedenen, vorher abgesprochenen Richtungen zerstreuten, eilte der Graf zu dem Gemache Rodoald's. „König der Langobarden!“ begann Hinulf eintretend, „der entscheidende Augenblick ist da; auf dich allein noch warten wir Alle!“

Der Angeredete, der beim Anblick Hinulf's erschreckt zusammenfuhr, verlangte, ehe er folge, noch ein Mal die bestimmte Versicherung, daß kein Angriff auf die Person des Papstes geschehe.

„Ich habe dir früher schon versichert, daß deine Besorgnisse völlig grundlos sind; übrigens müssen wir eilen, wir haben keinen Augenblick mehr zu verlieren.“ Mit diesen Worten zog er den halb widerstrebenden Rodoald schon zur Thüre hin. Unten am Eingangsthore wartete ein Reitertrupp auf sie; Rodoald und Hinulf schwangen sich schnell auf die bereit gehaltenen Pferde und sprengten mit den Bewaffneten durch die unruhig wogenden Volksmassen fort.

Sie kamen zu einem großen Platz, der ganz mit Bewaffneten besetzt war, und in den Anführern derselben erkannte Rodoald sogleich die bei seiner Krönung zugegen gewesenen Verschworenen wieder.

Von allen Seiten wurden die Ankommenden mit freudigem Zurufe begrüßt, und der Jubel der Volksmenge schien sich noch zu verdoppeln, als Hinulf seinem Begleiter die eiserne Krone aufsetzte.

In diesem Augenblicke wälzte sich aus einer Seitenstraße eine dichte Volksmasse heran. Zwar sah man darunter einzelne Bürger; allein hauptsächlich war es der niedrigste Pöbel der Stadt, untermischt mit Griechen und sonstigen Fremden aus allen Himmelsgegenden. Es war gleichsam der Bodensatz jener zahlreichen Völkerüberschwemmungen, die in den letzten Zeiten über die Stadt hereingebrochen waren. Die Menge schrie unaufhörlich: „Es lebe Papst Paschalis!"

Die Langobarden stimmten ihrerseits in diesen Ruf ein, fügten aber bei: „Es lebe unser neuer König Rodoald!"

Dann verschmolzen die beiden Volkshaufen in einander, und man hörte sie bald abwechselnd, bald gleichzeitig durcheinander rufen: „Es lebe Paschalis! Es lebe Rodoald!"

Jetzt trat aus der Mitte des hinzugekommenen zweiten Haufens ein ziemlich bejahrter Mann in geistlicher Kleidung hervor, stellte sich vor den langobardischen Anführer hin und rief mit kräftiger Stimme, während der Zug lauschend stillstand: „Ich, Paschalis, oberster Bischof der Kirche, verordne und erkläre, daß der hier gegenwärtige Rodoald König der Langobarden sein soll, und gebe demselben hiermit alle Städte heraus, die meine Vorgänger unrechtmäßiger Weise den Königen Aistulf und Desiderius entrissen haben."

„Hörst du," wandte bei diesen Worten Hinulf sich an den neben ihm haltenden Rodoald, „es ist der neue Papst, der dort redet; er bestätigt dich in deiner königlichen Würde und spricht dir ungeschmälert das Erbe deiner Ahnen zu!"

Ohne die Antwort Rodoald's auf diese Bemerkung abzuwarten, trat Hinulf schnell vor den Mann hin, der

eben sich Papst Paschalis genannt hatte, und richtete an denselben folgende Ansprache: „Erhabener Papst! Unser neuer König Rodoald erklärt hiermit durch meinen Mund sich als deinen getreuen und gehorsamen Sohn und gibt gleichzeitig das feierliche Versprechen, die Rechte des apostolischen Stuhles gegen Freund und Feind wahren und vertheidigen zu wollen."

Diese letztern Worte Hinulf's hatte Rodoald nur halb verstanden; er war überhaupt so verwirrt, daß er sich für den Augenblick gar keine Rechenschaft darüber geben konnte, was eigentlich um ihn her vorgehe. Er fragte sich, was denn aus Papst Leo geworden sei, und wie man so schnell einen neuen Papst habe wählen können. Das alles kam ihm räthselhaft und unbegreiflich vor, und schon begannen in seiner Seele düstere Ahnungen aufzusteigen.

Jetzt setzte die inzwischen immer mehr angeschwollene Menschenmasse sich wieder in Bewegung, und Hinulf, der Rodoald immer dicht an seiner Seite hielt und mit ihm an der Spitze ritt, ließ den Zug in eine der belebtesten Seitenstraßen einbiegen, während das Volk, der Aufforderung und dem Beispiele der Verschworenen folgend, das Hochrufen auf den neuen Papst und den neuen König wieder aufnahm.

Plötzlich stieß Rodoald, dessen Pferd einen Seitensprung gemacht hatte, als sei er heftig erschrocken, einen halb unterdrückten Schrei aus. Er sah sich plötzlich dem Abt Anselmus gegenüber, der einen vorwurfsvollen Blick auf ihn heftete und ausrief: „Was beginnst du, Rodoald? Also du bist es, der seine Hand hergibt zu dem schändlichsten Verbrechen, das die Welt seit dem Gottesmorde des jüdischen Volkes jemals gesehen hat? Der Papst ist eben meuch-

lings niedergemacht worden, und dich sehe ich als Anführer an der Spitze seiner ruchlosen Mörder?“

Weiter hörte Rodoald nichts, denn im nächsten Augenblicke war sein Pferd mit ihm an die Spitze des Zuges gestürmt, wo seine Begleiter ihn sofort in ihre Mitte nahmen und einen dichten Kreis um ihn schlossen.

Rodoald war bei dem Vorwurfe des Abtes zuerst leichenblaß geworden; dann stieg das Feuer eines edeln Zornes ihm in's Gesicht. Mit einem kräftigen Ruck brachte er sein Pferd, das sich hoch unter ihm aufbäumte, und dadurch die hinter ihm Herreitenden zum Stehen. Sein Stillstand gebietender Ruf war trotz des tobenden Lärmens überall gehört worden. Alles machte verwundert Halt und schaute auf Rodoald. Hinulf hatte die Stimme nicht erkannt und wußte darum anfangs nicht, von wem das Hemmniß ausgegangen war.

Seine Ungewißheit währte nicht lange; denn im nächsten Augenblicke nahm Rodoald im höchsten Unwillen die eiserne Krone von seinem Haupte, zerdrückte sie zwischen den Händen und schleuderte sie weit von sich weg auf das Pflaster.

Die Langobarden standen wie versteinert da, während der Graf wüthende Blicke auf Rodoald schleuderte. Dieser aber ließ sich nicht einschüchtern, sondern rief laut, daß es weithin schallte: „So soll auch euer Königreich in Trümmern liegen, weil ihr euere ruchlose Hand gegen euern Vater, gegen das Haupt der Christenheit ausgestreckt habt! .... Langobarden, es ist nicht wahr, was man euch sagte: ich bin nicht der Enkel Aistulf's! ich habe nicht den geringsten Anspruch auf die Krone, die man mir mit List und Gewalt aufgedrängt hat. Ich bin nur das blinde Werkzeug

in der Hand eines Ehrgeizigen gewesen, der mich zuerst betrogen hat, um dann durch mich euch Alle zu hintergehen. Und wäre ich wirklich der berechtigte Sprößling eueres Königshauses, ich würde niemals von einem Königthum etwas wissen wollen, das schon in seinem Beginne mit so schändlichen, unheilvollen Verbrechen sich brandmarkt!"

Die Langobarden blickten zweifelnd und fragend auf Hinulf, der im ersten Augenblicke stumm und starr die Erklärung Rodoald's angehört hatte. Bald jedoch gewann er seine Fassung wieder und antwortete mit sicherer und kräftiger Stimme: „Glaubet seinen Worten nicht, Freunde! Sie sind nur die Eingebungen thörichter und grundloser Gewissensscrupel! Er ist in der That der echte Enkel Aistulf's. Verfolgen wir nur das so glücklich angefangene Werk der Befreiung. Voran also!"

Rodoald hörte indessen nicht auf, mit lauter Stimme seine Erklärung zu wiederholen, und wirklich wurden schon einige von den langobardischen Verschworenen wankend. Doch Hinulf gab von neuem den Befehl zum Vorwärtsrücken und rief ungeduldig: „Später, wenn einmal der Sieg errungen und das Befreiungswerk gesichert ist, bleibt Zeit genug, die streitige Rechtsfrage zur Entscheidung zu bringen."

Nach diesen Worten gab er seinen beiden Vertrauten Wildefried und Theridast einen Wink, Rodoald in ihre Mitte zu nehmen und ihn so zum Vorschreiten zu nöthigen. Allein da er sich hartnäckig widersetzte, so blieb ihnen nichts übrig, als ihn gewaltsam vom Pferde zu heben und so still wie möglich durch die lärmende

Menge hindurch nach der Wohnung Hinulf's zurückzubringen. Hier wurde er eingeschlossen.

Erst spät am Abend trat Hinulf ohne alle Begleitung zu ihm ein.

„Rodoald!“ so begann er, „jetzt ist doch kein Beweggrund mehr vorhanden, weshalb du dich von unserm Unternehmen ausschließen solltest. Was dich bisher noch in etwa von uns trennte und zurückhielt, ist bereits eine vollendete Thatsache. Wir sind beinahe vollständig Herren Rom's und erwarten jede Stunde günstige Nachrichten aus den übrigen italienischen Städten, die, wie sicher anzunehmen ist, sich alle miterhoben haben. Wir brauchen also nur mehr die reifen Früchte unserer bisherigen Bemühungen zu ernten, und an dir ist es jetzt, zu zeigen, ob du für die Sache des Vaterlandes den günstigen Augenblick zu nützen weißt.“

„Wie, Graf von Modena,“ rief Rodoald, „Ihr wagt es auch jetzt noch, mich zur Theilnahme an Euerm verbrecherischen Unternehmen aufzufordern? Niemals, ich wiederhole es, mag ich in irgend eine Verbindung mit den Mördern des Papstes bleiben. Davon aber könnt Ihr überzeugt sein: ein so schändliches Attentat wird bald die gerechte Strafe des Himmels auf euere schuldigen Häupter herabrufen.“

Der Graf suchte ihn zu beschwichtigen. Allein Rodoald fuhr mit steigender Entrüstung fort: „Ist es möglich, mit kaltem Blute von einer solchen Unthat zu sprechen?“

„Du kannst überzeugt sein,“ unterbrach ihn Hinulf, „daß wir keinerlei Mitschuld an dem beklagenswerthen Ereignisse haben.“

„Von wem ist denn das Verbrechen verübt worden?“

„Die Verwandten des letzten Papstes Hadrian haben es angestiftet, und zwar aus Aerger und Rache über die Erwählung Leo's, durch welche sie sich in ihren Planen und Hoffnungen betrogen sahen. Wir sind nicht im geringsten daran betheiligt, und was ich verlange, ist weiter nichts, als daß wir die uns gebotene günstige Gelegenheit zur Wiedererlangung unserer Unabhängigkeit nicht unbenutzt vorüber gehen lassen mögen."

„Nun, Pilatus wusch sich auch seine Hände in Unschuld und betheuerte, daß er keinen Antheil habe an dem Tode des Gerechten."

„Wie soll ich das verstehen?" fragte Hinulf gereizt.

„Ich will damit sagen, daß sowohl das einstimmige Urtheil aller rechtlich Gesinnten der damaligen Zeit und das Urtheil der Geschichte darum den Landpfleger doch zu den Mitschuldigen jenes Verbrechens rechnet. Gerade so werdet auch ihr vergebens euch von der Mitschuld an der Ermordung Leo's rein zu waschen suchen, weil ihr eben mit den Mördern gemeinsame Sache macht."

„Ich bitte, lassen wir solche unnütze Nebenfragen jetzt bei Seite und halten wir uns einfach an die Thatsachen. Papst Leo ist nicht mehr; man hat ihm einen Nachfolger gegeben, und dieser neue Papst billigt und bestätigt das glückliche Resultat unserer bisherigen Bemühungen."

„Paschalis ist nur ein Eindringling, der widerrechtlicher Weise die päpstliche Würde an sich gerissen hat, und sobald wieder ein echter und wahrer Papst den Stuhl des h. Petrus besteigt, so wird die Verwerfung und Verurtheilung eueres ganzen Unternehmens seine allererste Handlung sein."

„Nun, vor solchen Macht- und Bann-Sprüchen habe ich glücklicher Weise keine große Furcht."

„Der Himmel wacht über seine Stellvertreter hier auf Erden, und so lange die Häupter unserer Nation sich an den Rechten und an dem Besitzthume des h. Petrus vergreifen, legt das allein schon den Grund zum Ruin euerer ganzen Sache.“

„Du fürchtest also die Päpste?“ warf Hinulf spöttelnd hin.

„In der That fürchte ich sie, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ich denjenigen fürchte, der seinen Stellvertreter nicht ungestraft kränken und mißhandeln läßt.“

„Erinnere dich nur, wie feindselig und unwürdig die Päpste unsere Könige behandelt haben, und dann sage mir, ob wir noch Liebe und Verehrung zu ihnen haben können!“

„Wenn die Päpste zum Schutze ihrer Unterthanen fremde Hülfe herbeigerufen haben, gebrauchten sie damit nur das einem Jeden zustehende natürliche Recht der Nothwehr.“

„Eben diese Helfer des Papstes sind aber zugleich unsere Unterdrücker, die Räuber unserer Freiheit und unseres Landes geworden. Habe ich also nicht Recht, die Päpste als die letzte und eigentliche Ursache des ganzen Unglücks unserer Nation zu bezeichnen? Wenn die tapfern Truppen König Aistulf's am Fuße der Alpen aufgerieben und unsere Hauptstadt Pavia von dem Frankenkönig Pipin belagert wurde, wer anders trug die Schuld davon, als Papst Stephanus, der eben diese feindlichen Armeen in unser Land gerufen hatte? Und eben dieser nämliche Papst, wußte er nicht den Sieg seines fremden Beschützers dazu zu benutzen, sich die Schlüssel von zwanzig langobardischen Städten ausliefern zu lassen? War es nicht Papst

Hadrian, der den Frankenkönig Karl gegen uns zu Hülfe rief? Fällt ihm nicht eigentlich die Niederlage zu Last, welche im Jahre 773 Desiderius in den Schluchten des Mont Cenis erlitt, welche Niederlage dann weiter den Verlust von Pavia, Verona, ja den Untergang unseres ganzen Reiches nach sich zog? Daß endlich unser König von dem Sieger in Gefangenschaft fortgeschleppt und in ein Kloster gesperrt wurde, und so auf fremdem Boden einsam und elend sterben mußte; daß unsere einst so mächtige und glorreiche Nation jetzt gänzlich aus der Reihe der Völker gestrichen ist, haben wir das alles nicht ausschließlich den Päpsten zu danken?"

„Seid nicht ungehalten, Graf," erwiderte Rodoald ruhig, „über das, was ich jetzt sagen will. Die Leidenschaft verblendet Euch und besticht Euer Urtheil; sonst würdet Ihr anerkennen, daß nur die Langobarden selbst jenes unermeßliche Unglück über sich heraufbeschworen haben. Und eben Ihr, Graf von Modena, müßtet dies eigentlich besser wissen, als jeder Andere, da Ihr ja persönlich an den Ereignissen mit betheiligt waret, die jene traurige Katastrophe herbeiführten."

„Was ich sicher weiß, ist dieses," erwiderte Hinulf, „daß die Anmaßungen und die Herrschsucht der römischen Päpste stets die einzige Quelle all' unseres Unglückes waren, und daß darum unser Haß gegen sie ein wohl begründeter ist."

„Das ist ein ungerechtes und unbilliges Urtheil, dem von den Thatsachen selbst laut widersprochen wird. Ihr macht es dem Papste zum Vorwurf, daß er die fränkischen Truppen in's Land gerufen habe; aber Ihr vergesset, welche lange Reihe von Unbilden vorher unsere Nation ihm zugefügt hatte, und zwar ohne allen Grund, ohne

jeden Anlaß, einzig und allein irre geleitet von rastlosem Ehrgeiz."

Die Wahrheit dieser Schlußfolgerungen drängte sich mit unwiderstehlicher Gewalt selbst dem widerstrebenden Geiste Hinulf's auf; er vermochte nichts gegen die Anklagen zu erwidern, die Rodoald, gestützt auf die Thatsachen, mit unbefangenem und unparteiischem Urtheil gegen die langobardische Nation erhob.

„Du willst also nicht mehr unser Führer und König bleiben?" fragte der Graf.

„Der Himmel bewahre mich vor der fernern Theilnahme und Mitschuld an solchen Verbrechen, wie sie von euch verübt worden sind!"

„Vergiß nicht, daß das Leben deiner Mutter noch immer in meiner Hand ist!"

„Meine Mutter — davon bin ich fest überzeugt — würde niemals wünschen oder zugeben, daß ich durch solche Theilnahme an euern Verbrechen ihre Freiheit erkaufen sollte. Verlangt Gott auch noch das harte und bittere Opfer von mir, meine Mutter ganz zu verlieren, so wird er mir zugleich die Kraft verleihen, dieses Opfer als Christ ihm darzubringen."

Diese letztern Worte hatte Rodoald mit erstickter Stimme so leise gesprochen, daß man sie kaum verstehen konnte. Dem Grafen war indessen der tiefe Eindruck nicht entgangen, den die letzte Drohung auf Rodoald gemacht hatte, und er schöpfte daraus wieder einige Hoffnung. Indessen entfernte er sich einstweilen mit der Bemerkung: „Diese Nacht lasse ich dir zum Ueberlegen; morgen früh werde ich wiederkommen, um deinen letzten Entschluß entgegenzunehmen."

Hinulf hatte seinem Vertrauten Theridast Befehl gegeben, die Nacht hindurch bei Rodoald Wache zu halten, sei es, weil er fürchtete, derselbe möchte auf Flucht sinnen, sei es in der Absicht, in ihm die Königswürde scheinbar zu ehren, wie er ja auch Rodoald öffentlich immer noch als König behandelte.

Theridast war, obschon eine lange Reihe von Jahren in dem Dienste Hinulf's und als dessen Gesinnungs- und Strebensgenosse der zuverlässigste Ausführer der erhaltenen Befehle, doch sonst von sehr freundlichem und leutseligem Wesen. Da Rodoald, ohne Zweifel in Folge der außerordentlichen, durch die manchfaltigen Erlebnisse des Tages verursachten Aufregung nicht schlafen konnte, so knüpfte sich bald zwischen ihm und seinem Wächter eine Unterhaltung an.

Rodoald hatte nur Weniges von dem am Tage Vorgefallenen selbst gesehen; er bat daher Theridast zunächst um einen eingehenden Bericht darüber. So erfuhr er, daß der gegen Papst Leo geführte Handstreich schon lange vorbereitet gewesen war.

Die Familie Hadrian's, des Vorgängers Leo's III., schon vor dessen dreiundzwanzigjährigem Pontificate eine der hervorragendsten unter dem römischen Adel, war durch ihn noch mächtiger geworden. Den nächsten Verwandten Hadrian's lagen die wichtigsten Staatsgeschäfte ob; sie waren mit den höchsten Ehren ausgezeichnet worden. Nachdem schon Hadrian's Oheim, der sich Consul und Herzog nannte, das Amt eines Primicerius der Kirche geübt hatte, war letzteres durch Hadrian's Gunst auf Paschalis, den Neffen des Theodorus, übergegangen. Da dieses Amt vom Wechsel des Pontificats nicht mitbetroffen wurde, fuhr er auch

unter Leo fort, es zu führen. Zu diesem aber gerieth er in eine feindliche Stellung, da der neue Papst danach trachtete, den Einfluß der Familie seines Vorgängers nicht übermächtig werden zu lassen. So sahen viele Optimaten des Klerus wie der Miliz in ihren Hoffnungen sich getäuscht und liehen ihrem rachsüchtigen Grolle Gehör. Der Entschluß wurde gefaßt, den neuen Papst aus dem Wege zu schaffen. Die beiden nächsten und vornehmsten Verwandten des verstorbenen Papstes, Paschalis und Campulus, waren zur nachdrücklichern und sicherern Betreibung ihres Planes selbst an die Spitze der Verschwörung getreten.

Um die nämliche Zeit ging Hinulf mit dem Plane um, das langobardische Reich wieder herzustellen. Er setzte sich daher mit den römischen Verschworenen, die schon vollständig alle Vorbereitungen zur Ausführung ihres Attentates getroffen hatten, sobald er von deren Vorhaben Kunde erhielt, in Verbindung. Mit vereinten Kräften — das war die Hoffnung der einen wie der andern Partei — werde man um so sicherer die beiderseitigen Ziele erreichen. Papst Leo sollte entfernt und an seiner Stelle Paschalis auf den römischen Stuhl erhoben werden, der dann das neu zu errichtende langobardische Reich anerkennen und demselben seine Unterstützung gewähren würde. Hinulf und den übrigen langobardischen Mitverschworenen fiel die Aufgabe zu, eine allgemeine Erhebung der sämmtlichen langobardischen Städte in's Werk zu setzen und dann den neuen Papst anzuerkennen und zu schützen.

Hinulf hatte sich mit seinen Genossen nach Rom begeben, um von hier als von einem gemeinsamen Mittelpunkte aus der ganzen Thätigkeit der Verschwörung eine einheitliche und kräftigere Leitung zu geben.

Der 25. April war von den Verschworenen zur Ausführung des Planes angesetzt. In aller Frühe hatten schon die Verwandten Hadrian's in der Nähe des Klosters von St. Stephanus und Sylvester, wo der Zug des Papstes vorbeikommen sollte, ihre Leute aufgestellt. In dem Augenblicke, als Papst Leo aus dem Lateran getreten war, um sich in Begleitung der vornehmsten Palastbeamten nach der Kirche des h. Laurentius, dem Ausgangspunkte der Procession zu begeben, war der Primicerius[1]) Paschalis schon zu Pferde gestiegen. Er entschuldigte sich, daß er, der ritualischen Vorschrift entgegen, nicht mit der Planeta, dem langen geistlichen Gewande, bekleidet sei. Er ritt voraus, der Schatzmeister Campulus folgte mit mehrern Andern nach. Kaum war der Zug in der Nähe des im Marsfelde, dicht am Ziele des Zuges gelegenen Klosters St. Stephanus und Sylvester angelangt, als Paschalis und Campulus das Zeichen gaben. Die Bewaffneten brachen aus ihrem Versteck hervor, die Begleitung des Papstes zerstob, Priester und Volk sahen, wie das Oberhaupt der Kirche vom Pferde gerissen und zu Boden geworfen wurde; voll Entsetzen stürzten sie sich in jäher Flucht durch die Straßen Rom's. Mit brutaler Wuth mißhandelten Paschalis und Campulus ihr von Allen feige verlassenes Schlachtopfer. Die gedungenen Mörder rissen ihm die päpstlichen Gewänder ab, versuchten ihm die Augen auszureißen, die Zunge zu verstümmeln. Aus seinem Blute vor St. Sylvester hoben Paschalis und Campulus den Ohnmächtigen auf und schleppten ihn in das Kloster, wo sie mit eigener Hand die Mißhandlungen

[1]) Vergleiche Note II. am Schlusse des Bandes.

fortsetzten. Den Halbtodten dann ohnweit des Altars liegen lassend, befahlen sie den griechischen Mönchen, ihn in einer ihrer Zellen zu bewachen. In der Nacht brachten sie Leo dann in das ziemlich entfernte Kloster St. Erasmus auf dem Berge Coelius im Süden der Stadt, wo sie ihn in ein enges Gewahrsam einsperrten.

Unterdessen ließ Paschalis, wie wir wissen, sich zum Papste ausrufen.

Das Resultat dieses ersten Tages konnte ein für die Verschworenen günstiges genannt werden. Die Bevölkerung der Stadt Rom blieb ruhig und ließ geschehen, was sie nicht glaubte aufhalten zu können. Alle waren verwirrt und wie gelähmt vor Entsetzen über die unerhörte Freventhat. Der den ganzen Tag auf der Straße ertönende Ruf: „Es lebe Paschalis! es lebe Rodoald, der neue König der Langobarden!“ hielt die Bevölkerung, selbst die Gutgesinnten, in Angst und Schrecken. Zwar schloß Niemand sich den Verschworenen an; aber man hatte auch nicht den Muth, ihnen offen entgegenzutreten.

Obgleich geringer an Zahl, als sie sich gern den Anschein geben wollten, waren die Langobarden dennoch so gut wie Herren der Stadt. Gegen Abend zogen sie sich in ihre Wohnungen zurück in der frohen Hoffnung, am folgenden Tage ihren Sieg zu vervollständigen.

Wie aus diesen Mittheilungen Theridast's hervorging, sah also Rodoald seine trüben Ahnungen und Vermuthungen über die eigentlichen Ziele der Verschwörung nur zu sehr bestätigt. Am meisten quälte ihn der Gedanke, daß er selbst, wenn auch nur mittelbar und unbewußt, an dem schändlichen Attentat gegen den Papst Antheil genommen. Allein er wurde aus seinen trüben Gedanken

bald herausgerissen durch das von der Stadt herübertönende Getöse eines Straßenauflaufs. Es dauerte nur wenige Augenblicke, so war das ganze Haus Hinulf's in Alarm. Theridast eilte auf die Straße, um sich nach der Ursache des Lärms zu erkundigen. Er kam bald zurück und zwar in sichtlicher Angst und Verwirrung.

„Was gibt es Neues?" fragte Rodoald den Eintretenden.

„Der bisheran so günstige Erfolg unserer Sache ist ernstlich in Frage gestellt und gefährdet."

„Inwiefern denn?"

„Papst Leo, den Paschalis und Campulus vor Einbruch der Nacht aus dem Kloster des h. Stephanus nach St. Erasmus auf dem Mons Coelius hatten bringen lassen, ist so eben von seinen Freunden in Freiheit gesetzt und dort weggeholt worden. Der Kämmerer Albinus hat das kühne Wagstück ausgeführt. An der Spitze einer Anzahl dem Papste ergebener Männer ist er schnell zum Kloster hingeeilt, hat die Thore desselben gesprengt und den befreiten Papst mit sich nach der Basilika des h. Petrus genommen, wo ein Abgesandter König Karl's sich aufhält."

Rodoald erinnerte sich jetzt, daß Anselmus ihm schon von diesem Gesandten gesprochen hatte. Es war der Abt des Benedictinerklosters Stablo in der Provinz Lüttich; er hieß Wirundus. Bei König Karl stand er in hohem Ansehen.

In der That bestätigte sich auch bald die von Theridast gebrachte Nachricht, und ungesäumt machten die Langobarden, vereinigt mit den Leuten des Paschalis sich unter der Führung Hinulf's auf den Weg zu der bezeichneten Basilika, um, wo möglich, Papst Leo wieder in ihre Gewalt zu bringen. Sie liefen mehrere Male Sturm gegen das

ziemlich feste Gebäude, allein ohne Erfolg; sie mußten unverrichteter Sache wieder abziehen, und ließen nur eine Anzahl der Ihrigen zurück, welche die Zugänge zu der Basilika bewachen sollten.

In der That war es hohe Zeit für die Langobarden gewesen, die Bestürmung aufzugeben. Allenthalben in der Stadt wurden Verwünschungen laut über das schändliche, an der Person des Kirchenoberhauptes verübte Attentat, und man rüstete sich schon, um an den Schuldigen Rache zu nehmen. Ueberhaupt fand die ganze Sache der Verschworenen keineswegs die günstige Aufnahme, die sie erwartet hatten. Die Römer liebten und ehrten Papst Leo wegen seiner Herzensgüte und seiner ausgezeichneten Eigenschaften, und sofort, nachdem sie sich etwas von ihrem ersten Schrecken erholt hatten, hatten sie laut ihren Zorn und Unwillen gegen die Frevler kundgegeben. Die Verschworenen, die sich anfänglich in die verschiedenen Stadtviertel vertheilt hatten, sahen sich daher genöthigt, wieder näher zusammenzurücken, weil fast Niemand sich ihnen anschloß.

Die Langobarden waren überhaupt in Rom nichts weniger als beliebt. Das Andenken an die vielfachen von Aistulf und Desiderius verübten Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten hatte sich auf Kinder und Enkel fortgepflanzt, und so gab es fast Niemanden, der die langobardische Herrschaft gewünscht hätte; hier und da wurden schon die Leute Hinulf's bei ihrem Erscheinen mit Zischen und Steinwürfen empfangen. Man beschuldigte sie zugleich öffentlich und laut des Betruges, indem sie einen König ausgerufen hätten, der sich nirgendwo blicken lasse.

Die Mitverschworenen drängten darum Hinulf, er

möge Rodoald zu einem offenen und entschiedenen persönlichen Auftreten veranlassen, damit man baldigst aus der peinlichen und bedenklichen Lage herauskomme. Hinulf, der dieses selbst als dringend nothwendig erkannte, versprach denn auch den Mitverschworenen, er werde auf jeden Fall Rodoald dazu bestimmen, aus seiner bisherigen Zurückhaltung herauszutreten und sich thatsächlich an die Spitze der Erhebung zu stellen.

In seine Wohnung zurückgekehrt, trat er zu Rodoald in dessen Gemach ein und redete ihn mit freundlicher Miene und zugleich in möglichst gewinnendem Tone an: „Rodoald, ich erwarte, daß du jetzt unsern vereinten Wünschen, sowie dem einstimmigen Verlangen des ganzen Volkes dich nicht mehr länger verschließen wirst. So komm nun mit mir in unsere Versammlung; es bedarf nur deines Erscheinens, und das Werk unserer Befreiung wird vollendet sein."

„Rechnet nicht mehr auf mich, Graf!" erwiderte Rodoald in festem Tone. „Ich weiß jetzt alles und will weiter nicht den geringsten Antheil mehr an euerm ganzen Unternehmen haben."

„Gut," erwiderte Hinulf ruhig, „ich will nicht weiter drängen; die Gefangene von Norcina wird mir für deine Hartnäckigkeit büßen!"

„Sparet Euch die nutzlose Mühe, durch Nennung des Mutter-Namens auf mich einwirken zu wollen! So theuer mir auch das Leben derjenigen ist, der ich mein eigenes Leben verdanke, die Religion und Pflicht stehen mir höher! Ich bin überzeugt, meine Mutter würde mich nicht mehr als ihren Sohn anerkennen, wenn sie erführe,

daß ich zu einem so schändlichen und gottlosen Werke nur in irgend einer Weise mitgewirkt hätte."

„Nun, so wird sie sterben!" sagte der Graf mit einem Blicke voll glühenden Hasses.

„Gott möge ihrer Seele und auch mir gnädig sein! Stark in dem Bewußtsein, unschuldig zu leiden, wird sie auch vor dem Opfer ihres Lebens nicht zurückschrecken."

„Vor einigen Tagen," begann Hinulf nach einer Pause wieder, „wollte es mir scheinen, als seiest du günstiger für unsere Sache gestimmt gewesen."

„Ich bekenne es: die Liebe zu meiner Mutter, der sehnliche Wunsch, sie zu befreien, hatte mein Urtheil für einen Augenblick bestochen und irre geführt. Jene Zustimmung war ein hartes und schweres Opfer für mich, und ich zweifle nicht, daß meine Mutter dasselbe erkennen und würdigen wird."

„Deine Mutter wird dir wenig Dank wissen für das, was du ein schweres Opfer nennst," murmelte Hinulf vor sich hin, während ein sonderbares Lächeln um seine Lippen spielte.

„Ihr meint vielleicht damit, meine Mutter werde nichts davon erfahren, was ich für sie gethan?"

„Deine Mutter!?" antwortete der Graf und seine Worte hatten einen eigenthümlich spottenden Ton.

„Sprecht Euern Gedanken nur klar und deutlich aus, Graf; ich bin auf alles, auch auf das Schrecklichste gefaßt."

„Rodoald, kennst du das Grabmal, welches sich auf dem Wege von Bologna nach Ravenna erhebt, etwa fünf Meilen von der erstern Stadt entfernt?"

„Ich erinnere mich, dasselbe gesehen zu haben," antwortete Rodoald nach einem Momente des Nachsinnens. „Was soll's damit?" fügte er gespannt hinzu.

„Was von deinem Vater und deiner Mutter übrig ist, ruht seit Jahren unter diesem Steine."

Rodoald stand einen Augenblick wie vernichtet in sprachlosem Staunen. Er blickte den Grafen an, als wolle er aus dessen Mienen lesen, welcher Beweggrund ihn wohl bestimmt haben möchte, eine solche Enthüllung zu machen. Dann sagte er: „Sicherlich wollt Ihr mich wieder einmal täuschen. Welche Bürgschaft hätte ich für die Wahrheit Euerer Aussage, nachdem Euere Worte sich schon so oft widersprachen? Ich bin vollständig in Euerer Gewalt, und Ihr treibt Spott mit mir, wie gerade Haß oder Laune es Euch eingibt."

„Was ich eben sagte, ist vollkommen wahr," wiederholte Hinulf mit kalter Ruhe.

„Habt Ihr mir nicht oft und noch heute versichert, die Gefangene von Norcina sei meine Mutter? Was hat Euch denn bestimmt, mich so lange zu täuschen?"

„So mußte ich handeln, um mir deine Ergebenheit zu sichern; gegenwärtig habe ich keinen Beweggrund mehr, dir den wahren Sachverhalt zu verheimlichen, weil ich die Hoffnung gänzlich aufgegeben habe, dich für unsere Sache zu gewinnen."

„Wer ist denn eigentlich jenes unglückliche gefangene Weib?"

„Sie ist die Mutter des *wahren* Rodoald, des Enkels Aistulf's, und will mir den Aufenthalt ihres Sohnes nicht verrathen."

„Sie wird ohne Zweifel wichtige Gründe haben, so zu handeln; und ich weiß nur zu gut, für welche selbstsüchtige und ungerechte Zwecke Ihr den letzten Sprößling unseres Königshauses als Werkzeug gebrauchen wollt.“

„So sage du mir, wo und in welchen Verhältnissen dieser Rodoald lebt, und die Gefangene soll augenblicklich frei sein!“

„Das werde ich niemals thun!“

„Wenn das dein letztes Wort ist, so sollst du selbst, du magst wollen oder nicht, die Rolle fortspielen, für welche ich dich erzogen habe.“

„Ihr mögt allerdings äußere Gewalt gegen mich gebrauchen; allein das wisset: so lange noch Athem in mir ist, werde ich nicht aufhören, Euern Betrug laut zu verkünden und die königliche Abstammung, mit der Ihr mich fälschlich zu umkleiden sucht, als Lüge und Trug von mir zurückweisen.“

„Das werden wir bald sehen,“ rief Hinulf drohend, indem er nur mit Mühe die in seinem Innern kochende Aufregung zurückhielt. Indessen hielt er es für angemessen, einstweilen die Unterredung abzubrechen. Ohne weiter ein Wort zu sagen, ließ er Rodoald mit seinen Gedanken allein.

X.

Winichis.

Die Lage der Verschworenen gestaltete sich von Tag zu Tag schlimmer. Die ungünstige und feindliche Stimmung der Bürgerschaft zeigte sich immer offener und

bedenklicher. Hinulf hatte darauf gerechnet, die langobardischen Städte würden insgesammt gleichzeitig mit Rom sich erheben, und so würde der Aufstand sich über ganz Italien ausdehnen. Allein in dieser Hoffnung fand er sich getäuscht. Allerdings zeigte sich in den langobardischen Städten eine gewisse Aufregung bei der Nachricht, daß man in Rom die Fahne der Unabhängigkeit aufgepflanzt und einen Sprößling aus der Familie Aistulf's zum König ausgerufen habe. Allein bald folgte die weitere Nachricht, das Ganze sei eine vom Grafen von Modena und einigen römischen Helfershelfern aus persönlichem Interesse, zur Befriedigung ihrer Herrschsucht, angezettelte Komödie. Hinulf habe, so hieß es, statt eines wirklichen Enkels Aistulf's nur eine seiner Creaturen von niederer Herkunft auf den Thron erhoben, um unter dessen Namen selbst regieren zu können. Rodoald, der neue König, habe dieses selbst öffentlich eingestanden und sich förmlich geweigert, die ihm unrechtmäßiger Weise mit Gewalt aufgedrängte Krone zu behalten. Diese letztern ungünstigen Gerüchte fanden um so eher Glauben, weil man allgemein den ehrgeizigen und herrschsüchtigen Charakter Hinulf's kannte. Weit entfernt also, sich der Erhebung anzuschließen, sprachen die langobardischen Städte sich vielmehr offen gegen dieselbe aus.

In den übrigen Theilen Italiens erhob sich einstimmig ein lauter Schrei der Entrüstung und des Unwillens über die an dem Papste verübte Gewaltthat.

Was die Griechen betrifft, die gleich beim Losbrechen der Verschwörung in Rom den Franken den Krieg erklären sollten, so wollten diese vorerst den Erfolg des römischen Aufstandes abwarten, und hielten darum mit

ihrer Kriegserklärung zurück. Die Hunnen befolgten ebenfalls diese schlaue und vorsichtige Politik der Griechen. Nur die Sachsen hielten treu ihr gegebenes Wort und versuchten eine Erhebung gegen die fränkische Herrschaft. Allein der tapfere König Karl eilte schnell mit seinen Truppen herbei, und in wenigen Tagen war der Aufstand niedergeworfen.

So waren alle jene glänzenden Hoffnungen und Träume Hinulf's von der Wiederherstellung des langobardischen Königsthrones vereitelt. Das Verbrechen, womit die Verschworenen ihr Unternehmen begonnen hatten, rächte sich schon durch seine bittern Früchte.

Während die Verschworenen, unschlüssig, was nun zu thun sei, die Zeit mit unnützen Streitigkeiten hinbrachten, indem sie sich einander wechselseitig die Schuld des Mißlingens vorwarfen, kam plötzlich die Nachricht, Herzog Winichis von Spoleto nähere sich mit einer bedeutenden Truppenmacht der Stadt Rom. Jetzt schöpften die Anhänger Hinulf's und Paschalis' neue Hoffnung, indem sie glaubten, der Herzog komme als ihr Bundesgenosse. Allein die feindliche Haltung der heranrückenden Truppen benahm ihnen bald diese Täuschung. Sie mußten zu den Waffen eilen, und es entspann sich ein äußerst erbitterter Kampf, zunächst vor der Stadt jenseits des Tiberflusses bei der Basilika des h. Petrus. Winichis drang mit solcher Heftigkeit auf die hier zur Bewachung des Papstes aufgestellten Truppen der Verschworenen ein, daß dieselben, ohnehin geringer an Zahl, zurückweichen mußten und in größter Verwirrung die Stadt zu erreichen suchten. So kam es, daß beide, Sieger wie Besiegte, fast gleichzeitig in Rom ankamen.

Winichis wollte sich durchaus die Ehre nicht nehmen lassen, persönlich den Papst zu befreien. Nachdem er daher eine Anzahl der besten und erprobtesten Krieger zum Schutze desselben bei der Basilika zurückgelassen, eilte er fort zu dem Kampfe, der in der Stadt selbst mit erneuerter Heftigkeit entbrannt war.

Trotz des verzweifelten Widerstandes mußten die Verschworenen endlich weichen; die Mehrzahl derselben bedeckte todt oder verwundet den Kampfplatz, und die wenigen, die sich durch die Flucht zu retten suchten, wurden von dem erbitterten Volke nach allen Richtungen hin verfolgt. Rom feierte mit freudigem Jubel seine Befreiung von der schnell vorübergegangenen Langobardenherrschaft.

Paschalis beeilte sich, die angemaßte und nach dieser Wendung der Dinge für ihn selbst gefahrdrohende päpstliche Würde niederzulegen. Er versteckte sich mit Campulus und einigen andern seiner nähern Freunde in einem Kloster.

Die Wohnung Hinulf's in der Stadt wurde bald entdeckt und den Soldaten und dem Volke zur Plünderung überlassen. Beim Durchsuchen derselben fand man auch Rodoald, den man sogleich als den von den Verschworenen ausgerufenen neuen Langobardenkönig erkannte und darum nach dem festesten Gefängnisse der Stadt in Gewahrsam brachte.

Kaum war die Nachricht hiervon in der Stadt bekannt geworden, als ein großer Haufe von Bewaffneten sich vor diesem Gefängnisse versammelte und mit lautem Geschrei verlangte, man solle ihnen den Eindringling ausliefern. Sie wollten nämlich an demselben Rache nehmen

für die Verstümmelung, welche Papst Leo von den Verschworenen erduldet hatte.

Winichis indessen, dem man dieses mitgetheilt hatte, eilte mit einer Abtheilung Soldaten zu dem Gefängnisse hin, nöthigte die aufgeregte Menge, auseinander zu gehen und beruhigte sie mit der Versicherung, Rodoald solle jedenfalls so bald wie möglich vor einen Gerichtshof gestellt werden, und wenn sich seine Schuld herausstelle, seine gebührende Strafe empfangen.

In der That wurde auch nach einigen Tagen zu diesem Zwecke aus Bischöfen und Senatoren ein besonderer Gerichtshof niedergesetzt. Rodoald führte vor demselben seine Vertheidigung mit der Wärme der Ueberzeugung. Er suchte den Beweis zu liefern, daß er nicht die geringste Mitschuld an dem gegen den Papst verübten Attentat habe, indem er erst nach demselben wider seinen Willen von Hinulf zur Theilnahme an der Erhebung genöthigt worden sei.

Die Offenheit und Biederkeit des Charakters, die sowohl aus den beredten Worten des Angeklagten wie aus seinem ganzen Auftreten hervorleuchtete, machten den günstigsten Eindruck auf seine Richter; indessen wollten dieselben am ersten Tage nicht schon gleich das Endurtheil fällen, sondern faßten den Beschluß, dieses auf den folgenden Tag auszusetzen. Inzwischen sollte noch einmal ein umfassendes Verhör angestellt werden, womit Rodoald sich im Bewußtsein seiner Unschuld auch vollständig einverstanden erklärte.

In der folgenden Nacht wurde indessen ganz unerwartet sein Gefängniß von einer Anzahl Bewaffneter überrumpelt; die Wache haltenden Soldaten wurden nieder-

gestoßen oder flohen. Die Angreifenden drangen gewaltsam in das Rodoald umschließende Gewölbe ein und schleppten ihn mit sich fort.

Eine derartige Befreiung war dem Gefangenen keineswegs erwünscht; denn zu seinem Schrecken bemerkte er unter seinen Rettern Hinulf, sowie dessen Vertraute Wildefried und Theridast.

Man setzte ihn gefesselt auf ein bereit gehaltenes Pferd, und ehe noch die Soldaten des Winichis, die inzwischen von ihren geflohenen Kameraden das Vorgefallene vernommen hatten, in größerer Anzahl zur Stelle kamen, waren die Verschworenen bereits mit ihrem Raube im schnellsten Ritte davongesprengt, und da ihnen das nicht weit entfernte Stadtthor — offenbar durch Verrath — sogleich geöffnet wurde, hatten sie bald das Freie erreicht.

XI.

Papst Leo III. an König Karl's Hoflager zu Paderborn.

Die Rädelsführer der im vorigen Capitel erzählten langobardisch-römischen Verschwörung hatten geglaubt, den mißhandelten Papst zur Ausübung seines Oberhirtenamtes für immer unfähig gemacht zu haben. Wir haben aber gehört, wie der Eindringling Paschalis eines Tages durch die Nachricht von Leo's Flucht erschreckt wurde. Einige Getreue, der päpstliche Kämmerer an der Spitze, hatten ihn heimlich aus dem Kloster, in welchem er auf dem Berge eingesperrt gehalten wurde, befreit, indem sie ihn an einem Seile die Mauer hinabließen und wohlbehalten nach Sanct Peter brachten. Um den Flüchtling schaarte

sich alsbald ein Theil des Klerus und des Volkes, so daß die Verschworenen es nicht wagten, ihn vom Grabe des Apostels hinweg zu reißen. Als Herzog Winichis von Spoleto dann mit seinem Heerhaufen erschien, hatten sie freilich die Häuser des Albinus und des Papstes geplündert, weitere Unthaten wurden ihnen dadurch aber unmöglich gemacht; gleich aufgescheuchten Nachtvögeln flohen sie erschreckt in ihre Schlupfwinkel. Den rechtmäßigen Papst aber geleitete Winichis mit Ehrfurcht nach Spoleto. Der Zug gestaltete sich zu einem Triumphzuge; die Bewohner der Städte und Ortschaften eilten herbei, dem Geretteten ihre Glückwünsche darzubringen.

Weithin durch alle Länder der Christenheit drang bald die Kunde von der an dem Oberhaupte der Kirche verübten unerhörten Schandthat; mit Entsetzen wurde die Nachricht allwärts vernommen. Winichis hatte sie alsbald durch besondere Boten auch zu den Ohren König Karl's bringen lassen. Sie traf denselben, als der Held eben im Begriffe war, nach dem Sachsenlande aufzubrechen. Gleichzeitig wurde ihm gemeldet, daß der Papst selbst zu dem Könige zu kommen gewillt sei und die Reise wohl schon angetreten habe. Der König zog bei Lippeham über den Rhein, schlug bei Paderborn das Lager auf und erwartete hier den schutzflehenden Gast, nachdem er ihm den Erzbischof Hildebold von Köln, den Grafen Anscharius, und seinen eben siegreich aus dem Kriege mit den in Pannonien wohnenden Avaren zurückgekehrten Sohn, König Pipin, mit einem Heere von zehntausend Mann entgegengeschickt hatte.

Ehe wir weiter verfolgen, wie König Karl die ihm durch die neuen römischen Ereignisse im Süden Europa's

gestellte Aufgabe löste, müssen wir hier einen Blick werfen auf die Mission, die er im Norden erfüllte.

Während das Christenthum bei den germanischen Stämmen Mitteleuropa's verhältnißmäßig leichten Eingang gefunden, hatte es bei den Germanen des Nordens und Nordostens mit beinahe unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Freilich hatten bei Jenen die Römer vorgearbeitet. Die zahlreichen römischen Niederlassungen an den Ufern des Rheins und der Donau waren seit Constantin dem Großen eben so viele Stationen für die Boten des Evangeliums geworden. Diejenigen Stämme, welche die Völkerwanderung in das römische Germanien führte, hatten die christliche Lehre bereits enge verknüpft gefunden mit Culturverhältnissen und geordneten Einrichtungen, welche sie theils annahmen, theils nachahmten. Im Norden aber mußte noch Jahrhunderte später, nachdem der Frankenfürst Chluodewig den Glauben angenommen hatte, mancher von den christlichen Glaubensboten, die theils von England, theils über die Alpen gekommen waren, seinen Eifer mit dem Leben büßen. Ein Hauptverdienst der völligen Christianisirung Deutschlands gebührt unter den weltlichen Großen dem Könige Karl. Das Haupthinderniß, welches diesem seinem Streben sich entgegenstellte, waren die Sachsen. Von 772 bis 804 war Karl zu fortdauernden Kriegen mit ihnen gezwungen.

Gezwungen — sagen wir; denn der Kampf zwischen Franken und Sachsen war der Kampf zweier Welten, die sich einander unbedingt ausschlossen. Es war nicht bloß ein erbarmungsloser, durch bloße Machtverhältnisse hervorgerufener Krieg, es war ein Vernichtungskampf, wie ihn eine neue Welt gegen die dem Untergange verfallene stets

ohne Schonung hat führen müssen. Oft wurde die Frage aufgeworfen, ob das ein der christlichen Liebe würdiger Weg gewesen sei, ihrer Lehre Eingang und Ausbreitung zu verschaffen? Mit besonderm Nachdrucke weist man dabei auf das Blutbad zu Verden hin, wo Karl im Jahre 782 an 4500 Sachsen hinrichten ließ, nachdem ihr Volk wiederum sich erhoben, die hinterlassenen fränkischen Besatzungen niedergemacht und alle kirchlichen Einrichtungen zerstört hatte. Dieser Frage stellen wir einfach die andere entgegen: ob die damalige christliche Welt, wie sie sich im Frankenreiche ausgebreitet hatte, hätte zuwarten sollen, bis die wilden Sachsen mit ihren Menschenopfern Provinz um Provinz erobert und die neue christliche Civilisation ausgerottet hätten? „Wir haben," schreibt ein fränkischer Bischof, [1]) „keinen grausamern und gefährlichern Feind, als die Sachsen. Sie überwinden Alle, die den Muth haben, sich ihnen zu widersetzen; sie überraschen Alle, die so unklug sind, auf ihren Angriff sich nicht vorzubereiten. Wen sie verfolgen, den erreichen sie unfehlbar; selbst verfolgt, entkommen sie gewiß. Nach Beute begierig, schreckt sie keine Gefahr. An Schiffbruch sind sie gewohnt; Ungewitter ist ihre Lust, der Sturm ihr Schutz, wenn der Feind sie drängt, und ihre Hülfe, wenn sie auf Angriff sinnen. Ehe sie in den Krieg ziehen, weihen sie den Göttern den zehnten Theil ihrer vornehmsten Gefangenen, und nach dem heimischen Boden zurückkehrend, wird mit einem Gepränge von Unparteilichkeit das Loos geworfen und das frevelhafte Gelübde erfüllt." Karl war gezwungen, die sich ihm stellende Aufgabe gründlich

[1]) Sidonius von Clermont.

zu lösen. Vor der Inangriffnahme der Bewältigung der Sachsen war die Grenze des fränkischen Reiches kein Jahr lang sicher gewesen vor ihren räuberischen Einfällen und argen Verheerungen. Das einzige Mittel, diese unbändigen Naturen im Zaume zu halten, war Waffengewalt; die einzige Weise, sie für die Dauer zu mildern Sitten zu bringen, die Predigt des Evangeliums.

Das aus mehrern Stämmen vereinigte Sachsenvolk wohnte in dem östlich von der Elbe, nördlich von der Niederelbe und der Nordsee, westlich von der Ems eingeschlossenen Landstrich. Zwischen den östlichsten Stämmen, den Ostfalen und den Westfalen, welche mit ihren Sitzen nahe an den Rhein reichten, so daß sie in den beiden Bisthümern Münster und Osnabrück und in einem Theile des Kölner Erzbisthums aufgingen, saßen die Engeren an beiden Ufern der Weser in deren ganzem Laufe, von dem Zusammenfluß der Werra und Fulda bis zur Mündung. Könige kannten die Sachsen nicht. Ihre Obrigkeit waren die Gaugrafen, welche, aus erfahrenen Männern gewählt, das Richteramt übten und die andern öffentlichen Angelegenheiten besorgten. Ein Mal im Jahre versammelten sich unweit der Weser, in des Landes Mitte, die Abgeordneten des Volkes, zwölf Männer aus den drei Ständen einer jeden Grafschaft, um die allgemeinen Angelegenheiten zu berathen und über Krieg und Frieden zu beschließen. Für den Krieg wurde ein Herzog erkoren. Zur Landwehr stand jeder freie Mann mit seinen Leuten. Der Hausvater übte obrigkeitliche und priesterliche Gewalt innerhalb der Grenzen seines Hofes. Denn in einzelstehenden, abgesonderten Wohnungen, höchstens in Weilern und Dörfern hausten die Sachsen; in Städten und Mauern

eingeschlossen zu sein, sagte ihrem Freiheitssinne nicht zu. Die Götter hatten, dem religiösen Glauben nach, ihre irdischen Wohnsitze in Wäldern; daher standen die Altäre in heilig gehaltenen Hainen.

Mehr als alle übrigen deutschen Stämme waren die Sachsen der christlichen Religion abgeneigt. Manche Dinge in der neuen Lehre widersprachen dem wilden Naturell der Sachsen so sehr, daß es ihren Unwillen erregte, wenngleich die Bekehrer es in ihrer Predigt möglichst zurücktreten ließen. Der Christenglaube verwehrte es, Rache an dem Feinde zu nehmen; er lobte nicht den auf die eigene Kraft pochenden Stolz des Mannes, der trotzig das Haupt emportrug; er forderte Demuth von seinen Anhängern und geduldiges Ertragen der Kränkung; er mahnte zur Liebe, wo der Deutsche grimmig zu hassen gewohnt war. Und wer war der fremde Gott? Er hatte selbst schimpfliche Strafe erduldet; er war an's Kreuz geschlagen worden wie ein Ueberläufer, wie ein Verräther am eigenen Volke; er wollte keinen Unterschied gelten lassen zwischen Edeln und Knechten; er war in namenlosem Geschlecht geboren, in der dürftigen Hütte eines schwachen Stammes, dessen Abkömmlinge, weit aus dem Heimathlande unter die germanischen Völker wie überallhin versprengt, nunmehr als reisende Händler vor der Saalthüre des Häuptlings lauerten, um diesem die Kriegsbeute abzukaufen. Vor solchem fremdländischen und ruhmlosen Manne sollte er, der Sachse, der Sprößling eines Gottes, sein Haupt neigen? Einem unkriegerischen Manne, der seine Mannen das Schwert einstecken hieß und der seinen Feinden unterlegen war, sollte er dienen? Wie vermochte ein solcher seinen Anhängern Sieg über die Feinde zu geben und Glück auf der Erde,

das er selber nicht gehabt hatte? Freilich, wenn man der wunderlichen Lehre aufmerksamer lauschte, so fand sich auch manches, was in auffallender Weise dem heimischen Glauben entsprach. Das Mysterium, wie der Sohn Gottes Mensch wurde unter den sterblichen Geschlechtern, war dem Sachsen nicht unerhört; auch seine Götter waren auf der Erde gewandelt und hatten in wunderbarer Weise Söhne gezeugt. Tiefer zudem als bei Griechen und Römern war in den Germanen überhaupt das Leid über die Endlichkeit dieses Lebens, und gewaltiger die Sehnsucht nach einer glücklichen Fortdauer; auch er kannte einen Himmel für die Guten, eine Hölle für die Bösen; er wußte, daß die Menschenerde inmitten lag zwischen Lichtreich und Nachtreich. Auch im heimischen Sange der Weisen war die Endlichkeit des Irdischen und eine Wiedergeburt des Lebens verkündet worden. Oft schwankte lange der Kampf in der Brust des Sachsen, ob er mit der Schärfe seines Schwertes die fremden Lehrer fällen solle oder die von Jenen straflos verachteten heiligen Denkmale. Was dann gewöhnlich und lange Zeit hindurch den Ausschlag gab zu dem erstern, das war die Erwägung, daß die neue Lehre von den verhaßten Franken komme, den Feinden der sächsischen Freiheit und Unabhängigkeit. Die christlichen Missionare, Bischöfe und Priester waren fränkischer Herkunft oder standen unter fränkischem Schutze — wie konnten diese ihnen etwas bringen wollen, was der Annahme werth war? Nur von der Noth gezwungen, wenn sie nämlich nach empfindlicher Niederlage Frieden schließen mußten, gewährten die Sachsen den christlichen Predigern die Freiheit, auf sächsischem Boden das Christenthum zu verkündigen; wendete der

Sieger den Rücken, so verfolgten sie die Missionare, wie zuvor, und zerstörten, was jene aufgebaut hatten.

Das war jetzt wieder geschehen und wieder stand König Karl an ihrer Grenze, um die Wortbrüchigen zu züchtigen, als die Nachricht zu dem sieghaften Helden gelangte, das schutzbedürftige Oberhaupt der Kirche, Papst Leo III., komme mit einigen römischen Geistlichen in der ihm entgegengesandten Begleitung auf Paderborn zu.

Karl erwartete seinen hohen Gast auf dem waldumdüsterten Lagerplatze. Von dem in einem Halbkreise geschaarten Heere umgeben, standen die Priester und das Volk in Chöre aufgereiht. Bei dem Erscheinen des Papstes, bei dem Segen, den er sprach, sank das Heer zu dreien Malen in die Kniee, und der größte Mann des Abendlandes schloß den mißhandelten, in Thränen zerfließenden Flüchtling gerührt in seine Heldenarme. Die tapfern Kriegerschaaren und Paladine, welche die Saracenen in Spanien, die Avaren an der untern Donau, die Sachsen im Norden Germaniens in mancher Schlacht geschlagen hatten, begrüßten mit lufterschütterndem Zuruf die beiden Häupter der Christenheit. Das grüne Feld von „Phaderbrunnin" hallte wider von dem dumpfen Schall der erzbeschlagenen Schilde und dem Ton der kriegerischen Tuba; die rauhen deutschen Heldensöhne schworen mit erhobenen Schwertern, den vertriebenen Papst in jene ferne Roma zurückzuführen, welche sie schon längst unter ihre Obhut genommen hatten.

In den Waffenlärm mischten sich die Hymnen und das »Gloria in excelsis Deo« der Priester. Karl geleitete den Papst in den Dom, und nachdem sie hier gebetet, in die ihm hergerichtete Wohnung. Dort wurde ihm der Willkommbecher credenzt, gefüllt mit dem Blute

der Trauben, die Karl am Mittelrhein um sein Schloß zu Ingelheim auf die Abhänge zu pflanzen begonnen hatte.

Zur Feier des Empfanges hatte Karl seinen Hofstaat von Aachen herbeikommen lassen an die Grenze des Sachsenlandes. Dieser Hofstaat war ein treues Spiegelbild seines eigenen Strebens und Wirkens. Zwischen den reichgekleideten Hofleuten standen priesterliche Gelehrte in der weißen Dalmatica, angelsächsische Mönche aus Irland — später nannte man sie Schottenmönche — in der Tracht des heiligen Benedict, deren dunkele Kutte herabfiel auf die bloßen, nur mit rohen Ledersandalen bekleideten Füße. Da steht der Oberkämmerer Meginfried, für den Tagesverkehr des Hofes der erste Würdenträger, ein kluger, gewandter Herr, dessen kahlen Scheitel nur noch sparsam das röthliche Kraushaar umgibt. Immer zum Dienste seines Herrn bereit, eifrig und behend, hört er die Worte der Bittenden; hier überging er, dort neigte er freundlich sein Ohr; er lud zum Eintritt, er empfahl zu warten. Leise und in Ehrfurcht that er seine Pflicht und stand unverdrossen am königlichen Thron, der Winke gewärtig. Nächst ihm sehen wir, freundlich nach allen Seiten grüßend, den Erzkaplan, Bischof Hildebold von Köln; sein frommes Antlitz ist der Spiegel des treuen Herzens; bei der Mahlzeit des Königs segnet er Speise und Trank. Dort steht der ritterliche, aus edelm Geschlechte entsprossene und seit seiner Kindheit am Königshofe erzogene Angilbert, der Karl's Heldenthaten zu besingen unternommen hat, und von ihm „Homer“ genannt wird. Neben ihm überragt die Andern die hohe Gestalt eines Fremden mit ergrauendem Haar. Es ist der Ostgothe Theodulf, den Karl von einem frühern Zuge aus Italien mitgebracht und zum Abt von Fleury,

dann zum Bischofe von Orleans gemacht hat; er ist ein Mann von Welt, berühmt als Gelehrter, gefürchtet wegen seiner scharfen Sinngedichte. Jener kleine Herr, der geschäftig hin und her eilt wie eine Ameise, bald Bücher und Schriftrollen in das Zimmer des Königs trägt, immer höflich, einer der jüngsten im Kreise, mit klugen, einen feinen, klaren Geist verkündenden Augen und freundlichem Antlitz ist Einhard, unter allen Getreuen dem Könige am vertrautesten, von ihm wie ein Sohn geliebt. Er ist nicht von vornehmem Geschlecht, aber der unentbehrliche Ueberall und Nirgends seines Gebieters: sein Bauverständiger, welcher über den großen Werken der Paläste und Kirchen waltet, und sein Geschichtschreiber, der als der beste Stilist in lateinischer Prosa in seinem Auftrage die Annalen seiner Regierung abfaßt. Aber wo ist denn Alkuin, der große Gelehrte, der Freund und freimüthige Berather, der umsichtigste Lehrer und sonst der unzertrennliche Begleiter des Königs? Er weilt in der Ferne, wie so viele andere von König Karl gesuchte, gefundene, sonst am Hofe gehegte und geehrte Talente und Charaktere: der Eine reist als Sendbote auf des Königs Straße, der Andere sitzt auf einem als Central-Culturstätte einflußreichen Bischofsstuhle. Denn nicht zu königlichem Prunke hat Karl sich seine Gelehrten erzogen. Den Alkuin hat er zum Abt des Klosters von Tours gemacht, des Stammesheiligthumes der Franken. Karl vermißte ihn wohl, denn er war hochverehrt und einflußreich durch sein ernstes Wesen und besonders gewaltig wirkend auf die Jüngern. Und der selbstlose Mann, der jedem Zöglinge die wärmste Theilnahme bewahrte, nahm, wo es nöthig schien, auch die Rechte eines Vaters in Anspruch. Auch jetzt, wo er

dies nicht mündlich konnte und Aug' in Auge, warnte er, bat er, strafte er in seinen Briefen, selbst die Söhne des Königs und vornehme Hofleute. Auch Karl gegenüber die Pflicht eines mahnenden Freundes übend, bat er um Erbarmen mit den gefangenen Avaren, widerrieth er die Auflage des Zehnten in den neu bekehrten Strichen des Sachsenlandes, und erinnerte dabei daran, die christliche Belehrung bei den Bewohnern der letztern mehr in Anwendung zu bringen als die gewaltsame Unterjochung.

Und außer der mehr oder minder beständigen Umgebung Karl's, welcher bunte Wechsel in der Gesellschaft, wie sie aus der Fremde an den Hof kam! Neben dem gelehrten Mönch aus Italien, der lateinische Verse zum Lobe des großen Königs zu machen wußte, stand im Vorzimmer der Saracenenhäuptling aus Spanien mit Turban und juwelengeschmücktem Handjar, der vornehme Sachse im langen Linnengewande, der langobardische Graf in kurzem, mit Pfauenfedern besetztem Purpurmantel, der Avare mit geflochtenem Haarschopf, dazwischen Gesandte des Kaisers von Byzanz, braune Mauren und schlanke Perser.

Während Leo mit allen Ehren am Hoflager Karl's zu Paderborn verweilte und Beide, über die bei der Lage der Dinge gegenüber den rebellischen Adelsfractionen in Rom zu ergreifenden Maßregeln berathend, wohl darin übereinstimmten, daß der Einfluß und die Rechte des von Karl verwalteten Schirmvogt-Amtes über die Kirche für die Zukunft vergrößert werden müsse, waren auch die Gegner Leo's in Rom nicht müßig geblieben. Um sich für ihre Unthaten, ihr Wüthen gegen die kirchlichen Güter und die päpstlichen Beamten Ungestraftheit zu sichern, entwarfen sie

gegen die gestürzte Regierung eine lange Klageschrift, die sie an den Frankenkönig einsandten.

Diese Schrift traf um die Herbstzeit beim Könige ein. Leo war schon abgereist, als dieselbe übergeben wurde. In dem zahlreichen Gefolge, welches ihn nach Rom zurückbegleitete, waren die Erzbischöfe Hildebold von Köln und Arno von Salzburg; die Bischöfe Cunibert, Bernhard, Hatto, Flaccus und Jesse; die Grafen Helmgot, Rotgar und Germanus. Seine Reise durch die Provinzen und Städte war einem Triumphzuge gleich, da ihm das Volk überall entgegeneilte und ihn feierlich begrüßte. Der Empfang, der ihm Seitens der römischen Bevölkerung zu Theil wurde, konnte die beängstigte Seele des schwergeprüften Oberhirten erleichtern und überzeugen, daß er in der Stadt nichts mehr zu fürchten habe. Als er am 29. November, der Vigilie des Festes des Apostels Andreas, Morgens in der Frühe sich der Stadt Rom näherte, fand er alle Klassen des Volkes vor der Milvischen Brücke zu seiner Bewillkommnung aufgereiht. Der Klerus, der Adel, die Miliz, die Zünfte des Bürgerstandes, die Landsmannschaften der Franken, Friesen, Sachsen und Langobarden standen dort mit ihren Bannern bereit. Man empfing den Nahenden mit Hymnen und geleitete ihn zur Basilika von St. Peter, wo er das heilige Opfer feierte und die Communion dem Volke austheilte. Die folgende Nacht blieb Leo in einem der bischöflichen Paläste neben der Peterskirche; am 30. November zog er in Rom und in das Patriarchium am Lateran wieder ein.

Nach Verlauf weniger Tage wurde der Proceß gegen die Aufständischen eingeleitet. Die Boten Karl's versammelten sich in des Königs Namen zum Gerichte im Tricli-

nium Leo's. Dies war ein kürzlich von Leo hergerichteter, prächtig ausgeschmückter Saal; er war dazu bestimmt, sowohl fürstliche Personen zur Bewirthung aufzunehmen, als dem Papste selbst und den Cardinälen bei großen Feierlichkeiten zum Festgemache zu dienen. Er war mit Marmor getäfelt, mit halb erhabener Bildhauerarbeit geschmückt; seine Säulen waren theils aus Porphyr, theils aus weißem Marmor; drei Tribünen, die für den Papst bestimmte dem Eingang gegenüber, die andern zu beiden Seiten, glänzten von Mosaikbildern.[1]) Paschalis, Campulus und ihre Anhänger stellten sich, auf ihren Adel trotzend, vor den fränkischen Sendboten, welche noch andere römische Großen vom Klerus und der Miliz als Schöffen herbeigezogen hatten, auf, und der wichtigste Proceß, der seit Jahrhunderten in Rom geführt wurde, beschäftigte die Richter mehrere Wochen. Aber trotz aller aufgewandten Beredtsamkeit, wollte es den Verwandten Hadrian's nicht glücken, die gegen Papst Leo als Mensch, Priester und Herrscher vorgebrachten Beschuldigungen wahr zu halten. Ihre eigenen Frevel waren aber nur zu gut erwiesen. Sie wurden in festen Gewahrsam genommen, das Schuldig über sie ausgesprochen, das endliche Schicksal der zum Tode Verurtheilten aber dem Ausspruche Karl's aufbewahrt, der in Rom erwartet wurde.

XII.

Die Weihnachtsfeier Karl's zu Rom im Jahre 800.

Der Frankenkönig hatte unterdessen die römische Angelegenheit keinen Moment aus den Augen gelassen. Er

[1]) Siehe Note III. am Schlusse des Bandes.

mochte durch die Klageschrift der Verschworenen noch zweifelhafter und bedenklicher geworden sein: im Nordosten waren die Sachsen in neuem Aufruhr, im Westen drängten die normannischen Piraten, in Unteritalien drohte der Herzog von Benevent. Der König hatte deshalb, nach der Heimkehr des Papstes, in einem Schreiben an seinen vertrauten, treuen und umsichtigen Freund Alkuin nach Tours sich gewandt. In seiner Antwort zeigte Alkuin dem Könige, wie er seine Stellung zum Papstthume und zum oströmischen Kaiserthume auffassen müsse. „Drei Personen" — heißt es in dem Briefe — „waren bisher die Höchsten in der Welt: der Stellvertreter des Apostelfürsten Petrus, dessen Mißhandlung Euere Majestät mir mitgetheilt haben, der Kaiser und weltliche Gebieter der zweiten Roma, der von seiner eigenen Familie und seinen eigenen Unterthanen vom Throne gestürzt wurde, und endlich die königliche Würde, in welche Euch die Fügung unseres Herrn Jesu Christi zum Herrscher des christlichen Volkes eingesetzt hat, vor den andern an Macht hervorragend und an Weisheit ausgezeichneter." Die zwei andern, führte Alkuin weiter aus, seien von ihrer Höhe herabgesunken; auf Karl allein beruhe das Heil der Kirche. Dann zu den Vorfällen in Rom sich wendend, fährt der Abt von St. Martin fort: „Die Zeiten sind gefährlich.... Unter keiner Bedingung darf die Sorge für das Haupt unterlassen werden: denn besser, daß die Füße schmerzen, als daß dieses Schaden leide. Schließe mit dem schändlichen Volke Frieden, wenn es sein kann, und unterlasse noch die Drohungen, damit die Verhärteten nicht entrinnen."

Wie wir gesehen haben, waren die in den letzten Worten ausgesprochenen Befürchtungen vor einer etwaigen,

möglicherweise einen neuen Aufstand in Italien oder eine Verbündung mit Byzanz zu Folge habenden Flucht der Verschworenen unbegründet. Rom hatte sich von Letztern abgewendet und sah, nachdem es mit Aufmerksamkeit dem Verlaufe des Processes gefolgt war, mit Spannung dem endgültigen Entscheide des Königs entgegen.

Seinen eigenen Zug nach Rom — es war sein vierter — hatte Karl dem Papste für das folgende Jahr 800 zugesagt, und ihm versprochen, das Weihnachtsfest in der Stadt zu feiern. Er ging im August nach Mainz; nachdem er dort seine Großen versammelt und ihnen erklärt hatte, welche Pflichten ihn nach Italien riefen und nach Rom im Besondern, wurde der Aufbruch verkündigt. Auf der Durchreise durch Frankreich forderte der König Alkuin auf, ihn zu begleiten; aber den würdigen Mann hielt Kränklichkeit und die Liebe zum Kloster des h. Martin zu Tours zurück. Karl machte sich scherzend lustig über ihn, daß er die rauchgeschwärzten Hütten dieser Stadt den goldschimmernden Bogen Rom's vorziehe.

Karl zog mit dem Heere im Spätsommer über die Alpen und durch Oberitalien nach Ravenna, blieb in dieser berühmten Stadt sieben Tage, rückte dann nach Ancona und nachdem er hier seinen Sohn Pipin, den König von Italien, mit einem Theile der Truppen gegen Grinoald, den widerspenstigen Herzog von Benevent, geschickt hatte, setzte er selbst seinen Weg nach Rom fort. Das Herannahen des gewaltigsten Mannes der Zeit, welcher mit seinem Schilde Rom und die Kirche deckte, regte die Stadt fieberhaft auf, indem er den Einen als schrecklicher Strafrichter, den Andern als Retter erschien, Alle aber ungewöhnlichen Ereignissen entgegensahen. Er selbst kam, um

im höchsten Sinne seine patricische Gewalt in Rom auszuüben, und das Bewußtsein, daß der Friede der Kirche, die gewichtigsten Interessen des Menschengeschlechts und die Geschicke des Abendlandes in seinen Händen lagen, verbreitete über ihn eine doppelte Majestät.

Drei Stunden vor Rom lag damals noch der alte Ort Nomentum, schon seit dem vierten Jahrhundert Sitz eines Bischofs. Bis dahin war Leo mit dem Klerus, der Miliz und dem Volke hinausgezogen, den König mit den höchsten Ehren zu empfangen. Es war der 23. November, als Karl dort ankam. Er hielt Rast. Papst Leo, nachdem er sich in einer ersten Unterredung dessen versichert hatte, was in Rom geschehen solle, kehrte in die Stadt zurück, um des folgenden Tages Karl in Rom selbst festlich zu empfangen. Der König blieb die Nacht in Nomentum. Am 24. November vor Rom angekommen, bog er von der Nomentanischen Straße ab und zog längs den Mauern hin bis zur Milvischen Brücke, um über diese durch die Porta del Popolo zuerst nach St. Peter zu gelangen. Der Papst, vom Klerus umringt, erwartete den König Patricius auf den Stufen der Basilika und führte ihn dann unter heiligen Lobgesängen an das Grab des Apostels.

Sieben Tage später versammelte Karl die römische und fränkische Geistlichkeit und hervorragende Laien aus dem Adel und der Bürgerschaft um sich in derselben Peterskirche. Der König, als römischer Patricius mit der Toga und dem (Chlamis genannten) griechisch-römischen Schultermantel bekleidet, saß neben dem Papst. Zu ihren Seiten hatten rings die Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte Platz genommen, während der gesammte Adel der Römer und Franken aufrecht stand.

Da erhob sich König Karl. Die gewaltige Stimme des Helden und Richters hallte durch die hohe Basilika unter dem athemlosen Aufmerken der Anwesenden. Er sei, sagte er, nach Rom gekommen, um die Vorfälle des verflossenen Jahres von neuem zu untersuchen, die gestörte Ordnung in der Kirche wieder herzustellen, die an dem Oberhaupte der letztern begangenen Frevel zu bestrafen, und nachzuforschen, was von den seitens der Unzufriedenen gegen das Regiment des Papstes erhobenen Klagen gegründet und demgemäß abzustellen, oder was als haltlos zurückzuweisen sei.

Diese letztere Prüfung sollte sogleich vor sich gehen, erwies sich aber als kaum ausführbar. Nicht, als wenn es so schwer gewesen wäre, die Schuld oder Unschuld Leo's zu erkennen — hatte doch schon die Voruntersuchung die Anklagen so grundlos gefunden, daß man die Urheber gefänglich einzog — sondern weil es dem Frankenkönig nicht zustand, den Papst vor sein Tribunal zu fordern. Karl war Patricius der Römer oder Schutzherr der Kirche; allein diese Würde schloß keine bürgerlichen Oberhoheitsrechte über päpstliche Unterthanen, am wenigsten über den Papst selbst in sich.

Darum auch erklärten die Zusammenberufenen einstimmig: „Wir wagen nicht, den apostolischen Stuhl, das Haupt aller Kirchen, zu richten. Denn von ihm und seinem Inhaber empfangen wir alle unser Urtheil; er selbst aber ist Niemandes Urtheil unterworfen, so wie es von Alters her Sitte war. Wie der oberste Priester bestimmt, so werden wir den kirchlichen Gesetzesvorschriften gemäß gehorchen."

Was sollte der König jetzt beginnen? Der höchste

Gerichtshof, den er hatte bilden können, die vornehmsten Römer, vereinigt mit den angesehensten Franken, weigerten sich, unter seinem Vorsitz einen Spruch über den Papst zu fällen. Und doch mußte auch des Papstes Sache verhandelt werden, sollten die Verschworenen ihr Urtheil empfangen. Ließ er den Proceß fallen, so verfehlte er den Zweck seines Herüberkommens; griff er kühn ein in die Rechte der Kirche und des Papstthums, so zerstörte er im entscheidenden Augenblicke die Eintracht zwischen der geistlichen und weltlichen Macht, durch die sein Haus zum Segen des Abendlandes groß geworden war. Und doch schien kein Mittel übrig zu bleiben, als daß Karl mit Gewalt das Recht der obersten Gerichtsbarkeit über den Papst und die Römer an sich riß oder daß das Papstthum freiwillig sich seiner politischen Souverainetät begab.

Für dieses Mal half aus der Verlegenheit der Entschluß Leo's, sich, nachdem die Form des Rechtes erfüllt, das heißt seine Ankläger nochmals gehört worden waren, durch einen Eid zu reinigen. Letztere wurden in die Versammlung herbeigeführt; sie brachten ihre Beschuldigungen vor, konnten sie jedoch nicht erweisen. Karl entschied sich nun für die Ansicht der Bischöfe, dem Papste den Eid anheim zu geben.

Angesichts der Tags darauf wiederum nach der Peterskirche geladenen Bischöfe und Optimaten der Stadt bestieg der Papst den für die geistlichen Lesungen zwischen Chor und Schiff erhöhten Platz, so daß das gesammte Volk, welches dicht gedrängt die Schiffe der großen Kirche füllte, ihn sehen konnte. Die heiligen Evangelien in der Hand, sprach Leo nach Anrufung des dreieinigen Gottes mit lauter Stimme die Reinigungsformel: „Euch Allen, theuere

Brüder, ist bekannt, daß böse Menschen gegen mich sich erhoben, mich verstümmelten und schwere Beschuldigungen gegen mich vorbrachten. Um dies zu untersuchen ist der allergnädigste und erlauchte König Karl mit geistlichen und weltlichen Großen zu dieser Stadt gekommen. Darum schwöre ich Leo, oberster Bischof der h. römischen Kirche, von Niemanden dazu verurtheilt noch gezwungen, sondern aus eigenem, freien Willen in euerer Gegenwart, vor Gott, der das Gewissen kennt, und Seinen Engeln, vor dem h. Petrus, dem Apostelfürsten, in dessen Basilika wir hier stehen, daß ich die frevelhaften Dinge, welche Jene mir vorwerfen, weder verübt noch anbefohlen habe. Zum Zeugen rufe ich Gott, vor dessen Richterstuhl wir einst erscheinen werden, und dessen Auge uns sieht. Und dies thue ich nicht durch irgend ein Gesetz genöthigt, noch Willens, durch meinen Vorgang dies meinen Nachfolgern oder Mitbischöfen als Gesetz oder Gebrauch aufzuerlegen, sondern um jeden Verdacht zu beseitigen."

So war allerdings das Ansehen und die Würde des Papstthums gerettet, aber der verwickelte Knoten noch immer nicht gelöst. Wie sollte Karl gegen die Verschwörer verfahren, die zugleich als Ankläger gegen ihren Herrn auftraten. Konnte er sie endgültig richten kraft seines Patricier-Amtes? Und wenn nicht, wenn man jetzt, wo die Person des Papstes aus dem Spiel bleiben durfte, den ordnungsmäßigen Gerichten den letzten Urtheilsspruch überließ, mußte nicht das Gehässige eines parteiisch scheinenden Verfahrens auf den Papst zurückfallen, der dann, gleichviel daß er sich persönlich gereinigt hatte, doch in den Augen der Unzufriedenen noch immer Beschuldigter und zugleich Kläger und Richter der ihn Anklagenden ge-

wesen wäre? Wie, wenn ähnliche Meutereien sich wiederholten? Schloß bei dem Parteigetriebe in Rom nicht jede zukünftige Papstwahl die Keime dazu in sich? Das waren Bedenken, welche die in jener Zeit im öffentlichen Leben sowohl die in der weltlichen wie die in der geistlichen Sphäre, zum Handeln Berufenen zu allgemeinern Erwägungen führen mußten.

Im fränkischen Reiche, wie dies unter der jetzt mehr als dreißigjährigen Regierung König Karl's geworden war, fehlte es nicht an Macht und Ansehen, nicht an Ordnung; aber es fehlte seinem Oberhaupte an einer Würde und einem Rechtstitel, den man als den Ausdruck und die Repräsentation aller im Reiche vereinigten Elemente hätte bezeichnen können. Den Fahnen des Frankenkönigs folgten Nationen und Völker, die sich einander fremd und unbekannt waren. Von der Südhälfte Italiens bis Dänemark, von den Marken Spaniens bis an die Nordgrenze Baierns, vom atlantischen Ocean bis tief in die Ebenen Ungarns gehorchte man seinen Befehlen. Die Stellung und Rechte dieser dem Frankenfürsten Heerfolge leistenden Spanier, Briten, Friesen, Sachsen, Wenden, Czechen, Avaren, Langobarden u. s. w. dem Kriegsherrn gegenüber waren eben so verschieden wie ihre Länder und ihr Charakter. Bei den Spaniern z. B. an die Stelle des, die geistliche und weltliche Macht in einer Hand vereinigenden Chalifen getreten, besaß Karl über die Baiern keine andern Rechte, als deren frühere Herzoge.

Unter welchem Titel sollte nun Karl diesen so verschiedenen Volksstämmen mit so abweichenden Rechten gegenübertreten? Unter dem Namen eines Königs dachte sich jedes Volk je nach seiner Vergangenheit oder seinem

gegenwärtigen Verhältniß zum Reiche etwas Anderes. Auch hier wurde also eine Würde vermißt, die, wie die der Kaiser zur Zeit der römischen Weltherrschaft, dem Gedanken universaler Einheit entsprungen, zu all' den verschiedenen Nationalitäten in demselben Verhältniß stand, eine Würde, die nicht wie das germanische Königthum vom Volke ausging und sich nach der Auffassung eines jeden Volkes änderte, sondern, über den örtlichen und wechselnden Eigenheiten stehend, in dem Allgemeinen und Unabänderlichen, allerorts Gültigen wurzelte. Das Allgemeine aber erkannte man in der römischen Kaiserwürde und in der römischen Kirche. Noch jetzt wies der Orient mit Stolz auf seine Kaiser hin. Noch gehörte Rom, der Kirchenstaat, noch gehörte Italien und das gesammte Abendland unter die Idee der allumfassenden Kaiserwürde.

Weiterhin bekannten sich die Völker des fränkischen Reiches ohne Ausnahme zu einem Glauben, hatten alle einen Cultus, den der römischen Kirche. Das Leben der Kirche war mit dem Leben des Staates auf's innigste verkettet, und so hatte längst die Anschauung sich Geltung verschafft, daß wie die Kirche nur ein einziges höchstes Oberhaupt anerkenne, so auch nur ein weltlicher Beherrscher die Völker lenken und dieser mit einer Majestät bekleidet werden müsse, welche die Würde der Könige und Herzoge weit überstrahlend, ihren Träger zum obersten der Könige erhebe. Denn nur dadurch, glaubte man, könne die Kirche überall ihre rechte Ausbreitung und Vertheidigung finden, und nur dadurch sei jeder Krieg zwischen den Völkern und Nationen zu verhindern, daß sie alle, wie einer Kirche, so einem einzigen Staatsverbande angehörten und einen Herrscher als höchstes weltliches

Oberhaupt verehrten. Es war die Katholicität, übertragen auf das Gebiet des Staates.

Als der gleichsam von der Vorsehung dazu auserwählte allgemeine Herrscher stand aber König Karl da; für die abendländische Christenheit war er es in Wirklichkeit geworden. Sein unermeßliches, vom Süden bis zum Norden Europa's, von dem atlantischen Meere bis an die untere Donau hin sich ausspannendes Reich war in der Vorstellung der Völker von dem byzantinischen Kaiserthum, das nur noch bevormunden, nicht mehr schützen konnte, längst emancipirt.

Welches das Fürstenthum entwürdigende Bild bot Ost-Rom dar im gegenwärtigen Augenblicke! Der Kaiserthron war gleichsam verwaist; ein durch seine Lasterthaten berüchtigtes Weib saß auf demselben: Irene, die, nachdem ihr Gemahl Leo IV. im Jahre 780 an dem durch sie gereichten Gift gestorben war, sich im Namen ihres erst neunjährigen Sohnes Constantin's VI. die Herrschaft angemaßt und dieselbe durch Hinrichtung ihrer beiden Schwäger befestigt hatte. Im Jahre 790 war es dem jungen Kaiser gelungen, sich des verderblichen Einflusses seiner Mutter zu entledigen und dieselbe von der Regierung zu verdrängen. Das währte kaum sieben Jahre. Jetzt hatte Irene die Zügel wieder in Händen; ihren Sohn hatte sie verhaften und blenden lassen. Der Tod hatte ihn bereits von seinen Leiden erlöst. Wie aber das oströmische Reich in frühern bessern Tagen schon nicht mehr im Stande war, die zu ihm gehörenden westlichen Länder zu schützen, darüber hatten, wie wir gesehen haben, die Bewohner Rom's nur zu bittere Erfahrungen gemacht.

Die fränkischen Könige aber hatten sich seit Jahren als treue Freunde der Kirche, als würdige Vertreter des

römischen Patriciats erwiesen. Ihnen dankte das Papstthum die Befreiung aus der Gefahr vor den Langobarden und die Entstehung des Kirchenstaats. König Karl selbst hatte die Schenkung Pipin's genehmigt und wohin er im Kriege seine Waffen trug, die Ausbreitung des Christenthums sich angelegen sein lassen. Wollte und mußte also der Papst in den Schutz eines weltlichen Oberhauptes sich begeben — und daß er es mußte, das hatten die letzten Ereignisse zu Rom genügend dargethan —, so stand in Karl der beste für diese Würde vor ihm. Dieser besaß die Länder, welche ehedem dem Kaiser gehörten; ja sein Scepter reichte über dessen einstmaliges Gebiet hinaus; Italien anerkannte ihn als seinen Herrn und Wohlthäter.

So nahte einer jener welthistorischen Momente, die das Ueberkommene, im Keime bereits Vorhandene, abschließen und auf Jahrhunderte hin im voraus für den Gang der Geschichte entscheidend sind.

Am Weihnachtsfeste begab Karl sich zur Peterskirche, um dem Hochamte beizuwohnen. Er hatte als Patricius der Stadt seinen römischen Ornat angelegt. Eine blendend weiße Tunica deckte die stattliche Gestalt, deren Majestät der faltenreiche Purpurmantel noch erhöhte.

Der Papst stand, von den übrigen höchsten Würdenträgern der Kirche umgeben, bei dem Eintritte Karl's am Altare, im Begriffe, die Feier der heiligen Geheimnisse zu beginnen.

Als Karl, der einige Augenblicke an den Stufen des Altars zum Gebet niedergekniet war, sich zu erheben im Begriffe stand, setzte Leo ihm eine Kaiserkrone auf's Haupt und rief mit lauter Stimme:

»Carolo Augusto, a Deo coronato
Magno et pacifico imperatori
Romanorum, vita et victoria!«

Und aus den weiten Räumen schallte der Ruf zwei Mal wieder aus dem Munde des zu einem Sturm begeisterter Empfindungen hingerissenen Volkes:

„Karl, dem von Gott gekrönten, erhabenen,
Friedenbringenden Kaiser der Römer,
Heil und Sieg!“

Als der Freudenjubel sich gelegt hatte, salbte der Papst, als ein zweiter Samuel, den neuen Augustus, legte ihm den kaiserlichen Mantel um die Schultern und küßte ihn auf den Mund. Dann salbte er auch dessen Sohn Pipin, welcher zur Weihnachtsfeier vom Papste eigens von Benevent noch Rom berufen worden war.

Ein förmlicher Beschluß einer alle Kirchenfürsten, Geistlichen, den Adel und die Besten des Volkes umfassenden Versammlung war der Krönung vorausgegangen; Karl's Erhebung zum römischen Kaiser geschah durch die drei hergebrachten Wahlkörper. Die gewichtige Handlung sollte als keine willkürliche That weder des Königs noch des Papstes betrachtet werden, sondern ein legaler Willensact des in dem Parlamente zu Rom repräsentirten gesammten christlichen Volkes sein.

Karl durch die Annahme der Kaiserkrone vollziehend, was die Lage der Dinge gebieterisch von ihm erheischte, nannte sich seitdem Imperator und Augustus.

XIII.

Anselmus und Adelinde vor dem Kaiser.

Die Tage, welche Karl nach seiner Krönung noch in Rom zubrachte, waren wie sein ganzes Leben dem edelsten Streben und Wirken geweiht. Während Pipin im Auftrage seines Vaters die Mißhelligkeiten mit dem Herzoge von Benevent in einer der Kirche wie dem Reiche billigen Weise beizulegen sich bemühte, suchte Kaiser Karl in Rom die Nachwehen der letzten traurigen Ereignisse möglichst auszuheilen, die mit dem Abschlusse der Dinge Unzufriedenen zu begütigen, den dadurch Benachtheiligten gerecht zu werden. Wer seine Sache vor dem Kaiser selbst vorzubringen wünschte, dem wurde das Gehör nicht versagt.

Unter denjenigen, welche den Kaiser um Schutz und Hilfe persönlich anzurufen begehrten, waren auch Abt Anselmus und die Tochter des Langobarden-Königs Aistulf, welche wir als die Gefangene von Norcina kennen gelernt haben.

Adelinde hatte ihre Freiheit wieder erlangt.

Hinulf war nach seinem verunglückten Aufstandsversuche in Rom, wie wir wissen, aus der Stadt glücklich entkommen, mit seiner Truppe und Rodoald in seine Grafschaft zurückgekehrt. Da die Bevölkerung des Landes dem von den Verschworenen gegebenen Winke nicht gefolgt war, so wußte der Graf sehr wohl, daß er jetzt, als Besiegter und Verfolgter, noch mehr als auf seinem Hinzuge nach Rom, jedes Aufsehen vermeiden müsse. Die Reise

in einzelnen Abtheilungen und auf den entlegentsten Wegen ging daher nur langsam von Statten.

Ehe Hinulf seine Mannschaften vor Modena wieder gesammelt und dieselben, ohne die Stadt zu betreten, nach seinem nahegelegenen, festen und mit zahlreicher und tüchtiger Besatzung versehenen Schlosse geführt hatte, waren zu Norcina die Gerüchte von der Niederlage der Verschworenen längst eingetroffen.

Abt Anselmus, der, wie wir wissen, zur Zeit des Attentates auf den Papst Leo am Marcusfeste noch immer in Rom weilte, hatte sofort nach dem Mißlingen der römisch-langobardischen Empörung einen vertrauten Eilboten nach Nonantula abgesendet, um seinen Neffen von dem Vorgefallenen zu unterrichten. Welche Gefühle die Kunde von den himmelschreienden Verbrechen selbst, wie von Rodoald's, freilich widerwilliger Betheiligung an denselben in Adalbert's Brust erweckten, das bedarf keiner Beschreibung.

Aber nicht zur Befriedigung der Neugierde hatte der ehrwürdige Anselmus sich beeilt, seinem Stellvertreter an der Spitze der Abtei diese Mittheilungen zukommen zu lassen: er hatte bessere Beweggründe. Jetzt, wo die Pläne Hinulf's an's Licht getreten waren, wo Anselmus des Grafen Verhältniß zu Rodoald erkannte und den Zusammenhang dieser Dinge mit der Gefangenen zu Norcina ahnte, sah er voraus, daß Letztere, sowie Quirinus selbst, wenn Hinulf sie bei seiner Rückkehr von Rom noch am Leben treffen würde, das endliche Fehlschlagen der so lang gehegten und gepflegten Hoffnungen und ehrgeizigen Bestrebungen würden zu büßen haben. Dieser Rachelust wenn möglich zuvorzukommen, das bezweckten die an Adal-

bert übermachten Verhaltungsregeln. Rodoald freilich war dadurch, daß der Graf ihn den Händen der römischen Justiz entrissen hatte, wieder in dessen Gewalt, und unerbittlicher Rachewuth preisgegeben. Aber, fragte Anselmus seinen Neffen, sollte es nicht möglich sein, die Gefangene auf Norcina, deren muthmaßliches Verwandtschafts-Verhältniß zu ihm und zu Adalbert der Abt hierbei andeutete, Hinulf's Händen zu entreißen?

Und dies war, durch eine seltsame Verkettung der Umstände, Adalbert in der That geglückt.

Seit dem Abzuge Hinulf's und Rodoald's nach Rom war Ansperich, der uns von früher bekannte, jetzt in der militairischen Besatzung von Norcina eine untergeordnete Befehlshaberstelle bekleidende Sohn des vormaligen Beschließers der Feste, mehrmals in der Abtei Nonantula gewesen. Er hatte Adalbert dort als den von ihm zu Adelinde eingelassenen Priester wiedererkannt. Durch seine Vermittelung gelang es Letzerm, dem jetzigen Hauptmann der Feste Kunde zu bringen über das Unglück Hinulf's zu Rom, und ihn Angesichts dieser für seinen Herrn so mißlichen Sachlage zu bestimmen, gegen eine seine Zukunft sicher stellende Summe das gefangene Weib bei nächtlicher Weile aus der Haft zu entlassen in die Obhut einiger Klosterleute, welche dieselbe nach Nonantula brachten. Diesen glücklichen Erfolg hatte Adalbert seinem väterlichen Freunde nach Rom gemeldet. Er hatte dann, als Anselmus die bevorstehende Ankunft König Karl's in Rom nach Nonantula berichtet und den Willen ausgesprochen hatte, die königliche Dulderin dem Kaiser vorzustellen, die den Mörderhänden Entrissene unter sicherer Begleitung nach Rom abreisen lassen.

Die Audienz hatte Statt in dem früher geschilderten Triclinium Leo's im Lateran, demselben Saale, welcher auch zu den Gerichtsverhandlungen über die Verschworenen gedient hatte. Papst Leo war auf des Abtes Bitte bei der Audienz zugegen.

Da standen sie nun, der alte, königlichem Stamme entsprossene, ehrwürdige Prälat und seine Nichte, die langobardische Königstochter, vor dem größten Fürsten aus deutschem Blute, den die Geschichte kennt, um Genugthuung bittend für die von ihren eigenen Landsleuten erlittene Unbill. Das war ein Mann und ein Herr! Breit von Brust und stark von Schultern überragte die gewaltige Gestalt Alle. Gekleidet war der Kaiser ohne Prunk. Nach vaterländischem, fränkischem Brauch trug er über dem linnenen Hemde ein mit seidenen Streifen verbrämtes, bis auf die Knie reichendes Wams; die Beinkleider wurden mit kreuzweis übereinander geflochtenen Binden festgehalten. Den Oberkörper schützte ein über dem Wams und unter dem faltenreich herabwallenden meergrünen Mantel getragener kurzer Rock aus Zobel- und Seehundsfell. So stand der nordische Held vor ihnen, die Linke auf den goldenen Griff des Schwertes gestützt.

Wie wurden die Schutz und Hülfe Suchenden von Zutrauen erfüllt, als sie aufschauten in das von blondem mit Weiß untermischtem Haar umrahmte, offene und fröhliche Antlitz, mit den großen und lebendigen Augen! Und wie that ihr Herz sich auf und lösten sich ihre Worte, als der Gebieter des Erdkreises sie mit heller, hehrer Stimme aufforderte, näher zu treten und ohne Scheu und Furcht darzulegen, was sie drücke und beängstige.

Dies konnte allerdings in dieser Audienz nur in Kürze geschehen, und die dringendste Bitte des Anselmus und der Adelinde ging deshalb dahin: Kaiser Karl möge vorerst durch einen schleunigst abzusendenden Boten von Hinulf die Freigabe Rodoald's erwirken; durch die Androhung der gebührenden Strafe wenigstens verhindern, daß der Graf ihn als Opfer seiner Wuth dem Untergange weihe.

Karl, welchem Leo die hervorragenden Tugenden und Verdienste des Abtes schon vorher geschildert hatte und welcher die Geschichte langer und herber Leiden in dem edeln Antlitz Adelindens mit Rührung las, sagte jede mögliche Hülfe zu.

Ihre frühern Erlebnisse hatte Adelinde dem Abte erzählt, und dieser überreichte auf den Rath des Papstes Leo dem Kaiser eine von ihm angefertigte schriftliche Darstellung derselben. Davon versprach Karl Einsicht zu nehmen. Er beschied Anselmus und Adelinde auf den folgenden Tag zu einer zweiten Audienz, um ihnen das Resultat des Rathes, den er wegen des erbetenen Schutzes für Rodoald unverzüglich pflegen werde, mitzutheilen.

Die in dem überreichten Schriftstücke dargelegten Lebensschicksale der Adelinde bis zu ihrer Haft auf Norcina findet der Leser in Folgendem nachgetragen.

Adelinde war das letztgeborene Kind des Königs Aistulf und dessen Gemahlin Giseltrude, der Schwester des Anselmus. Im Königspalaste zu Pavia hatte sie das Licht der Welt erblickt. Im Jahre 756 — sie zählte damals gerade 8 Jahre — hatte sie ihren Vater verloren; derselbe war gestorben an den Folgen eines unglücklichen Sturzes vom Pferde.

Damals gelang es Desiderius, der von Aistulf an die Spitze des toscanischen Herzogthums gesetzt worden war, die langobardische Krone an sich zu bringen; Giseltrude sah sich genöthigt, den Königspalast zu verlassen und sich vom öffentlichen Leben gänzlich zurückzuziehen.

Als Adelinde heranwuchs, gaben Anselmus und Giseltrude ihr den Rath, dem Beispiele ihrer Schwestern zu folgen und in das von ihrem verstorbenen Vater gegründete Frauenkloster einzutreten.

Eine solche Wahl sagte jedoch dem jungen Mädchen, die sich mehr zu den Freuden und Genüssen der Welt hingezogen fühlte, wenig zu.

Die Wünsche und Neigungen der jungen Fürstin sollten bald ihre Befriedigung finden. Tassus, der junge Herzog von Brixellum, der verschiedene Male Gelegenheit gehabt hatte, sie zu sehen und hochschätzen zu lernen, warb um ihre Hand. Tassus war von edeler, männlicher Schönheit und stand im blühendsten Mannesalter. Abgesehen von seiner besondern Vorliebe für das Kriegshandwerk — wie er denn beständig in Fehden verwickelt war — vereinigten sich in ihm die vorzüglichsten Eigenschaften des Geistes und Herzens zur schönsten Harmonie, so daß Adelinde wohl hoffen durfte, als seine Lebensgefährtin sich glücklich zu fühlen. Ueberdies gehörten die Herzoge von Brixellum schon seit Jahrhunderten zu den reichsten und angesehensten Adelsgeschlechtern, und die Aussicht auf eine so einflußreiche und hervorragende Stellung schmeichelte nicht wenig der Eitelkeit der jungen Fürstin.

Tassus hatte darum bald das Herz Adelindens gewonnen, und da auch Giseltrude diese Verbindung nicht ungern sah, so wurde das Ehebündniß geschlossen, und

Anselmus, der Oheim der Braut, vollzog selbst die Einsegnung desselben.

Dies geschah im Jahre 768; Adelinde zählte gerade zwanzig Jahre.

Zum großen Unglücke für die junge Frau starb schon einige Monate nach der Hochzeit ihre vortreffliche Mutter, und nur die zärtliche Liebe ihres Gatten vermochte in etwa ihre bittere Betrübniß über diesen unersetzlichen Verlust zu lindern. Tassus war allerdings etwas rauh, manchmal sogar heftig und hart in seinem Benehmen; allein an seiner Gemahlin hing er mit der innigsten Liebe und vermied es sorgfältig, ihr auch nur den geringsten Kummer zu verursachen.

Nach anderthalb Jahren gebar Adelinde ein Söhnchen, das von Anselmus getauft wurde und den Namen Rodoald empfing.

Von dieser Zeit an verdüsterte sich der bis dahin so heitere Himmel des jungen Ehepaares, und verderbendrohende Gewitterwolken zogen auf.

Tassus war nie ein besonders begeisterter Anhänger des Desiderius gewesen, und dieser war seinerseits eifersüchtig auf den großen politischen Einfluß sowie auf die hohe kriegerische Begabung des jungen tapfern Herzogs. Durch die Heirath desselben mit der Tochter König Aistulf's wuchs natürlich das Mißvergnügen des Königs nur noch mehr, und es steigerte sich endlich zu bitterm Hasse, als dem Tassus ein Sohn geboren wurde. Denn dadurch erhielt die sonst dem Aussterben entgegen gehende Familie seines Vorgängers auf dem langobardischen Throne einen neuen Sprößling.

Von da ab schien Desiderius, alle Erkenntlichkeit gegen seinen verstorbenen Wohlthäter verleugnend — denn dem König Aistulf hatte er doch die Herzogswürde und überhaupt sein ganzes Glück zu danken — es sich zur Aufgabe gestellt zu haben, den Schwiegersohn und den Enkel dieses seines Wohlthäters zu vernichten.

Das Erste war, daß Tassus den königlichen Hof meiden mußte. Darüber war er allerdings nicht sehr betrübt, denn das Hofleben hatte stets sehr wenig Anziehendes für ihn gehabt. Allein damit nicht zufrieden, verfolgte der König seinen Gegner unaufhörlich mit allerlei Kränkungen und Beleidigungen; er schien es überhaupt darauf anzulegen, ihn zum Aeußersten zu treiben.

Tassus, der diese Absicht wohl merkte, ertrug alle diese Unbilden anscheinend mit der größten Ruhe und Selbstüberwindung; allein in seinem Herzen sammelte sich ein bitterer Groll gegen seinen ungerechten Bedrücker und drohte jeden Augenblick zu furchtbarer Rache loszubrechen.

Eines Tages, als er wieder eine bittere Kränkung hatte erfahren müssen, kam Tassus in der höchsten Aufregung und Wuth nach Hause. Noch nie hatte Adelinde ihren Gemahl in solchem Zorne gesehen. Sein Gesicht war bleich, die Lippen bebten und aus seinen Augen zuckte es wie Blitze.

„Nein! das ist zu viel!“ rief er aus, als er sich mit seiner Gemahlin allein fand. „Länger ertrage ich diese unaufhörlichen Demüthigungen nicht!“

Adelinde fragte ihn besänftigend nach der Ursache seiner ungewöhnlichen Bewegung, und erfuhr mit begreiflichem Schrecken, der König wolle Tassus die von seinem Vater

ererbten Würden nehmen. Der Herzog fügte seiner Antwort die Befürchtung bei, daß Desiderius auch dabei nicht werde stehen bleiben, sondern weitere Mittel werde zu finden wissen, um ihn und seine Familie gänzlich zu vernichten.

„Der König," schloß er, „sucht mich mit Gewalt zur Empörung zu drängen, um eben einen schicklichen Vorwand zu haben, uns aus dem Wege zu schaffen."

„Eben diese Erkenntniß," redete Adelinde ihrem Gemahl zu, „müßte dich bestimmen, den König diesen Vorwand nicht finden zu lassen."

Tassus fügte sich und legte dem Befehle gemäß seine Hofämter nieder. Ueberhaupt war er von jetzt ab um so sorgfältiger darauf bedacht, dem Könige nicht den geringsten Anlaß zu einer Klage zu geben.

So vergingen einige Monate, ohne daß es, trotz der äußersten Spannung, zum offenen Bruche gekommen wäre.

Um diese Zeit nun traten neue und ernstliche Verwickelungen zwischen dem langobardischen Könige und dem Papste ein. Die beiden höchsten Würdenträger des Papstes, Christophorus und sein Sohn Sergius, hatten bis dahin die von den Langobarden unaufhörlich geschmiedeten ränkevollen Pläne immer zu vereiteln gewußt. So war unter Anderm der König durch sie zur Herausgabe einiger Städte, die er gegen den feierlich eingegangenen Vertrag bis dahin immer noch zurückbehalten hatte, genöthigt worden.

Indeß beschloß Desiderius, eben diese Städte mit offener Gewalt wieder an sich zu bringen. Er ließ seine Truppen gegen dieselben vorrücken, und gleichzeitig gab er

Tassus den Befehl, mit seinen Streitkräften in das ehemalige Exarchat Ravenna einzufallen.

Tassus war anfangs unschlüssig, ob er der Aufforderung Folge leisten solle, da er das Beginnen des Königs als ein durchaus ungerechtes verdammen mußte. „Allein,“ entgegnete er auf die Bedenken Adelindens, „ich habe einmal dem Könige den Vasalleneid geleistet, und er ist berechtigt, mich jedes Mal, so oft er es für gut findet, zur Heeresfolge aufzubieten.

Tassus verfügte sich mit seinen Truppen auf den ihm angewiesenen Kampfplatz. Vielleicht mochte neben der Angst für die Zukunft seines Sohnes auch seine persönliche kriegerische Neigung einigen Antheil an diesem Entschlusse haben.

Seine edele Gattin begleitete ihn auf dem Feldzuge, wie sie das gewöhnlich that, mit ihrem Söhnchen und einigen Frauen aus ihrer Dienerschaft.

Tassus machte zuerst einige kleine Streifzüge in das päpstliche Gebiet, auf welchem alles geplündert und verwüstet wurde. Dann erhielt er Befehl, mit der Belagerung Bologna's vorzugehen. Diese Stadt war nämlich die bedeutendste und festeste unter den an den päpstlichen Stuhl ausgelieferten, und sollte darum zuerst wiedergewonnen werden.

Die Vertheidigung der Stadt war einem jungen talentvollen General mit Namen Fortunatus anvertraut, der aus der Provinz selbst gebürtig war und nicht weit von Bologna ein prachtvolles Schloß besaß. Ihn haßte Desiderius ganz besonders, weil er der Bruder des Christophorus war und nach dem Beispiele dieses seines ältern Bruders sich auch stets als unerschrockenen Vorkämpfer für die

Rechte der Kirche und darum auch als thatkräftigsten Gegner der Langobarden bewiesen hatte. Denn schon bei mehr als einer Gelegenheit hatten diese durch empfindliche Niederlagen seine Tapferkeit kennen gelernt.

Sobald das Gerücht von den feindseligen Plänen des Desiderius und von dem Heranrücken des Herzogs Tassus sich verbreitete, hatte Fortunatus sich sofort in die von Vertheidigungsmitteln beinahe ganz entblößte Stadt geworfen. Auf seinen Befehl und nach seinem Plane wurden die Festungswerke verstärkt und zugleich eine zahlreiche und kriegstüchtige Besatzung angeworben. Die sämmtlichen ziemlich bedeutenden Kosten bestritt Fortunatus aus seinem Privatvermögen. Er besaß nämlich zahlreiche und ausgedehnte Güter, und scheute dabei für edele und gute Zwecke kein Opfer.

Tassus, der bloß auf seine eigenen Streitkräfte beschränkt war, sah wohl ein, daß die so vortrefflich befestigte und vertheidigte Stadt nur mit der äußersten Anstrengung zu nehmen sei. Er schickte darum an den König ein Schreiben, in welchem er unter Darlegung der Schwierigkeiten bat, man möge ihm eine angemessene Anzahl Hülfstruppen senden, um die Belagerung mit Nachdruck und Aussicht auf Erfolg beginnen zu können.

Die Antwort des Königs war nur eine Reihe bitterer Vorwürfe. Er zog in derselben die Treue des Herzogs in Zweifel und gab ihm auf, durch ein rasches und entschiedenes Vorgehen die Bedenken über seine Pflichttreue und seinen Eifer zu zerstreuen, die seine bisherige Haltung erregt hätten. Seine eigenen Truppen seien für die Eroberung Bologna's ausreichend, und falls es ihm nicht an gutem Willen fehle, so müsse er schon bald zum Ziele

gelangen. Gleichzeitig wurde ihm in dem Schreiben auf's strengste anbefohlen, weder den Fortunatus noch irgend einen von den Seinigen entrinnen zu lassen.

Um sich über die pünktliche und strenge Ausführung der letztern Befehle zu vergewissern, hatte Desiderius zugleich einen seiner Günstlinge in das Lager des Herzogs geschickt, der denselben fortwährend genau überwachen und zum Eifer in der Durchführung der königlichen Befehle anspornen sollte.

Tassus war außer sich vor Entrüstung bei Durchlesung dieses Antwortschreibens.

„Der langobardische Tyrann will mich durchaus zu Grunde richten; aber es soll ihm nicht so leichten Kaufs gelingen, wie er denkt! Ich bin nicht der einzige Unzufriedene in Italien; er möge mich nicht zum Aeußersten treiben, sonst erhebe ich lieber die Fahne des Aufstandes gegen ihn!“

Adelinde suchte ihren Gemahl zu beschwichtigen. „In unserer Lage ist Geduld und kluge Zurückhaltung die erste und nothwendigste Pflicht. Wenn Desiderius uns wirklich zu verderben sucht, so liefern wir doch wenigstens ihm nicht die Waffen dazu in die Hand!“

„Er wird sicherlich, um zu seinem Ziele zu kommen, schon Anklagen und Beschuldigungen gegen mich finden. Allein das sei geschworen, wenn ich einmal unterliegen soll, so soll es nicht ohne volle Rache an meinem Feinde und Verderber geschehen!“

Wirklich erlangte Adelinde durch ihr beharrliches Zureden noch ein Mal von ihrem Gemahl das Versprechen, daß er sich fügen wolle.

Tassus rückte also mit seinen Truppen vor Bologna

und begann mit großem Geschick und ungestümem Eifer die Belagerung. Beide Theile, die Belagerer wie die Eingeschlossenen, überboten einander in heldenmüthiger Tapferkeit. Der Kampf zog sich indeß in die Länge; der Eifer der Soldaten wurde allmälig kühler und selbst Tassus fing an, den Muth zu verlieren und gab zuletzt alle Hoffnung auf. Er theilte sogar seiner Gemahlin seinen Entschluß mit, die Belagerung aufzugeben und in sein Herzogthum zurückzukehren.

Diese gerieth darüber begreiflicher Weise in die äußerste Bestürzung und bot alles auf, ihrem Gemahl diesen Gedanken auszureden. „Desiderius würde gewiß sich freuen über einen so willkommenen Anlaß zu unserer Vernichtung."

„Was kann er gegen uns thun?"

„Ohne Zweifel wird er ungesäumt gegen uns ziehen, und was vermögen wir dann gegen seine Uebermacht?"

„Wehe ihm, wenn er das wagen sollte! Unser Sohn ist ein Sprößling Aistulf's, ich erhebe die Fahne der Empörung und erlasse einen Aufruf an sämmtliche langobardischen Großen. Es gibt viele unter denselben, die mit Desiderius unzufrieden sind."

Diese Drohungen ihres Gemahls erschreckten Adelinde sehr; sie wußte nämlich gut, daß er, falls man ihn zum Aeußersten dränge, auch zur Verwirklichung derselben fähig sei. Sie ließ daher nicht nach mit Bitten, bis er versprach, einstweilen die Belagerung noch nicht aufzuheben.

In der That machte auch Tassus einige Tage nachher eine letzte verzweifelte Anstrengung; es war ihm gelungen, in der Festung selbst einen Spion zu gewinnen, und so

schritt er in einer überaus stürmischen Nacht unvermuthet mit allen seinen Truppen auf einem Punkte, der, wie er wußte, am schwächsten vertheidigt war, zu einem gemeinsamen heftigen Sturme. Es gelang ihnen wirklich, die Mauern zu ersteigen, und nun entstand auf den Wällen und innerhalb der Festungswerke ein furchtbares Gemetzel. Tassus blieb Sieger; seine Soldaten drangen massenhaft in die Straßen ein, hieben alles vor sich nieder, und vor Anbruch des Tages war die Stadt ganz in der Gewalt der Langobarden. Fast die ganze Besatzung war niedergehauen worden, und die Einwohner beeilten sich, die Sieger um Schonung und Gnade anzuflehen.

Unter den zahlreichen Gefangenen, welche die Soldaten des Tassus gemacht hatten, fand sich auch der heldenmüthige Vertheidiger der Festung, Quintus Fortunatus, den die Soldaten des Morgens ihrem Herzoge zuführten.

Quintus mochte etwa 30 Jahre zählen. Er war von mittelgroßem und schönem Körperbau, Haltung und Bewegung zeugten von edelm Sinn und männlicher Kraft.

Tassus fühlte eine aufrichtige Hochachtung für seinen tapfern, wenn auch besiegten Gegner und beglückwünschte ihn für die bewiesene Ausdauer und Geschicklichkeit.

„Herzog von Brixellum,“ erwiderte der Gefangene, „wenn, wie ich sehe, mein gegenwärtiges Geschick dir Theilnahme einflößt, so wirst du mir eine Bitte nicht abschlagen, durch deren Gewährung du mich zu ewigem Danke verpflichten würdest.“

„Sprich!“ erwiderte Tassus. „Wenn es in meiner Macht steht, so bin ich gern bereit, auch durch die That dir einen Beweis meiner Hochachtung zu geben.“

„Ich hatte meine Gemahlin Sulpicia und mein Söhnchen Quintinus in der Stadt bei mir,“ fuhr Fortunatus mit bewegter Stimme fort. „In dem Getümmel des Kampfes sind sie spurlos verschwunden. Ich bitte dich also, laß nach ihnen suchen; vielleicht sind sie noch am Leben und irgendwo in der Stadt verborgen. Du selbst bist Gatte und Vater und magst an dir ermessen, welches Glück es für mich sein würde, sie wiederzufinden.“

„Dein Wunsch ist eben so natürlich wie billig und soll darum baldmöglichst erfüllt werden!“

Die sofort zur Nachforschung ausgeschickten Soldaten brachten wirklich nach einigen Stunden die junge Frau, ihr Söhnchen auf dem Arme tragend, zu Tassus; sie hatten dieselbe bei einigen ihrer Kameraden als Gefangene gefunden.

Sulpicia war kaum zwanzig Jahre alt und von wunderbarer Schönheit; aber das herbe Schicksal, von dem sie eben mit ihrem Gemahl betroffen worden, hatte bittern Schmerz ihren Zügen aufgeprägt.

Beim Anblick der unglücklichen Frau fühlte Adelinde, die gerade zugegen war, sich von dem Stachel bitterer Eifersucht getroffen. Indeß suchte sie diese unedele Regung ihres Herzens zu verbergen und zurückzudrängen; sie gab sich alle Mühe, der Gefangenen gegenüber so freundlich wie möglich zu erscheinen.

Bleich und zitternd drückte diese ihr Kind fest an sich, und als die Herzogin näher auf sie zutrat, um dasselbe zu betrachten, zeigte sie es nur mit ängstlichem Zögern, als fürchte sie, es möchte ihr entrissen werden.

Es fiel Adelinden sofort auf, daß der Knabe eine besondere Aehnlichkeit mit ihrem eigenen Kinde habe. Auch

das beiderseitige Alter schien beinahe das gleiche zu sein, wenn das Kind der Gefangenen auch ein viel blühenderes Aussehen hatte.

Tassus ließ sich von dem gefangenen Befehlshaber der Stadt das Wort geben, daß er nicht entfliehen werde, woraufhin derselbe in seiner eigenen Wohnung bleiben durfte und im Uebrigen alle Freiheit genoß.

Hinulf indessen erhob im Namen seines königlichen Herrn Einsprache gegen ein solch mildes Verfahren, das er als Unklugheit und Unvorsichtigkeit bezeichnete und forderte den Herzog auf, den strengen, ihm früher kundgegebenen Befehl des Königs zu vollstrecken.

„Was verlangt denn der König weiter noch von mir?"

„Es ist sein Wille, daß Fortunatus sterbe."

„Hält denn Disiderius mich etwa für einen Henker?" rief Tassus unwillig.

„Ich verweise dich einfach auf seine deutlich genug gehaltenen Befehle."

„Ich habe die Stadt mit meinen eigenen Streitkräften genommen und denke darum auch mit meinen Kriegsgefangenen nach meinen Rechtsbegriffen zu verfahren," erwiderte der Herzog stolz. „Ich glaube dem königlichen Befehle genug zu thun, wenn ich den Fortunatus und seine Familie einfach in Gefangenschaft halte."

„Das wird der König selbst zu entscheiden haben," war die kurze Antwort.

Hinulf schickte noch an demselben Tage einen besondern Boten zu Desiderius, der denn auch nach einigen Tagen den bestimmtesten Befehl des Königs überbrachte, der Gefangene solle sofort hingerichtet werden. Zugleich wurde Tassus aufgegeben, gegen Ravenna vorzugehen.

Tassus blieb bei seiner Weigerung. Da langte eine weitere Botschaft vom Könige an, die eine lange Aufzählung von Beschwerden und Beschuldigungen gegen Fortunatus enthielt. Er habe, so hieß es, immer mit den Feinden der Langobarden gehalten und ihm allein fielen manche bedeutende Verluste zur Last, die dieselben erlitten hätten. Gleichzeitig waren die frühern Klagen gegen den Bruder des Fortunatus, den päpstlichen Primicerius Christophorus, wieder aufgeführt. Das Schreiben schloß mit der Drohung gegen Tassus, der König könne und dürfe einen derartigen offenen Ungehorsam gegen seine ausdrücklichen Befehle nicht weiter dulden, und werde daher bei fortgesetzter Weigerung Seitens des Herzogs an der Spitze sämmtlicher Truppen gegen ihn zu Felde ziehen."

Diese entschiedenen Drohungen erschreckten den Herzog, und in Folge des fortgesetzten Zuredens seiner Gemahlin — die übrigens bei diesen ihren Bemühungen nicht bloß von Furcht und Angst, sondern wohl auch von Eifersucht bestimmt werden mochte — entschloß er sich endlich nachzugeben.

„Wäre es nicht eine unverzeihliche Thorheit," stellte Adelinde ihm vor, „über unser eigenes Kind und über uns selbst das größte Unheil heraufzubeschwören, bloß um einen Gefangenen retten zu wollen, der doch einmal nach Kriegsbrauch getödtet werden darf?"

So wurde Fortunatus trotz der flehendlichsten verzweifelten Bitten seiner Gemahlin dem Abgesandten des Königs, dem blutdürstigen Hinulf ausgeliefert, der ihn auch sofort enthaupten ließ.

Durch diese Nachgiebigkeit hatten Tassus und Adelinde gehofft, dem Könige den Vorwand zu fernern Feindselig-

keiten zu entziehen und sich, wenn auch nicht gerade seine Gunst, so doch wenigstens Ruhe vor ihm zu erkaufen. Allein hierin sahen sie sich bald bitter getäuscht. Der König blieb bei der Forderung, daß Tassus gegen Ravenna marschiren solle.

Diese Stadt war indeß außerordentlich stark befestigt und hatte zugleich eine den Streitkräften des Tassus um das Doppelte überlegene kriegstüchtige Besatzung; Desiderius selbst hatte noch wenige Monate vorher sich vergeblich abgemüht, sie zu erstürmen. Es war also für Tassus nicht die geringste Aussicht, die Belagerung mit Erfolg zu führen.

Er schrieb an den König nach Pavia um Verstärkungen. Allein wie früher vor der Belagerung Bologna's, war die Antwort auch dieses Mal abschlägig und enthielt außer dem strengsten Befehl, sofort zu beginnen, nur die frühern Klagen und Beschuldigungen gegen den Herzog.

Herzog Hinulf war der Ueberbringer dieses königlichen Schreibens und hörte mit eigenen Ohren, wie Tassus nach Kenntnißnahme desselben dem Könige den Gehorsam kündigte. Tassus brach sofort mit seinen Truppen auf und trat den Rückzug in der Richtung auf Bologna an, alles vor sich her plündernd und verwüstend. Ja, er drohte sogar offen, diese letztere Stadt als Besitzthum des langobardischen Königs, seines Feindes, einzuäschern.

Auf's äußerste erschreckt durch diese nicht erwartete offene Empörung des Tassus, die leicht andere Unzufriedene zu ähnlichen Schritten verleiten konnte, schickte Desiderius einen Abgesandten mit Vermittelungsvorschlägen in das Lager des Herzogs und nach einigem Ueberlegen erklärte dieser sich auch zu friedlichen Unterhandlungen bereit.

Er zog sich also bis auf eine Entfernung von fünf Meilen von Bologna zurück und nahm einstweilen bis zur endgültigen Regelung der obschwebenden Streitigkeiten Wohnung in dem prachtvollen Schloß des Fortunatus. Es war das nämliche, in welchem dieser sowohl, als sein älterer Bruder Christophorus das Licht der Welt erblickt hatten und lag dicht an dem von Bologna nach Ravenna führenden Wege. Die Truppen des Herzogs bezogen in der nächsten Umgegend Standquartiere. Sulpicia nebst ihrem Söhnchen wurden als Gefangene mitgenommen.

Inzwischen war Desiderius mit seinen Truppen in das Gebiet des Grafen Hinulf bis dicht vor dessen Hauptstadt angerückt und ließ von hier aus dem Tassus mittheilen, er wünsche eine Unterredung mit ihm in der Stadt Modena, wo denn alle Zwistigkeiten friedlich geschlichtet werden sollten.

Tassus ging auf den Vorschlag ein unter der Bedingung, daß er dem Könige mit einem Theile seiner Truppen entgegenziehen werde, und zwar bis auf die Hälfte des Weges, daß aber der König auch nur die gleiche Truppenzahl mitbringen dürfe.

Desiderius erklärte sich damit einverstanden, und so begab Tassus sich im Vertrauen auf das erhaltene königliche Wort auf den Weg nach Modena. Er kam jedoch nicht bis dorthin: der König hatte ihm treulos einen Hinterhalt legen lassen; der tapfere und allzu sehr vertrauende Herzog wurde überfallen und mit dem größern Theile seiner Begleitung von den an Zahl weit überlegenen königlichen Truppen niedergehauen. Nur ein kleines Häuflein seiner Krieger rettete sich, nachdem offenbar alles verloren war, durch die Flucht.

Als Adelinde von dem furchtbaren Ereignisse Kunde erhielt, war sie anfangs wie betäubt von Schmerz, ja, der Verzweiflung nahe; allein die Begierde nach Rache, ein hervorragender Zug in ihrem Charakter, gewann alsbald in ihrem Herzen die Oberhand und sie faßte den Entschluß, den Tod ihres Gemahls an seinen Mördern zu entgelten.

Sie ließ die ihr noch gebliebenen Soldaten in ihrem Palaste zusammen kommen und trat, ihr Kind auf den Armen, vor sie hin. Der Ausdruck des tiefsten Schmerzes in ihren Zügen schien noch den alles gewinnenden Zauber ihrer Schönheit zu erhöhen, und als sie den Versammelten die Kunde von der schändlichen Ermordung ihres Gemahls wiederholte, als sie ihnen ihr Kind zeigte, den einzigen und letzten Sprößling des langobardischen Königshauses, und sie anflehte, es zu schützen und die Mörder seines Vaters zu strafen, da erhob sich ein allgemeiner lauter Schrei der Entrüstung und der Wuth, und von allen Seiten hörte man den Schwur, diese Unthat an ihren Urhebern blutig zu vergelten.

Die Soldaten umdrängten die in Thränen ausbrechende Fürstin und betheuerten: Rodoald sei der einzige berechtigte Erbe des langobardischen Königsthrones; für ihn würden sie mit Freuden bereit sein, Blut und Leben zu opfern. „Es lebe Rodoald, unser neuer König! Krieg und Tod dem Mörder seines Vaters!“ erscholl es in allseitigem lautem Rufe.

Besonnen beschloß man, auseinander zu gehen und möglichst schnell die Feinde des Königs Desiderius und die vielen Unzufriedenen überall zu bewaffnetem Aufstand zu treiben.

Es war zu spät; die königlichen Truppen unter der Anführung Hinulf's nahten sich bereits dem Schlosse. Es entspann sich ein blutiger, verzweifelter Kampf, der sich bald zu Gunsten der weit zahlreichern Truppen des Königs entschied; die meisten Soldaten Adelindens blieben auf dem Kampfplatz.

Die unglückliche Adelinde hatte sich mit ihrem Kinde im Innern des Palastes versteckt und preßte dasselbe im Schmerz der Verzweiflung an ihre Brust. Es blieben ihr jetzt zu ihrem Schutze ja nur noch Bitten und Thränen übrig — Waffen, die bekanntlich gegen verhärtete Bösewichter nur wenig helfen.

Hinulf, der vom Könige den ausdrücklichen Befehl erhalten hatte, den jungen Rodoald zu tödten, ließ den ganzen Palast sorgfältig durchsuchen; seine Soldaten hatten bald das unschuldige Opfer und seine zitternde Mutter entdeckt.

Der Aerger und die Wuth Hinulf's waren durch die Empörung Adelindens und den hartnäckigen Widerstand ihrer Truppen auf's äußerste gesteigert worden. Sobald er die Herzogin erblickte, herrschte er sie in rauhem Tone an und forderte ihr das Kind ab.

Adelinde preßte Rodoald an ihr Herz und entgegnete kühn: „Sohn des Herzogs von Modena, vergiß nicht, daß du mit der Tochter Aistulf's sprichst, dessen Unterthan dein Vater war und du selbst einst gewesen bist!“

Hinulf indeß streckte, ohne etwas zu erwidern, seine Hand nach dem Knaben aus, um sich seiner mit Gewalt zu bemächtigen, während er der Mutter einen Blick voll glühenden Hasses zuwarf.

Da fiel die verzweifelnde unglückliche Adelinde unter lautem Weinen und Wehklagen dem erbarmungslosen Tyrannen zu Füßen und beschwor ihn flehentlich, das arme, unschuldige Wesen zu verschonen.

Hinulf jedoch blieb unerbittlich. „Der König hat Befehl gegeben, daß das Kind sterben soll, und ich muß seinem Willen gehorchen."

„Aber womit hat denn das arme, unschuldige Geschöpf den Tod verdient?"

„Er ist der Sohn eines Verräthers, durch dich selbst ein Empörer und Anlaß zur Empörung Anderer."

Bei diesen Worten versuchte Hinulf von neuem, das Kind gewaltsam zu ergreifen; allein dasselbe klammerte sich unter Thränen krampfhaft an seine Mutter fest, gleich als habe es eine Ahnung von dem ihm drohenden Schicksal.

In diesem Augenblick tauchte in der Seele Adelindens ein Rettungsplan auf. Sie schien plötzlich ihre Ruhe und Selbstbeherrschung wieder gewonnen zu haben, und sagte, indem sie ihre Thränen abtrocknete: „Ich erkenne, daß ich mein Kind verlieren muß, und ergebe mich in mein Geschick. Gestatte mir aber wenigstens die eine Gunst, es noch einige Stunden bei mir zu behalten, um noch ein letztes Mal das unglückliche Mutterherz an seinem Anblick zu sättigen.

Hinulf stutzte anfangs, unschlüssig über die unerwartete Bitte; Adelinde indessen verdoppelte ihr Flehen: „Versage mir doch nicht hartherzig diesen einzigen, letzten Trost! Kannst du es einer Mutter verargen, daß sie die theuern Züge ihres geliebten einzigen Kindes so tief wie möglich dem verzweifelnden Herzen einprägen möchte, in dem Augenblicke, wo sie dasselbe für immer verlieren soll?"

Hinulf gab endlich nach. „Um dir zu zeigen, daß ich nicht grausam und unerbittlich bin, soll dein Wunsch dir gewährt sein. Diese Nacht magst du das Kind noch bei dir halten; aber morgen beim Sonnenaufgang muß es sterben!“

Adelinde erklärte sich damit zufrieden und zog sich in ihre Gemächer zurück. Einige Leute Hinulf's schickten sich an, ihr zu folgen, um in ihrem Zimmer Wache zu halten; allein sie bestand darauf, daß man sie mit ihrem Schmerze und mit ihren Thränen allein lasse, und Hinulf rief die Soldaten zurück.

„Innerhalb des Schlosses,“ bemerkte er, „hast du volle Freitheit; ich beschränke mich bloß darauf, die Zugänge zu demselben bewachen zu lassen.“

Als die unglückliche Mutter sich mit ihrem Kinde in ihrem Zimmer allein befand, bedeckte sie dasselbe zuerst lange mit heißen Küssen. Dann sann sie weiter nach über den Plan zur Rettung des Knaben, wie er ihr in jenem Augenblicke vorgeschwebt hatte. Allein, obwohl sie von Natur muthig und entschlossen war, so konnte sie sich bei näherer Erwägung desselben einer unbeschreiblichen Angst und Beklommenheit doch nicht erwehren. Sollte sie sich zu einem Verbrechen entschließen, oder sollte sie ihr einziges geliebtes Kind, den Sprößling Aistulf's, den rechtmäßigen Erben der langobardischen Königskrone, dem Dolche des Mörders überliefern? Die natürliche Zuneigung und der Ehrgeiz siegten endlich über die nur zu begründeten Einwendungen und Vorwürfe des Gewissens: der verbrecherische Entschluß wurde gefaßt.

Nun galt es dessen Ausführung.

Die Mitternachtsstunde rückte heran. Noch ein Mal

herzte sie ihren schlafenden Knaben, dann stand sie auf und horchte einige Augenblicke. Nachdem sie sich überzeugt, daß in dem von ihr bewohnten Flügel des Schlosses alles im Schlaf lag, schlich sie durch die leise und vorsichtig geöffnete Thüre auf den Corridor und ging, mit den Händen an der Wand tappend, in demselben eine ziemliche Strecke voran, bis sie vor den ihr wohl bekannten Zimmern der Sulpicia stehen blieb. Es waren dies die nämlichen Räume, die sie selbst in frühern glücklichen Tagen mit ihrem Gemahl bewohnt hatte.

Aengstlich lauschend legte sie ihr Ohr an die Thüre: nicht das geringste Geräusch ließ sich drinnen vernehmen. Sie öffnete mit der äußersten Vorsicht und trat leise, auf den Zehen gehend, in das Zimmer.

Auf einem kleinen Marmortischchen brannte eine Lampe, die nur eine matte Helle in dem geräumigen Gemache verbreitete. Der unheimliche Eindruck, den dieses Halbdunkel auf die Eintretende machte, wurde noch vermehrt bei dem Anblick der phantastischen Verzerrungen, in welchen sich die in dem Saale befindlichen Gegenstände auf den von den Wänden herabhängenden Seidentapeten abzeichneten. Im Hintergrunde des Saales stand ein prachtvolles, von kostbaren, gestickten Vorhängen verdecktes Bett; auf dieses schlich Adelinde leise zu.

Mit zitternder Hand und zurückgehaltenem Athem hob sie die Vorhänge: da lag Sulpicia in tiefem Schlummer ahnungslos vor ihr.

Erschrocken fuhr Adelinde zurück; unerwartet und befremdend war ihr der Anblick: konnten Unglück und Kummer eine so furchtbare Veränderung und Verwüstung in dem früher so blühenden Gesichte der jungen Frau angerichtet haben?

Das frische Roth der Wangen, um welches Adelinde sie bei ihrem ersten Zusammentreffen so sehr beneidet hatte, war verschwunden; eine eisige Marmorblässe lag auf dem abgehärmten Gesichte, und die Augen lagen eingefallen in ihren Höhlen, wie bei einer Sterbenden.

Die Schlafende athmete beängstigt, als werde sie von bösen Träumen gequält. Der eine Arm war erhoben und um die Stirne geschlungen, während der andere auf die neben dem Bette stehende Wiege herabfiel, in welcher der kleine Quintinus ruhte. Ihre Fingerspitzen berührten leicht das lockige Köpfchen, als wolle sie selbst im Schlafe noch ihren Liebling schützen.

Der entscheidende Augenblick war da, und doch fühlte Adelinde ihren Muth und ihre Entschlossenheit wanken. Da fiel ihr Blick auf ihr eigenes Kind, und der Gedanke an das schreckliche Schicksal, das sie demselben, dem Pfande der Liebe ihres so früh gestorbenen Gatten, so unvermeidlich und zugleich so nahe bevorstehen sah, gab ihr die beinahe entschwindende Thatkraft wieder.

Rasch nahm sie mit möglichster Vorsicht das schlafende Kind aus der Wiege und legte, ohne ihren Blick von der schlafenden Mutter abzuwenden, eben so vorsichtig ihr eigenes Kind an seine Stelle; das Verbrechen war geschehen.

Leise, wie sie gekommen, schlich sie mit dem geraubten Kinde wieder hinaus. In der Thüre blickte sie noch ein Mal um; die unglückliche Mutter schlief ruhig fort und hatte also keine Ahnung davon, daß in diesem Augenblick eine frevelnde Hand ihr Lebensglück zerstörte, vielleicht ihrem schon halb gebrochenen Herzen den Todesstoß gab.

Dieser Gedanke rief denn doch in ihrer Seele die bis dahin gewaltsam unterdrückten bessern und mildern

Regungen wach, und eine Thräne drängte sich in ihr Auge. Sie fühlte Mitleid mit dieser Armen, über welche sie schon so unsägliches Unheil gebracht und deren einziges Kind sie jetzt eben dem Henker überliefern wollte. Indessen die Freude über die Rettung ihres eigenen Kindes verdrängte bald wieder in ihrem Herzen jedes andere Gefühl; sie schlich leise zu ihrem Gemache zurück und legte das geraubte Kind in die Wiege Rodoald's; dann nahm sie es wieder auf, um sich nochmals durch eine genaue Prüfung zu überzeugen, ob die Aehnlichkeit dieses Knaben mit dem ihrigen eine so vollkommene sei, daß das scharfe Auge des Mörders die Verwechselung nicht merken werde.

Die grausame Untersuchung fiel zu ihrer Zufriedenheit aus; sie legte das Kind ruhig wieder hin und erwartete mit steigender Angst die verhängnißvolle Stunde.

Kurz vor Tagesanbruch erschien Hinulf in ihrem Gemache in Begleitung von zwei Bewaffneten von unheimlichem Aussehen und forderte Adelinde auf, den Knaben herzugeben. Die Unglückliche brach in lautes Wehklagen aus und schien der Verzweiflung nahe; sie bedeckte die Stirne des unschuldigen Opfers mit ihren Küssen und wendete jammernd ihren Blick ab, indem sie das Gesicht in ihren Händen barg.

Hinulf betrachtete das Kind einen Augenblick, als wollte er sich überzeugen, daß es wirklich das rechte sei. Dann gab er seinen beiden Begleitern ein Zeichen.

In dem nämlichen Augenblicke hörte Adelinde zwei oder drei Mal einen halb unterdrückten Schrei. Sie schauderte zusammen; es spritzten einige Tropfen warmen Blutes auf ihre Hände... unwillkürlich wendete sich

ihr Auge nach der Mordscene... sie sank ohnmächtig nieder.

Als sie ihre Augen wieder aufschlug, sah sie ihre Frauen um sich herum beschäftigt. Auf ihre Anfrage hörte sie, daß die Leute Hinulf's mit ihrem Anführer in aller Frühe aufgebrochen, und nur etwa hundert Mann zur Bewachung des Schlosses zurückgeblieben seien.

Der Tag verging für Adelinde in der qualvollsten Aufregung. Sobald es Abend wurde, rief sie eine ihrer treuesten Dienerinnen, mit Namen Ludgardis, zu sich. Dieselbe war mit ihr aufgewachsen und hätte, wenn es sein mußte, selbst ihr Leben für sie hingegeben.

„Glaubst du," redete Adelinde sie an, „in dieser Nacht aus dem Schlosse einen Ausgang thun zu können, ohne Aufsehen zu erregen?"

„Ich will's versuchen."

„Kann ich auf deine Vorsicht wie auf deine Verschwiegenheit rechnen?"

Ludgardis erklärte sich mit Freude zu allem bereit.

„Um Mitternacht," fuhr die Herzogin fort, „erwarte mich vor meinem Schlafgemach; ich werde dir ein Kind übergeben, welches du heimlich fortbringen sollst. Eile mit demselben, so schnell du kannst, nach dem Kloster Nonantula."

Mit sprachlosem Erstaunen hatte Ludgardis zugehört; unwillkürlich stahl sich jetzt die Frage über ihre Lippen: „Darf ich nicht wissen, von welchem Kinde eigentlich die Rede ist?"

„Von meinem Sohne."

„Er lebt also noch?"

„Ich habe seine blutdürstigen Verfolger überlistet; aber bedenke wohl, Ludgardis, daß auch nur die leiseste Andeutung dieses Geheimnisses das Kind, den letzten Sprößling des Herzogs von Brixellum und König Aistulf's, unfehlbar dem Messer des Henkers überliefern würde! Sobald du also in Nonantula ankömmst, frage sogleich nach dem Abte des Klosters — er ist der Bruder meiner Mutter. Uebergib ihm das Kind, lege es selbst in seine eigenen Hände; theile ihm den Namen desselben mit und bitte ihn, er möge es aufziehen, und zwar unter vollständiger Geheimhaltung seines Standes und seiner Herkunft. Kämen wieder ruhige und bessere Zeiten, so würde ich dasselbe im Kloster abholen."

Ludgardis versprach alles pünktlich und getreu zu besorgen.

Gegen Mitternacht schlich sich Adelinde wieder leise zu dem Schlafgemach Sulpicia's. Diesmal war die unglückliche junge Frau noch nicht zu Bette gegangen, sondern wiegte eben das weinende Kind auf ihrem Schooße. War ihr vielleicht irgend eine kleine Verschiedenheit in den Gesichtszügen oder in der Kleidung des Kindes aufgefallen und hatte dies eine Ahnung von dem Geschehenen in ihr geweckt? Wenigstens glaubte Adelinde durch das Thürglas zu bemerken, wie die Gefangene ihr Kind mit einer Art von Verwunderung und Unruhe betrachtete.

Adelinde schlich wieder leise zu ihrem Zimmer. Nachdem sie hier zwei lange Stunden gewartet, kehrte sie zurück. Dieses Mal fand sie wirklich Sulpicia, noch halb angekleidet, auf ihrem Bette liegen; Rodoald war ebenfalls eingeschlafen.

Adelinde näherte sich so leise und vorsichtig wie mög-

lich der Wiege und wollte eben das Kind aus derselben herausnehmen. Allein Sulpicia, die nicht so fest schlief, wie die Nacht vorher, wurde plötzlich wach und rief ängstlich, als sie die Herzogin vor der Wiege erblickte: „Was beginnt Ihr?"

Adelinde wollte schnell, ohne Antwort zu geben, das Kind aufnehmen und sich entfernen. Allein die unglückliche Mutter war im Nu aus dem Bette gesprungen und warf sich der Räuberin in den Weg mit dem verzweifelten Rufe: „Ihr wollt mir mein Kind entreißen!"

„Ich will es retten," stammelte Adelinde in äußerster Angst; „sein Leben schwebt in großer Gefahr."

„Ihr wollt mich täuschen; Ihr lügt! Gestern hat man Euch Euer Kind getödtet, und Ihr wollt Euch jetzt das meinige dafür nehmen! Gebt mir mein Kind zurück!"

Adelinde wollte, Sulpicia bei Seite drängend, schon der Thüre zuschreiten. Die unglückliche Mutter vertrat ihr indessen den Weg und faßte mit verzweifelter Anstrengung das Kind. Von neuem zurückgestoßen, klammerte sie sich an den Arm der wieder voraneilenden Adelinde fest, um sie selbst mit Gewalt zurückzuhalten. Jetzt begann auch das Kind zu schreien. Die Lage Adelindens war eine äußerst peinliche und gefährliche; durch das Geräusch konnte leicht Jemand geweckt werden und herbei kommen, und dann war sie entdeckt und ihr ganzer Plan vereitelt.

In dieser Angst und Verzweiflung griff Adelinde nach dem kleinen, äußerst scharfen Dolchmesser, das sie immer bei sich trug, und versetzte damit ihrer Gegnerin blindlings einen Stich.

Die unglückliche Mutter, ihr Kind loslassend, sank bewußtlos, ohne einen Laut von sich zu geben, zusammen.

Voll Entsetzen über ihre rasche That eilte Adelinde mit ihrer kostbaren Beute fort. An der Thüre ihres Gemaches übergab sie der bereitstehenden Ludgardis den Knaben. „Eile,“ sagte sie, „und bringe das Kind, so schnell du kannst, an dem bewußten Ort in Sicherheit.“

Ludgardis hüllte Rodoald in ihren Mantel, und in wenigen Minuten hatte sie schon die Thore des Schlosses hinter sich.

Adelinde wankte wie betäubt ihrem Zimmer zu und sank dann erschöpft auf ihr Lager hin. Zuerst weinte und schluchzte sie eine lange Zeit. Mehr und mehr erwachte das Bewußtsein in ihr, daß sie die Rettung ihres Kindes doch allzu theuer erkauft habe. Das Bewußtsein eines doppelten Verbrechens, das sie um derselben willen begangen, folterte ihre Seele; der ermordete Quintinus und die vielleicht gefährlich verwundete Sulpicia standen immer drohend vor ihrer Seele.

Sulpicia war indeß nicht gestorben. Man hatte sie früh am Morgen nach jener verhängnißvollen Nacht bewußtlos und aus einer Schulterwunde blutend, am Boden liegend gefunden. Die Verletzung erwies sich aber als nicht lebensgefährlich und die christliche Dulderin wollte, so sehr man auch von verschiedenen Seiten sie dazu drängte, durchaus nicht angeben, durch wen sie verwundet worden sei. Auch über das Verschwinden ihres Kindes verweigerte sie jede Auskunft.

Ihre Wunde heilte zwar langsam; allein jene andern, tiefern Wunden, die so lange Jahre des bittersten Kummers und besonders die letzten Leiden dem gebrochenen Mutterherzen geschlagen hatten, wollten sich nicht schließen. Der tiefe Gram verzehrte unaufhaltsam die Kräfte des Körpers,

und die Tröstungen der Religion waren die einzige Linderung in ihren sonst hoffnungslosen Leiden. Die vielen und anhaltenden Stürme der Trübsal hatten allmälig ihr Herz gleichsam mit allen Fasern von dieser Welt losgerissen; sie kannte nur noch einen Wunsch: in einem bessern, glücklichern Leben mit den vorangegangenen Lieben wieder vereinigt zu werden.

Wenn sie in schlafloser Nacht manch Mal betend zum Himmel aufblickte, kam es ihr vor, als ob ihr heldenmüthiger Gemahl Fortunatus und der kleine Quintinus ihre Arme gegen sie ausstreckten, um sie zu sich hinaufzuziehen, und dann mußte ihr thränendes Auge dem süßen Bilde zulächeln, und ihr Herz fühlte sich wunderbar gestärkt und getröstet.

Mit ängstlicher Besorgniß sah Adelinde, die jetzt mehr als jemals ihre unseligen Verbrechen bereute, wie der Zustand der armen Dulderin sich von Tag zu Tag verschlimmerte und der Tod immer näher zu rücken schien. Nach einem harten Kampfe mit ihrem stolzen Herzen faßte sie endlich den Entschluß, der von ihr so bitter Gekränkten alles reumüthig zu bekennen und sie um Verzeihung zu bitten.

Sie begab sich also an das Krankenbett; alle Andern mußten sich auf ihren Wunsch entfernen. Als sie in das todtenbleiche Gesicht der ihr freundlich entgegenlächelnden Dulderin blickte, konnte sie vor Scham und Schmerz kein Wort hervorbringen. Unter einem heißen Thränenstrom ergriff sie stumm die ihr entgegenstreckte abgemagerte Hand.

„Ich habe Euch längst alles verziehen,“ flüsterte die Kranke mit schwacher Stimme und ihre sanften Züge strahlten wie verklärt von himmlischem Frieden.

„Ach, die Schuld meiner Verbrechen ist weit größer, als Ihr denkt!“

„Also war meine Ahnung richtig — mein Sohn ist nicht mehr?“

„Wurde gemordet von Hinulf's Schergen anstatt des meinen; ich trage die Schuld an seinem Tode!“

„Ich werde ihn bald wiedersehen,“ seufzte Sulpicia, indem sie ihr Auge mit dem Ausdrucke kindlich frommer Ergebung nach Oben wandte.

Adelinde erzählte sodann unter Thränen und Schluchzen die ganze Reihe ihrer Verbrechen und schloß mit den Worten: „Auf mir lastet der Fluch der frühern Frevelthaten meines Geschlechtes und zugleich die Strafe für meine eigenen Verschuldungen. Das leidenschaftliche Blut Aistulf's strömt in meinen Adern, und leider habe ich mich von meinen unheilvollen Neigungen fortreißen lassen. Und jetzt, wo Ihr die ganze Schwere dessen, was ich an Euch verschuldet habe, wißt und überschaut — könnt Ihr auch jetzt mir noch verzeihen?“

„Alles bleibt verziehen und vergessen,“ beruhigte Sulpicia. „Ich fühle mich überdies auch lange nicht so unglücklich, wie Ihr meint; meine Leiden erscheinen mir sogar leichter als die Euerigen. Denn ich hoffe binnen Kurzem von denselben erlöst zu werden, während Ihr noch länger in diesem Thränenthale verbleiben müßt.“

Adelinde vermochte kein Wort hervorzubringen, um die Dankgefühle ihres bewegten Herzens auszudrücken. Noch lange blieb sie vor dem Bette knieen und immer von neuem bedeckte sie mit heißen Küssen die abgemagerten Hände der edeln Dulderin.

Wenige Tage nach dieser Versöhnung starb Sulpicia mit der Ergebung und dem Frieden einer Heiligen. Ihr Schwager Christophorus und ihr Neffe Sergius ließen in der Folge die sterblichen Ueberreste der schmerzlich Betrauerten erheben und in der gemeinsamen Familiengruft beisetzen. Dort ruht sie neben Fortunatus, nicht weit von dem Schlosse, in welchem sie an der Seite dieses ihres Gemahles einst so kurze Jahre des reinsten irdischen Glückes verlebt hatte. Ueber der Gruft wurde ein Denkmal in weißem Marmor errichtet mit jener Inschrift, deren Abschrift, wie früher erzählt wurde, Rodoald von Bruder Adalbert sich erbat, nachdem Hinulf Rodoald die darunter Bestatteten als seine Eltern bezeichnet hatte.

Vierzehn Tage nach dem Tode Sulpicia's wurde Adelinde von dem Schlosse nach Pavia gebracht und hier unter strengster Abschließung von der Außenwelt gefangen gehalten.

Zwei und ein halbes Jahr hatte diese drückende Haft gewährt, als die Franken unter König Karl nach Italien zogen und durch Besiegung und Gefangennehmung des Desiderius dem langobardischen Reiche ein Ende machten.

Bei der Nachricht von diesen Ereignissen faßte die unglückliche Adelinde die Hoffnung, der Sturz ihres bisherigen unversöhnlichen Feindes und Verfolgers werde die Befreiung aus ihren langen Leiden herbeiführen, und das Mutterherz malte sich schon den glücklichen Augenblick aus, wo sie ihren geliebten einzigen Sohn unter dem gastlichen Dache von Nonantula wiederfinden würde. Denn daß er glücklich dorthin gebracht worden sei, hatte ihr damals schon die treue Ludgardis gleich berichtet. Sie selbst hoffte dann noch einige wenigstens ruhige und zufriedene Tage zu verleben — daß es glückliche Tage sein

würden, glaubte sie im Hinblick auf ihre Vergangenheit sich nicht versprechen zu dürfen. — Aber ach! in diesen süßen Hoffnungen sollte sie bald sich bitter betrogen finden!

Kurze Zeit nach dem unglücklichen Ausgang jenes Krieges wurde plötzlich in der Nacht die Thür ihres Kerkers geöffnet; Bewaffnete drangen ein und führten sie gefesselt aus der Burg hinaus. Draußen setzten die Soldaten sie auf ein bereit stehendes Pferd, nahmen sie in ihre Mitte, und fort ging es im schnellsten Trabe, feldeinwärts, ohne daß Adelinde wußte oder erkennen konnte, wohin.

Erst als das heraufkommende Morgenroth die dichte Dunkelheit etwas verscheuchte, erkannte sie, daß Hinulf der Anführer der Truppe war.

Man kann sich leicht die Angst Adelindens vorstellen, als sie sich in der Gewalt dieses Menschen sah, dessen ehrgeizigen und grausamen Charakter sie schon längst kannte.

Während des ganzen Rittes war es ihr nicht möglich, die scharfen und bittern Vorwürfe, die sie gegen ihre Räuber auf der Zunge hatte, anzubringen. Endlich kamen sie in die Gegend von Modena und machten vor der Hinulf zugehörigen Feste Norcina Halt. Hier kehrte man ein; Adelinde wurde sogleich in den großen Thurm der Festung geführt, in welchem sie von da ab, wie wir sahen, eine so lange Reihe von Jahren schmachten sollte. Erst jetzt, wo er seine Beute in Sicherheit wußte, ließ Hinulf sich herbei, die Klagen und Vorwürfe Adelindens ruhig anzuhören. Sie machte auch in der That in den bittersten Beschwerden, die indessen der Graf, wie es schien, mit der größten Gleichgültigkeit ruhig anhörte, ihrer so lange

zurückgehaltenen Entrüstung Luft und schloß ihre Vorstellungen mit den Worten: „Das Kriegsglück hat den Frankenkönig zum Herrn unseres Landes gemacht, und er wird Euch schon für Euere Ungerechtigkeit gebührend züchtigen!“

„Ich fürchte mich nicht vor ihm; er hat uns ja unsere Gesetze wie unsre Besitzungen und Würden gelassen.“

„Nun wohl,“ erwiderte Adelinde, „eben nach diesen Gesetzen werdet Ihr Euch vor dem obersten langobardischen Gerichtshofe zu verantworten haben.“

„Auch davor brauche ich mich nicht zu fürchten; denn Niemand weiß ja, daß ich Euch aus dem Schlosse von Pavia habe fortbringen lassen. Man glaubt allgemein, Ihr wäret schon längst gestorben.“

„Allein wie dürft Ihr gegen alles göttliche und menschliche Gesetz mich gefangen halten wollen, was für ein Recht habt Ihr, mir, der Tochter Eueres frühern Königs, die Freiheit zu rauben?“

„Einfach das Recht des Stärkern. Und weshalb ich Euch in Gefangenschaft halten will? — weil Euer Sohn sich in meiner Gewalt befindet.“

„Mein Sohn?“ stammelte Adelinde verwirrt und erschrocken. Sie dachte nämlich im ersten Augenblicke, Rodoald könnte vielleicht von Nonantula weggeraubt worden sein. „Meinen Sohn habt Ihr ja vor meinen eigenen Augen hinmorden lassen und jetzt soll er sich in Euerer Gewalt befinden?“

„Seine Wunden stellten sich als nicht tödtlich heraus; als ich das gewahrte, beschloß ich, ihm das Leben zu schenken und ihn zur Ausführung besser erwogener Pläne zu benutzen. Der sorgfältigsten Behandlung und Pflege

ist es gelungen, das Kind am Leben zu erhalten. Er ist in meiner Gewalt. Durch mich wird er seinem Stande und Range gemäß erzogen; denn so paßt es mir," fügte Hinulf höhnisch lachend bei.

Diese Nachricht war ein Strahl des Trostes in die Seele Adelindens; beruhigt fragte sie: „Welche sind Euere Absichten und Pläne mit dem Kinde?"

„Herangereift soll er den Königsthron seiner Ahnen wieder einnehmen! Unsere Nation — das ist meine zuversichtliche Ueberzeugung — wird das Joch der Unterdrücker in Kurzem abschütteln und dann mit Freuden den Sprößling ihrer frühern ruhmreichen Könige auf den wieder aufgerichteten vaterländischen Thron erheben. Ich denke," setzte er nach einer kleinen Pause hinzu, „mein Verfahren wird Euch jetzt weniger hart und grausam erscheinen. Mit offenbarer Gefahr für mein eigenes Leben habe ich dem ausdrücklichen Befehl des Desiderius entgegengehandelt, um Euern Sohn seiner hohen Bestimmung zu erhalten, und ich selbst bin, wenn es sein muß, jeden Augenblick bereit, mein Leben für ihn zu opfern."

„Ich lasse mich nicht täuschen durch solche gleißnerische Betheuerungen, hinter welchen Euer selbstsüchtiger Ehrgeiz sich verstecken möchte. Wenn es Euch wirklich Ernst ist, meinem Sohn zum langobardischen Thron zu verhelfen, so thut Ihr es aus keinem andern Beweggrund, als um unter seinem Namen selbst regieren zu können, oder gar um Euch selbst auf diesem Wege desto leichter zur höchsten Gewalt emporzuschwingen."

Wer den Charakter Hinulf's genauer kannte, mußte allerdings auf diese Vermuthung kommen, die sich, wie wir wissen, durch die spätern Ereignisse vollständig bestätigte. Als

nämlich Adalgis, der Sohn des Desiderius, den Versuch machte, das Reich seines Vaters wiederherzustellen, war Hinulf der erste, der sein Glück mit ihm versuchte, und wenn diesem Thronbewerber sein Vorhaben gelungen wäre, so würde Hinulf ohne Zweifel den Enkel Aistulf's dem neuen König, um dessen Gunst zu gewinnen, bald ausgeliefert haben.

Hinulf schien ganz verwirrt durch die Antwort Adelindens. Offenbar ärgerte es ihn, seine eigentlichen Beweggründe und Absichten so treffend durchschaut und bloß gelegt zu sehen. Adelinde fuhr dann fort:

„Inwiefern sollte meine Gefangenschaft diesen Euern Absichten und Plänen zu Gunsten meines Sohnes förderlich sein können?"

„Ich muß Euch zu verhindern suchen, ihrer Ausführung hemmend in den Weg zu treten. Offenbar würde es unklug sein, den Sohn in Gefangenschaft zu halten und gleichzeitig der Mutter ihre Freiheit zu lassen. Ueberdies habe ich noch einen weitern Plan, und ich bemerke, daß die Aufnahme, die ich mit demselben bei Euch finde, über Euer zukünftiges Loos entscheiden wird. Der Tod hat die Bande, die Euch an Tassus knüpften, gelöst, ich für meine Person bin noch frei —"

„Kommt zum Schluß!" fiel Adelinde ein, indem sie ihren Unwillen kaum zurückhalten konnte.

„Werdet meine Gattin, Adelinde, und ich verbürge mich, daß Euer neues Glück an meiner Seite größer sein wird, als das frühere!"

„Wie? Ihr, der Mörder meines Gatten, wagt es, vor mich, vor die Tochter Aistulf's mit einem solchen Antrage hinzutreten?"

„Ihr irrt," erwiderte Hinulf ruhig, „ich habe Tassus nicht getödtet."

„Ihr waret doch Anführer der Truppen, die denselben feiger, meuchlerischer Weise mordeten, und Ihr erröthet nicht, mir diese, von dem Blute meines unschuldigen Gatten besudelte Hand anzubieten?"

„Ich bitte Euch, zu bedenken, daß Euer Sohn sich in meiner Gewalt befindet, und daß er sterben muß, wenn Ihr bei Euerer Weigerung verbleibt," erwiderte Hinulf kalt und mit spöttischem Lächeln.

„Ihr seid sehr im Irrthum, wenn Ihr glaubt, daß diese Erwägung bei mir durchdringen werde, denn derjenige, den Ihr in Euerer Gewalt habt, ist — nicht mein Sohn."

Hinulf stutzte über diese unerwartete Enthüllung; allein er gab sich den Anschein, als halte er dieselbe für eine berechnete Täuschung.

„Was ich eben sagte, ist — Gott sei mein Zeuge — die volle Wahrheit," wiederholte Adelinde.

„Und der Beweis für diese Euere sonderbare Behauptung?"

„Habt Ihr vielleicht schon genau zugesehen, ob das Kind auch das Abzeichen des eisernen Armbandes trägt, das, wie Ihr wißt, den langobardischen Prinzen in der Wiege eingebrannt wird? Solltet Ihr es vielleicht bisher versäumt haben, so thut es jetzt und es wird sich bald herausstellen, ob ich die Unwahrheit sage."

Hinulf erblaßte vor Schrecken und Wuth und eilte hinaus, ohne weiter ein Wort zu sagen. Des andern Morgens erschien er in aller Frühe wieder und zwar dies Mal in weit größerm Zorne. „Es ist nur allzu

wahr," schrie er beim Eintreten, „daß ich betrogen bin; Ihr habt das Kind des Fortunatus statt Eueres eigenen mir ausgeliefert."

„Nun, so habe ich also gestern wenigstens Euch nicht belogen," erwiderte Adelinde spöttelnd.

„Gesteht, wo ist Rodoald?" schrie Hinulf, von dieser herausfordernden Haltung Adelindens noch mehr gereizt. „Vergeßt nicht, daß ich Euer Herr bin. Wo habt Ihr Euern Sohn hingebracht?"

„Denkt Ihr vielleicht, ich hätte ihn früher Euern Mörderhänden entrissen, um ihn jetzt Euch zu überliefern?"

„Gebt mir seinen Aufenthalt an, Adelinde — ich schwöre, es soll ihm kein Haar gekrümmt, er soll der höchsten Ehren an der Spitze seines Volkes theilhaft werden."

„Wenn mein Sohn dereinst zur Regierung gelangen soll, so ist es mein entschiedener Wunsch und Wille, daß dieses ohne Verletzung des göttlichen Gesetzes und ohne Einsprache von Seiten der Kirche geschehe, und lieber wollte ich ihn jetzt gleich vor meinen Augen sterben sehen, wenn ich wüßte, daß er als König unter Euerer Leitung das ungerechte und unheilvolle Verfahren gegen die Rechte des Papstes einhalten sollte, durch welches unsere letzten Könige sich selbst wie unser ganzes Land in's Verderben gestürzt haben."

„Ihr beharrt also bei Euerer Weigerung?" fragte Hinulf noch ein Mal in drohendem Tone. „Nun, so wisset, daß Ihr in dem Falle aus diesem Thurme hier bis zu Euerem Tode nicht mehr herauskommen sollt, und wir wollen sehen, wie lange die thörichte Weigerung gegen

die Qualen einer hoffnungslosen Gefangenschaft Stand halten!“

Mit diesen Worten entfernte sich Hinulf.

Aus dem, was wir im ersten Theile unserer Erzählung berichteten, ersehen wir zur Genüge, wie genau Hinulf seine unmenschlichen Drohungen ausführte. Von jenem Tage an konnte die unglückliche Gefangene auch nicht einmal für eine Stunde ihren Kerker verlassen; zugleich war ihr jeder Verkehr mit der Außenwelt gänzlich abgeschnitten. Niemand war der Zutritt zu ihr gestattet; nur Hinulf selbst besuchte sie ziemlich häufig, und zwar, um ihr immer von neuem jene nämlichen Anträge zu machen, die sie denn auch immer mit der nämlichen Standhaftigkeit zurückwies, mochte er es nun mit Schmeicheleien versuchen oder durch die furchtbarsten Drohungen das gefangene Weib einschüchtern wollen.

Die langen und harten Leiden der Kerkerhaft übten auf Adelinde den heilsamsten Einfluß. Ihr Stolz, sowie die angeborene Heftigkeit ihres Charakters verloren sich allmälig, und indem sie im Lichte des Glaubens ihre Leiden als verdiente Strafe und Buße für ihre frühern Vergehen ansah, fand sie im Gebete und in der Hinopferung in Gott den lang entbehrten Frieden des Herzens wieder.

Erst nachdem sie schon eine lange Reihe von Jahren hoffnungslos und ohne äußere Linderung in ihrem Kerker geschmachtet hatte, erhielt sie ganz unerwartet zu ihrer außerordentlichen Freude den Besuch des damals Rodoald genannten Quintinus, der, wie wir erzählten, ihren Aufenthaltsort in dem großen Thurme entdeckte und in der Folge öfters zu ihr kam.

Bei seinem ersten Besuche verursachte sein Anblick in Adelinde eine ungewöhnliche Aufregung, ja eine Art von Schrecken. Das Gesicht des Quintinus, der ganz das Bild seiner Mutter Sulpicia war, rief Adelinden ihre ganze schuldvolle Vergangenheit wieder lebhaft vor die Seele; überdies zeigte sich an seiner Schläfe noch ganz deutlich die Narbe der Wunde, die ihm von den Henkersknechten Hinulf's beigebracht worden war, als deren eigentliche Urheberin ja Adeline sich selbst anklagen mußte. Sie hatte damals nicht den Muth, dem jungen Manne das Geheimniß seiner Abstammung sowie ihre eigenen persönlichen Verhältnisse und Schicksale zu enthüllen, indem sie fürchtete, ihm dadurch vielleicht, ohne es zu wollen, Verlegenheiten und Gefahren zu bereiten.

Die später sich häufig wiederholenden Besuche Rodoald's oder vielmehr Quintinus' gaben der Gefangenen Gelegenheit, sich von dem beklagenswerthen Seelenzustand desselben in religiöser Hinsicht zu überzeugen und so faßte sie den Plan, ihn wo möglich wieder zum Glauben und zu einem christlich-frommen Leben zurückzuführen. Sie freute sich zugleich herzlich bei dem Gedanken, auf diese Weise wenigstens einen Theil ihrer großen Schuld gegen Quintinus selbst und seine Familie abtragen zu können.

Zu ihrem unaussprechlichen Troste sah sie denn auch diesen Wunsch bald in Erfüllung gehen: Rodoald wurde, wie wir erzählten, ein eben so eifriger und frommer Christ, wie es seine Eltern gewesen waren. Als dann später Adelinde im Gefängnisse schwer erkrankte, war es Quintinus, der ihr mit eigener Lebensgefahr das Glück verschaffte, daß ein Ordensmann aus dem Kloster Nonantula ihr die letzten Tröstungen der Kirche spendete. In

diesem Ordensmanne erkannte Adelinde ihren eigenen Sohn wieder. Allein der Eindruck dieser so plötzlichen und ungeahnten Begegnung war zu gewaltig: sie fiel in Ohnmacht, und selbst als sie wieder zu sich kam, war ihr die Zunge wie gelähmt, und sie vermochte nicht, sich ihm zu erkennen zu geben.

Zwei Monate nach diesem Ereigniß besuchte Quintinus sie wiederum, und dieses Mal übergab sie ihm jenen Brief, den er dem Abte von Nonantula oder dem Bruder Adalbert überbringen sollte. Sie schrieb in demselben, daß sie nun schon so lange in Norcina gefangen gehalten werde, und bat, man möge doch alles aufbieten, um sie aus der Hand ihres grausamen Peinigers zu befreien. Zugleich drückte sie in demselben den Wunsch aus, man solle dem Uebringer dieses Briefes — Quintinus — über ihre eigenen persönlichen Verhältnisse und Schicksale nähere Aufklärung geben.

Wie wir erzählten, fand Hinulf unglücklicher Weise dieses Schreiben bei Quintinus, und suchte es ihm gewaltsam zu entreißen. Allein es gelang ihm nur, ein ganz kleines Stück aus den Flammen noch zu retten, aus welchem man übrigens nichts über den eigentlichen Inhalt des Schreibens erkennen konnte.

Jetzt sollte Adelinde um jeden Preis dahin gebracht werden, diesen Inhalt selbst anzugeben; allein trotz aller Drohungen Hinulf's blieb sie auch in diesem Punkte bei ihrer entschiedenen Weigerung.

Als dann später Adelinde wiederum gefährlich erkrankte, gelang es nur mit der äußersten Mühe dem Quintinus, die Frau des Schloß-Aufsehers, Risgunde, noch ein Mal soweit zur Nachsicht zu bestimmen, daß ein Priester — und

zwar hatte sie selbst wo möglich den nämlichen gewünscht, der in der frühern Krankheit sie besucht hatte — ihr wiederum die Tröstungen der Kirche spenden durfte. Wirklich kam auch dieser, also ihr Sohn, in Begleitung des Quintinus zu ihr. Dieses Mal war Adelinde fest entschlossen, sich ihrem Sohne als Mutter zu erkennen zu geben. Allein anfangs lähmte die außerordentliche Aufregung wieder, wie das erste Mal, ihr die Zunge, und hernach wurde sie durch das plötzliche Erscheinen Hinulf's daran gehindert. Zwar gab die Angst ihr eben so plötzlich die Sprache wieder; allein das Mutterherz dachte zunächst nur an die Rettung des Sohnes und so bat sie Quintinus, doch den Priester so schnell wie möglich dem Zorne und der Rache Hinulf's zu entziehen, was denn dieser auch mit der edelsten Selbstaufopferung glücklich ausführte.

Inzwischen sollte endlich nach langen und umfassenden Vorbereitungen die Verschwörung Hinulf's zum Losbrechen kommen, und er machte darum noch ein Mal einen letzten Versuch, von der Gefangenen den Aufenthaltsort Rodoald's zu erfahren. Es schien ihm nämlich durchaus wichtig und förderlich für die Erhebung, wenn man den Namen des Enkels König Aistulf's an die Spitze stellen könnte. Indessen Adelinde blieb standhaft bei ihrer frühern Weigerung.

Wie Hinulf's Pläne in Rom scheiterten, wissen wir.

XIV.

Der Sturz in den Abgrund.

Wir haben unserm Zeitbilde nur noch die letzten Striche beizufügen.

Als Abt Anselmus und Adelinde zum zweiten Male vor Karl im Lateranpalaste erschienen, wurde ihnen Seitens des nun über alles vollständig unterrichteten Kaisers eine noch huldvollere Begegnung zu Theil als bei dem ersten Empfange.

Karl wußte zwar früher schon, daß Hinulf mit seinem Ehrgeize und seinen unablässigen, gegen das italienische Königreich der Franken wie gegen den Besitz und Einfluß des Papstthums gerichteten eigensüchtigen Bestrebungen verderblich wirke wie ein fressendes Geschwür, daß er aber zu solchen Verbrechen, wie er sie an Adelinde verübt hatte, fähig sei, das hatte er nicht geahnt. Nun war ihm sowohl dies, wie des Grafen Antheil an dem in unserm Buche erzählten letzten Aufstande in Rom klar geworden, und er erklärte sich entschlossen, den verderbenbringenden Mann unschädlich zu machen, „und," fügte er, als er in der Audienz dies aussprach, zu dem Papste gewendet hinzu, „bei keinem Unholde von dieser Art mehr so lange auf Besserung zu hoffen."

Karl war keine stürmische Natur, die leidenschaftlich handelte, maßlos für sich das Höchste begehrte und die entschuldigende Lage, die schwer zu überwindenden Charakter-Eigenthümlichkeiten Derer, deren Thaten er zu beurtheilen hatte, aus den Augen ließ; aber wenn er ein Mal die Nothwendigkeit kräftigen Eingreifens erkannt hatte, dann mähete er auch, wie wir an den Sachsen gesehen haben, ganze Völker wie die Halme des Ackers, um auf dem geleerten Boden, dem Säemann gleich, mit Herrenhand die Körner zu werfen, aus denen ein neues Volk sproß. Er war auch in der Politik gewissermaßen ein Landwirth ge-

blieben.[1]) Hart und dauerhaft wie ein Eichenstamm im Wetter, stand er klaren und gesammelten Geistes während des wildesten Kriegstreibens; bei großem Thun war er bedächtig, nachdenklich, nach gefaßtem Entschluß aber von unerschütterlichem Willen.

Einen vorläufigen Boten an Hinulf abzusenden, damit dieser die Freilassung des Quintinus fordere, wie Anselmus und Adelinde gemeint hatten, das — so eröffnete er den

[1]) Das Geschlecht, dem Karl angehörte und welches den Merovingern bald nach Chluodewig's Tode in der Regierung des Frankenreich's folgte, war nicht fürstlichen Adels. Die Arnulfinger stammten von Gutswirthen aus dem alten Frankenlande; dort hatten ihre Ahnen auf der Hufe gesessen, ihre Mütter die Spindel gedreht; sie waren nur freie Karle, d. h. freie Männer; sie ritten auf starkem Kriegsrosse durch das Land, und ihr Stolz war, daß einer ihrer Vorfahren, Arnulf, nach welchem sie genannt sind, ein heiliger Bischof von Metz gewesen war. Die Namen Karl, Karlmann ꝛc. hatten sie sich neu gewählt; sie sollten aussagen, was sie in Wahrheit waren. Ihr Geschlecht saß an der Grenze Germaniens und Galliens; sie verstanden mit Romanen zu verkehren, wie mit Deutschen; gleich vertraut war ihnen die harte Kraft des deutschen Bauern und die Cultur der romanischen Städte. Ihre christliche Frömmigkeit war inniger und ehrlicher als die der weltlichen Romanen; sie waren mit den angelsächsischen Mönchen im Verkehr und im Bündniß mit der Kirche, und deren Weihe ersetzte ihnen, was ihnen an altem Rechte, an Legitimität mangelte. Aber ehe dies geschah, hatten sie bereits als Grundbesitzer und Hausmeier der Frankenkönige eine Macht gewonnen, welche die alten Fürsten zur Nichtigkeit herabdrückte. Sie wußten den Kriegsmuth ihres Volkes neu zu beleben und den seit Chluodewig fortwährend andauernden Zersplitterungen des Reiches zu steuern; sie wurden die Retter Europa's gegen den Einbruch der Saracenen. In drei aufeinanderfolgenden Generationen vollzog sich ihre Erhebung und die Neubelebung des Reichs. Fürwahr, das waren königliche Ackersleute!

Hülfesuchenden — erkenne er, wenn das Begehren nicht sofort durch die Waffen nachdrücklich gemacht werde, als nicht förderlich. Nur zwei Tage noch möchten sie sich in Rom gedulden; bis dahin sei eine genügend starke Macht unter Anführung seines Sohnes Pipin in Bereitschaft, um gegen Modena aufzubrechen. Auch er werde Rom in dieser Geleitschaft verlassen; sie möchten sich ihm anschließen.

So geschah es. In eiligen Tagemärschen langte Pipin vor Modena an und besetzte die Stadt, ohne Widerstand zu finden. Hinulf hatte sich anfangs in Modena befestigen und vertheidigen wollen, hatte es dann aber, auf die Kunde von dem Heranrücken des Kaisers und des Königs Pipin an der Spitze einer so beträchtlichen Streitmacht für gerathen erkannt, mit der ziemlich bedeutenden Besatzung nach Norcina hinüberzuziehen. Dieses war gerade am Tage vor dem Einzuge Pipin's in Modena geschehen.

Unverzüglich zogen die Franken ihm dorthin nach und bald flatterten ihre Banner vor den Mauern der furchtbaren Feste. Unterwegs hatte Pipin noch das in der Nähe gelegene Schloß Hinulf's, das er gleichfalls von aller Mannschaft geräumt fand, in Besitz genommen.

Anselmus und Adelinde hatten sich unterdessen nach Nonantula begeben. Die sehnsüchtige Hoffnung der letztern, ihrem Sohne Adalbert hier in die Arme sinken zu können, wurde durch das, was sie sofort nach ihrer Ankunft erfuhren, schmerzlich getäuscht. Adalbert war — in Hinulf's Gewalt.

Der Graf hatte nach seiner Rückkehr aus Rom Quintinus fest eingeschlossen. Die Flucht Adelindens konnte

ihm selbstverständlich nicht lange verheimlicht bleiben, und er strafte dieselbe an Quintinus durch die ausgesuchtesten Martern. Das erfuhr Adalbert, während seine Mutter bei Anselmus in Rom weilte, und er faßte den edelmüthigen Entschluß, den Freund, der seinetwegen schon so viel erduldet, dem er das Wiederfinden seiner Mutter und dadurch deren Befreiung verdankte, aus der Hand seines Peinigers zu retten.

Er glaubte dem Grafen für die Freilassung seines Gefangenen ein Angebot machen zu können, das ersterer sicher nicht zurückweisen werde.

„Der echte langobardische Thronerbe“ — so ließ er Hinulf durch einen Vertrauten melden — „der wirkliche Sohn Adelindens ist bereit, sich deiner Hand anzuvertrauen, wenn du Quintinus frei gibst.“ Daß er damit dem gewissen Tode entgegengehe — das Opfer erschien ihm nur ein kleiner Entgelt für alles, was ersterer Quintinus schulde.

Der Graf, durch die Mittheilung der Umstände, unter welchen das Kind seiner Zeit dem Abte von Nonantula übergeben worden sei, jeden Zweifels enthoben, war auf den Vorschlag eingegangen. Adalbert wurde von ihm an dem Armbande als der Langobardenprinz erkannt. Aber der letzte Augenblick seiner Freiheit sollte dem frommen Mönche und edelmüthigen Freunde noch mit dem bittersten Schmerze vergällt werden! Eine teuflischere Freude, als er darüber empfand, daß er den echten Rodoald in seine Hände bekommen und an ihm, wenn's gut gehe, im Angesichte des Kaisers und Königs seinen Rachedurst löschen könne, empfand der Wütherich in dem Augenblicke, wo er Quintinus dem Adalbert auslieferte — Quintinus war geblendet!

Tastend mit den Händen, die erloschenen Augensterne gen Himmel gewandt, ohne daß das Licht des Tages hätte Eingang finden können, ein Bild unsäglichen Jammers, nicht ahnend, was um ihn her vorgehe und welcher Preis in diesem Augenblicke, wo das Thor von Norcina hinter Adalbert sich schloß, gezahlt werde für sein nun doch werth- und freudloses, zum Genuß der Freiheit ohnehin untaugliches Leben, war er Denen entgegengewankt, die ihn nach Nonantula bringen sollten.

So sahen Anselmus und Adelinde den Quintinus dort wieder. Aber nicht einmal nur das! Das Elend war, trotz der liebevollen Schonung und Pflege der Mönche seit seiner Ankunft in dem Kloster noch gewachsen. Als man ihm im Auftrage Adalbert's die einst erbetene, von letzterm gefertigte und seitdem aufbewahrte Inschrift jenes Grabdenkmals bei Ravenna, des Grabdenkmals seiner wirklichen Eltern, des Fortunatus und der Sulpicia, überreichte und vorlas, als er erfuhr, wo er sei, was geschehen, und welchen Umständen er seine Befreiung verdanke, da umdüsterte sich sein Geist — als der Abt und Adelinde ihn wiedersahen, standen sie vor einem Irrsinnigen.

Die fränkischen Krieger, unter Führung des jugendlichen Heldenkönigs Pipin hatten unterdessen die Feste Norcina ringsum eingeschlossen. Es zeigte sich bald, daß dieselbe schwerer zu nehmen war, als man anfangs glaubte, und Pipin sah sich genöthigt, durch Anwerbungen aus der Umgegend seine Truppen zu verstärken; der allgemeine und jetzt bei der Aussicht auf Erlösung täglich offener sich kundgebende Haß gegen den tyrannischen Herrn führte den Franken viel wehrkräftiges Volk zu.

Trotzdem wäre indessen Hinulf's Bollwerk nicht so

bald zu Falle gekommen, hätte die Sache des Grafen nur die Franken zu Gegnern gehabt: seine erbittertsten Feinde waren innerhalb der Feste selbst.

Unter den Mannschaften Hinulf's herrschte schon längst ein zwiespältiger Geist, und die Partei, welche das Streben nach Wiederaufrichtung des Langobardenreiches als ein selbstmörderisches erkannte, war seit den letzten römischen Ereignissen mehr und mehr gewachsen. Ansperich stand an ihrer Spitze und entfachte den Widerwillen der Besatzung gegen den aussichtslosen Widerstand Hinulf's unablässig. Die wachsende Bedrängniß, der bald einbrechende Mangel an den nothwendigsten Bedürfnissen unterstützte ihn darin.

In dem fränkischen Heer war man durch Ansperich von dieser Sachlage in der Burg unterrichtet, und Alle sahen einer baldigen Uebergabe mit Sicherheit entgegen. Pipin glaubte daher den Grafen gebeugt genug, um ihm einen Vorschlag zur Unterwerfung mit Erfolg machen zu können. Es galt, Adalbert den Händen Hinulf's zu entreißen. Ein Parlamentair überbrachte letzterm folgendes Anerbieten des Königs: seines Lebens solle geschont, ja die Freiheit selbst und seine Güter ihm belassen werden, wenn er Adalbert frei gebe und die Mannschaft in der Feste abziehen lasse, um, wie Jeder wolle, in das fränkische Heer einzutreten oder in die Heimath zurückzukehren. Im Falle der Annahme dieser Bedingungen sollte eine auf dem höchsten Thurme aufgepflanzte Fahne dem Belagerer dies verkünden.

In Erwartung dieses Zeichens wandten sich zu der Stunde, wo der Vermittelungsvorschlag zu Hinulf's Kunde gekommen sein mußte, die Augen Aller in Pipin's Heere dem oben flachen Hauptthurme zu, welcher, wie wir wissen,

auf dem jäh in eine Schlucht sich absenkenden Felsen die Burg krönte.

Da — in der That — es erscheinen dort zwei Männer, der eine trägt ein Mönchsgewand und hat, so viel man erkennen kann, die Hände auf dem Rücken zusammengebunden, der andere, eine ungeschlachte Gestalt, schiebt ihn nach vorne, der die Plattform des Thurmes bis zu halber Mannshöhe umgebenden Brüstung zu. Aber noch ehe in Pipin's Heere, durch das, die Reihen durchlaufende Gemurmel aufmerksam gemacht, Alle dem Anblicke sich zugewandt haben, schweben die Gestalten über dem Abgrunde — liegen sie in demselben begraben.

Es waren Adalbert und Hinulf, der den letzten Sprößling der Langobardenkönige mit sich hineinriß in sein Verderben.

Eine Stunde später flatterte die Fahne der Franken über Norcina.

Noten.

I.

Die Leiche Hadrian's I. war in den Gewölben der alten Peterskirche beigesetzt worden. Noch heute sieht man die in der Vorhalle der neuen Basilika oben in die Wand gemauerte Grabtafel von schwarzem Marmor, welche König Karl über der Gruft hatte aufrichten lassen. Die wohl von Karl verfaßte und von Alkuin stilisirte in den Stein gegrabene und vergoldete Inschrift, deren gute Charaktere offenbar noch die alten sind, ist eines der ältesten und bedeutsamsten Monumente des Papstthums und hat als rührendes Zeugniß der Freundschaft der beiden großen, Kirche und Staat repräsentirenden Männer, ein Anrecht auf unverkürzte Mittheilung. Sie lautet:

Hic pater Ecclesiae, Romae decus, inclytus auctor,
 Hadrianus requiem Papa beatus habet:
Vir cui vita Deus, pietas lex, gloria Christus,
 Pastor apostolicus, promptus ad omne bonum.
Nobilis ex magna genitus jam gente parentum,
 Sed sacris longe nobilior meritis:
Exornare studens devoto pectore Pastor
 Semper ubique suo templa sacrata Deo,
Ecclesias donis populos et dogmate sancto
 Imbuit, et cunctis pandit ad astra viam.
Pauperibus largus, nulli pietate secundus,
 Ut pro plebe sacris pervigil in precibus:
Doctrinis, opibus, muris erexerat arces,
 Urbis et orbis honos, inclyta Roma tuas.
Mors cui nil nocuit, Christi quae morte perempta est,
 Janua sed vitae mox melioris erat

Post patrem lacrymans Carolus haec carmina scripsi,
  Tu mihi dulcis amor, te modo plango Pater.
Tu memor esto mei: sequitur te mens mea semper,
  Cum Christo teneas regna beata poli.
Te Clerus, Populus magno dilexit amore,
  Omnibus unus amor, optime Praesul, eras.
Nomina jungo simul titulis, clarissime, nostra
  Hadrianus, Carolus, Rex ego, tuque Pater;
Quisque legas versus, devoto pectore supplex
  Amborum mitis, dic, miserere Deus.
Haec tua nunc teneat requies, carissime, membra,
  Cum sanctis anima gaudeat alma Dei.
Ultima quippe tuas donec tuba clamet in aures,
  Principe cum Petro, surge videre Deum.
Auditurus eris vocem, scis, judicis almam:
  Intra nunc Domini gaudia magno tui.
Tum memor sis tui nati, pater optime, posco,
  Cum Patre, dic, natus pergat et iste meus.
O pete Regna, Pater felix, coelestia Christi:
  Inde tuum precibus auxiliare gregem.
Dum sol ignicomo rutilis splendescit ab axe
  Laus tua, Sancte Pater, semper in orbe manet.
Sedit Beatae Mem. Hadrianus Papa Annos
  Mens. X. D: XVII. Obiit VII. Kal. San.

Und in möglichst wortgetreuer Verdeutschung:

Der Vater der Kirche, die Zierde Rom's, der berühmte Gelehrte: Hadrian, der preiswürdige Papst, ist eingegangen in den Frieden. Gott war das Leben dieses Mannes, die Liebe sein Gesetz, Christus sein Ruhm. Er war der apostolische Hirte, stets bereit zu thun, alles was gut war. Edel und entsprossen altadeligem Stamme, hat er seinen Adel vermehrt durch seine Tugenden. Fortwährend und aller Orten war die fromme Seele dieses guten Hirten bereit, die dem Herrn geweihten Tempel auszuschmücken. Freigebig war er gegen die Kirchen; die Christenheit tränkte er eifrig aus dem Born heiliger Lehre. Allen war er ein Wegweiser zum Himmel; den Armen ein steter Fürsorger; an Liebe stand er Keinem nach. Ein fürbittender Moses war er seinem Volke. Seiner

Belehrung, seinen Gaben, seinen Anordnungen dankst Du, o berühmtes Rom, deine Monumente, eine Zierde für dich und für die ganze Welt. Ihm hat der Tod nichts anhaben können, denn der Tod ist durch Christus überwunden. Sterbend ging er ein in ein besseres Leben. Ich, Karl, habe dieses Trauergedicht verfaßt, unter Thränen um dich, meinen Vater, um dich, den ich so innig liebte und den ich jetzt beklage; wie ich deiner nimmer vergesse, so gedenke meiner im Reiche Christi, dessen Wonnen du dich erfreust. Du warst der Gegenstand der Liebe Aller, o bester der Hirten. Es mögen, Größter der Großen, unsere Namen auf dieser Tafel vereint Zeugniß geben: Hadrian, Karl; ich war der König, du der Vater. Du, der du, wer immer, dieses liesest, sprich, aus frommem Herzen betend: Gott sei gnädig Beiden; nimm sie auf in Erbarmung. Mögen, Freund, deine Gebeine nun ruhen im Frieden und deine liebe Seele sich erfreuen mit den Auserwählten Gottes. Ja, so sei es, bis der Schall der letzten Posaune an dein Ohr dringt; dann erstehest du wieder, um an der Seite des Apostelfürsten Petrus vor Gott zu erscheinen. Du, das weiß ich, wirst einen gnädigen Richter an Ihm finden und das Wort hören: „Geh' ein, Getreuer, in die Freude deines Herrn." Dann, als guter Vater, ich bitte Dich, gedenke des Sohnes und erwirke mir, daß ich mit Dir eingehen darf in das Reich der Himmel. Aufgenommen, o seliger Vater, zu dem erhöhten Christus, steh' deiner Heerde bei durch deine Fürbitte. So lange die Sonne, lichtbringend, ihre feuerigen Bahnen zieht, so lange wird dein Ruhm, heiliger Vater auf Erden nicht abnehmen. Der Papst Hadrian, seligen Andenkens hat regiert dreiundzwanzig Jahre, zehn Monate, siebzehn Tage. Er starb am siebenten vor den Kalenden des Januar.

II.

Der Name Primicerius bedeutet primus in cera, der Erste auf der Wachstafel (cera, weil die alten Schreibtäfelchen mit Wachs überstrichen waren, hier = matricula), auf welcher die Glieder des Klerus verzeichnet wurden, und bezeichnete dann bald den ersten Beamten in einer bestimmten Kategorie, so daß es schließlich schlechthin der »Erste« heißt. Wir knüpfen an diese Bemerkung zur weite-

ren Erklärung der im Texte genannten Aemter einige Notizen über die päpstliche Verwaltung. Der Lateranensische Palast war im Laufe der Zeit das eigentliche Haupt der Stadt, der Sitz des Hofes und der gesammten Administration geworden, von wo aus Rom und der Kirchenstaat regiert wurden. Er war zugleich das Abbild des doppelten Wirkens des Papstthums: in demselben Bezirk zusammengehäufter Gebäude wurden sowohl die kirchlichen Angelegenheiten der gesammten Christenheit besorgt, wie die Bettler gespeist, Gerichtssitzungen gehalten und Tribute, Steuern, Renten eincassirt. Der im Palaste wohnende Papst war im achten Jahrhundert von einem förmlichen Ministerium umgeben, in dessen Händen alle Staatsgeschäfte lagen. Die Anfänge desselben lassen sich mit Bestimmtheit bis in's sechste Jahrhundert hinauf verfolgen, aber seine Bedeutung trat erst mit der Gründung des Kirchenstaates ganz hervor. Aehnlich den Notaren und Diakonen, die seit Alters her in die sieben kirchlichen Regionen vertheilt waren, erscheint auch in ihnen die Siebenzahl. Sie waren: der Primicerius und der Secundicerius der Notare, der Arcarius, der Saccellarius, der Protoscriniarius, der Primus-Defensor und der Nomenculator. Obwohl Kleriker, durften diese Beamten ihrer weltlichen Beziehungen wegen doch zu keinem kirchlichen Range aufsteigen, sondern sie blieben auf dem Grade der Subdiakonen stehen. Ihr Ansehen überragte indeß weit dasjenige der Bischöfe und Cardinäle, weil sie die höchsten Minister des Papstes waren, alle vollziehende Gewalt ihnen zukam, und auch die Papstwahl von ihnen abhing. Ihr Wirken unter der Bevölkerung und für dieselben gab ihnen einen mächtigen Einfluß auf alle Schichten derselben.

Nach dem von dem kaiserlichen Hofe auf den Lateran übergegangenen Rang-Ordnungs-System, wo alle Hofbeamten in sogenannte scholae — Schulen — gegliedert waren, erscheinen auch die sieben päpstlichen Oberbeamten als Häupter gewisser Zünfte. Die erste Stelle unter ihnen nahm der Primicerius Notariorum ein, dessen Amt sich bereits im vierten Jahrhundert genannt findet. Er war ursprünglich das Haupt der sieben Regionar-Notare, die nach Constantin's Zeit die Aufsicht über das Scrinium oder die Kanzlei führten. Seinem Wesen nach war er der Premierminister oder Staatssecretair des Papstes; er vertrat ihn daher nicht nur bei der Erledigung des päpstlichen Stuhles neben dem Archipresbyter und Archidiakonus, sondern er trat in diesem Falle so recht eigentlich an die Spitze der Verwaltung.

Neben ihm fungirte der Secundicerius oder Unterstaatssecretair und beide Beamten finden sich oft mit einander als die einflußreichsten Würdenträger Rom's. Bei allen feierlichen Gelegenheiten, wie bei Processionen gingen sie neben dem Papste her; sie hatten den Vortritt vor den Bischöfen. „Sie scheinen," — heißt es in dem Fragmente einer spätern Schrift über die Judices des Palastes — „mit dem Kaiser in Constantinopel selbst zu regieren, da er ohne sie nichts Wichtiges erlassen kann." Daher begehrten die angesehensten Adeligen den Glanz dieser Aemter, und wir finden Consule und Duces zum Primiceriat als zu höherer und höchster Stufe emporsteigen.

Der Arcarius oder Cassirer kann als Minister der Finanzen betrachtet werden. Der Saccellarius oder Säckelmeister bezahlte aus dem öffentlichen Schatz die Löhnung für die Truppen, die Almosen an die Armen, die Presbyteria an den Klerus.

Der fünfte Palastbeamte führte den Titel: Protoscrinarius vom Scrinium im Lateran, bei welchem die Scriniarii angestellt waren, das heißt die päpstlichen Kanzleisecretaire oder Tabelliones, denen es oblag, die Episteln und Decrete der Päpste zu schreiben und die Acten der Synoden vorzulesen. Das Haupt ihrer Schule war der Protoscrinarius, an welchen die Decrete gingen, bevor sie dem Primicerius zur Bekräftigung vorgelegt wurden.

Hierauf folgte im Range der Primus-Defensor oder Primicerius, der Vorstand der Defensoren. Ursprünglich Anwälte der Armen waren sie Advocaten auch in den andern kirchlichen Angelegenheiten geworden. In den Händen ihres Präsidenten lag also die Administration der Patrimonien; er konnte gewissermaßen als Agricultur-Minister betrachtet werden; durch die Defensoren kam an ihn Alles, was sich auf die Rechte der Kirche gegenüber dem Staat, den Bischöfen und Prianten, und auf die Verhältnisse der Colonen bezog.

Der letzte endlich in der Reihe ist der Nomenclator oder Adminiculator, der eigentliche Anwalt der Pupillen, Wittwen, Bedrängten und Gefangenen; der Minister in Gnadensachen. An ihn wandten sich Alle, die vom Papst etwas zu erbitten hatten.

Der allgemeine Name dieser sieben höchsten Beamten des geistlichen Staates war im achten Jahrhundert Judices de clero, zum Unterschied von den Judices de militia, den Duces, Consuln, Chartularii, Magistri militum, Comites und Tribunen. Als nach-

der Errichtung des Kaiserthums Karl's das päpstliche Palatium auch eine kaiserliche Pfalz wurde, erscheinen jene in der doppelten Eigenschaft von päpstlichen und kaiserlichen Beamten zugleich, und sie führen den Titel Judices Palatini, Pfalzrichter, auch Judices ordinarii, weil ihre Jurisdiction auf einen bestimmten Wirkungskreis beschränkt war; als Kleriker durften sie jedoch nicht Criminalrichter sein. Im achten Jahrhundert besaßen sie nicht nur Gerichtsbarkeit in ihren betreffenden Abtheilungen, sondern sie wurden vom Papst bei verschiedenen Rechtsfällen zugezogen. Hauptsächlich dienten sie ihm — dies aber mit Ausnahme des Arcarius und des Protoscrinarius — als Diplomaten und Gesandte.

Nach Niebuhr's Vermuthung ist die Siebenzahl der Judices bei den spätern sieben Cardinalbischöfen und den deutschen Kurfürsten maßgebend gewesen.

III.

Ein Abbild der denkwürdigen Mosaiken aus dem Triclinium majus Leo's III. sieht man in der freistehenden Nische bei der Kapelle Sancto-Sanctorum ganz in der Nähe des Laterans. Nach dem Zerfalle der Tribüne besorgte Benedict XIV. um 1743 diese getreue Copie mit Hülfe von Zeichnungen in der vaticanischen Bibliothek.

In der Mitte des Bildes ist der Heiland auf einem Berggipfel mit daraus entspringenden vier Strömen abgebildet; in der linken Hand hält er ein geöffnetes Buch, auf welchem die Worte Pax vobis zu lesen sind, während die erhobene Rechte die zuhörenden Jünger belehrt. Letztere stehen zu beiden Seiten, mit über die Arme geschürzten Oberkleidern, gleichsam bereit, nach empfangener Lehre in die Welt zu wandern, wie dies die Unterschrift andeutet: „Gehet und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes; und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“ Eine zweite Inschrift um den Bogen her aber sagt: „Ehre sei Gott in der Höhe, und auf Erde Friede den Menschen, die das Gute wollen.“ Als drittes Schriftwerk steht in der Mitte der Name Leo mit dem Monogramm Christi verschlungen.

Zur Rechten und Linken dieses Gemäldes befinden sich nun zwei parallele Darstellungen. Sie beziehen sich auf die Harmonie der geistlichen und weltlichen Gewalt und ihre göttliche Anord-

nung und Verleihung an deren oberste Träger: einerseits an den Papst Sylvester und Constantin den Großen, anderseits an Leo und Karl. In der Zeit Karl's erinnerte man sich lebhaft an Constantin den Kaiser, welcher das Kreuz in seine Fahne aufgenommen, die christliche Kirche zur herrschenden erhoben und mit so vielen Gütern und Rechten ausgestattet hatte. Die Parallele mit jener Zeit ergab sich unter Leo in dem bestehenden Verhältnisse der Kirche zu Karl von selbst. Karl wurde bereits vor seiner Krönung zum Kaiser mit Constantin verglichen; der mächtigste Herrscher des Abendlandes, König Italiens, Patricius der Römer, Besieger so vieler heidnischer Völker, verdiente mit Recht diesen Namen. Es ist als eine ausgezeichnete That der damaligen Kunst zu betrachten, daß sie jene geschichtlichen Verhältnisse so klar auszusprechen verstand, und diese Musive, obwohl roh, ohne Individualität und ohne Spur eines Sinnes für das Portrait, sind dennoch in Bezug auf den Gedanken ihre höchste Leistung in einer Reihe von Jahrhunderten.

Auf dem Bilde rechts thront Christus; zu seiner Rechten kniet vor ihm St. Sylvester, Constantin zur Linken, beide nicht bloß Zeitgenossen, sondern, wie die Legende erzählt, durch Freundschaft verbunden. Der Heiland reicht dem Papst die Schlüssel, dem Kaiser aber das Labarum oder Banner, welches dieser bereits mit der Rechten erfaßt hat. Es ist eine, in drei mit sechs eingestickten Rosen verzierte Zipfel ausgehende Fahne; das Bild des Kreuzes erhebt sich über der Kugel des Lanzenstabes. Constantin trägt um das Haupt einen gezackten Kronreifen; das Schwert steht weit aus dem kaiserlich verbrämten Obergewand ab; an den römischen Schuhen hat er Sporen und sein kriegerisches Antlitz zeichnet ein mächtiger Schnurrbart. Neben der Gestalt steht geschrieben:

R. (oma) CONSTANTINUS.

Dieser Vorstellung entspricht völlig die andere auf der linken Seite, sowohl in Figuren und Gruppe, als in der Handlung, mit der alleinigen Ausnahme, daß hier der sichtbare Stellvertreter an Stelle des unsichtbaren Oberhauptes getreten ist. Der Apostel, in Haltung und Ausdruck dem berühmten uralten bronzenen, sitzenden Petrus in der St. Petrusbasilika ziemlich ähnlich, ist mit dem Pallium bekleidet und hält drei Schlüssel auf seinem Schooße. Mit der Rechten übergibt er dem knieenden Leo die Stola, als Zeichen der priesterlichen Würde, mit der Linken dem knieenden Karl das

Banner, als Zeichen seiner Militia und weltlichen Macht. Der König trägt das mit einem Kronstreifen umwundene Birett, eine Tunika und darüber einen langen Mantel mit reich durch Edelsteine gezierten Borten, unter welchem die Scheide des Degens hervorsieht. Die Gravität des königlichen Antlitzes erhöht auch hier ein langer kriegerischer Schnauzbart. Die Schuhe mit zum Knie heraufgewundenen Bändern — Tibialien — bekleiden seine Füße nach römischer Art. So stellt die bedeutsame Handlung die Einsetzung der geistlichen und weltlichen Gewalt dar. Die Inschriften bestätigen dies, und sie erhöhen die Wichtigkeit des Denkmals. Die Häupter des Papstes wie des Kaisers sind mit einem viereckigen Nimbus umgeben, mit dem die alten Künstler diejenigen lebenden Personen bedachten, die, wie J. Kreuser in seinem „Bildnerbuche" sagt: „mit den vier Angeltugenden geschmückt, durch ein langes und heiliges Leben sich erprobt hatten." Um das Quadrat des Papstes steht geschrieben: SCSSIMVS D. N. LEO. P. P.; um das des Königs D. N. CARVLO. REGI. Unter dem Bilde aber:

BEATE PETRUS DONA
VITĀ. LEONI. P. P. ET BICTO
RIĀ CARVLO. REGI DONA.

was zu lesen ist:

„Seliger Petrus, gib Leben dem Papst Leo, und gib Sieg dem Könige Karl."

Inhalt.

Des Meslettes, J. N.

Rodoald der letzte Sprößling der Langobardenkönige

Köln 1867